



universität  
wien

# DIPLOMARBEIT / DIPLOMA THESIS

Titel der Diplomarbeit / Title of the Diploma Thesis

„Dialekt“ aus der Sicht älterer OberösterreicherInnen.  
Eine qualitative Spracheinstellungsstudie mit sprachbio-  
grafischer Akzentuierung“

verfasst von / submitted by

Alexandra Burgholzer

angestrebter akademischer Grad / in partial fulfilment of the requirements for the degree of  
Magistra der Philosophie (Mag. phil.)

Wien 2018 / Vienna 2018

Studienkennzahl lt. Studienblatt  
degree programme code as it appears on  
the student record sheet:

A 190 333 313

Studienrichtung lt. Studienblatt /  
degree programme as it appears on  
the student record sheet:

Lehramtstudium  
UF Deutsch  
UF Geschichte, Sozialkunde, Politische Bildung

Betreut von / Supervisor:

Univ.-Prof. Mag. Dr. Manfred Michael Glauningner,  
Privatdozent



*Für meine Eltern*



# Inhaltsverzeichnis

|                                                                                         |           |
|-----------------------------------------------------------------------------------------|-----------|
| <b>1 Einleitung.....</b>                                                                | <b>1</b>  |
| <b>2 Theoretischer Teil .....</b>                                                       | <b>5</b>  |
| <b>2.1 Die deutsche Sprache in Österreich oder: Das Dialekt-Standard-Kontinuum.....</b> | <b>5</b>  |
| 2.1.1 Vorbemerkung.....                                                                 | 5         |
| 2.1.2 Standarddeutsch in Österreich.....                                                | 6         |
| 2.1.3 Non-Standarddeutsch in Österreich.....                                            | 8         |
| 2.1.4 Sprachgeografische Einordnung des „Untersuchungsgebietes“ .....                   | 9         |
| <b>2.2 Soziolinguistik – Sprache und Gesellschaft.....</b>                              | <b>13</b> |
| 2.2.1 Entwicklung der Soziolinguistik .....                                             | 13        |
| 2.2.2 Gegenstand der Soziolinguistik.....                                               | 14        |
| 2.2.3 Dialekt und Soziolinguistik.....                                                  | 15        |
| 2.2.3.1 Exkurs: Dialekt und Schule.....                                                 | 17        |
| 2.2.4 (Sozio-)Linguistische Dialektkonzepte.....                                        | 19        |
| 2.2.4.1 Verschiedene Begriffstraditionen.....                                           | 19        |
| 2.2.4.2 Dialekt als Sprachbarriere.....                                                 | 21        |
| 2.2.4.3 Sprachwirklichkeitsforschung nach Löffler.....                                  | 22        |
| 2.2.4.4 Sprachdynamik.....                                                              | 23        |
| <b>2.3 Spracheinstellung, Sprachwahrnehmung, Sprachgebrauch .....</b>                   | <b>25</b> |
| 2.3.1 Laienlinguistik.....                                                              | 25        |
| 2.3.2 Spracheinstellungen.....                                                          | 26        |
| 2.3.2.1 Was sind Spracheinstellungen? .....                                             | 26        |
| 2.3.2.2 Spracheinstellungsforschung.....                                                | 27        |
| 2.3.3 Die Sicht auf die deutsche Sprache in Österreich .....                            | 30        |
| 2.3.3.1 Die Sicht auf Standarddeutsch in Österreich .....                               | 30        |
| 2.3.3.2 Die Sicht auf Dialekt: Zwischen Stigma und Prestige.....                        | 32        |
| 2.3.3.3 Dialektwandel.....                                                              | 34        |
| 2.3.4 Der Gebrauch der deutschen Sprache in Österreich.....                             | 36        |
| 2.3.4.1 Sprachliche Variation in Österreich.....                                        | 39        |
| 2.3.5 Erhebungsmethoden .....                                                           | 42        |

|                                                                               |           |
|-------------------------------------------------------------------------------|-----------|
| 2.3.5.1 Sprachbiografieforschung .....                                        | 42        |
| 2.3.5.2 Das sprachbiografische Interview .....                                | 45        |
| <b>3 Empirischer Teil.....</b>                                                | <b>48</b> |
| <b>3.1 Zu den ProbandInnen und der Methodik.....</b>                          | <b>48</b> |
| 3.1.1 Die ProbandInnen.....                                                   | 48        |
| 3.1.2 Die Methodik.....                                                       | 48        |
| <b>3.2 Datenauswertung und Interpretation der Ergebnisse .....</b>            | <b>49</b> |
| 3.2.1 Wahrnehmung des Dialekt-Standard-Kontinuums.....                        | 49        |
| 3.2.1.1 Zusammenfassung und Interpretation.....                               | 51        |
| 3.2.2 „Dialekt“-Konzept .....                                                 | 51        |
| 3.2.2.1 Bezeichnungen für den eigenen „Dialekt“ .....                         | 54        |
| 3.2.2.2 Zusammenfassung und Interpretation.....                               | 55        |
| 3.2.3 Einstellungen gegenüber dem „Dialekt“ .....                             | 58        |
| 3.2.3.1 Allgemeine Bewertung des „Dialekts“ .....                             | 58        |
| 3.2.3.2 „Dialekt“ und Kinder .....                                            | 58        |
| 3.2.3.3 Wahrnehmungen und Einstellungen hinsichtlich anderer „Dialekte“ ..... | 61        |
| 3.2.3.4 Zusammenfassung und Interpretation.....                               | 62        |
| 3.2.4 Gebrauch von „Dialekt“ .....                                            | 63        |
| 3.2.4.1 Zusammenfassung und Interpretation.....                               | 64        |
| 3.2.5 Veränderung des „Dialekts“ .....                                        | 66        |
| 3.2.5.1 Bewertung der Veränderung des „Dialekts“ .....                        | 69        |
| 3.2.5.2 Gründe für die „Dialekt“-Veränderung .....                            | 70        |
| 3.2.5.3 Zusammenfassung und Interpretation.....                               | 73        |
| 3.2.6 „Standard“-Konzept.....                                                 | 75        |
| 3.2.6.1 Bezeichnungen für „Standarddeutsch“ .....                             | 78        |
| 3.2.6.2 Wer spricht „Standarddeutsch“?.....                                   | 78        |
| 3.2.6.3 „Standarddeutsch“ in Österreich .....                                 | 81        |
| 3.2.6.4 Zusammenfassung und Interpretation.....                               | 81        |
| 3.2.7 Einstellungen gegenüber der „Standardsprache“ .....                     | 83        |
| 3.2.7.1 Zusammenfassung und Interpretation.....                               | 86        |
| 3.2.8 Einschätzung der eigenen „Standard“-Kompetenz.....                      | 87        |
| 3.2.8.1 Zusammenfassung und Interpretation.....                               | 88        |

|                                                 |            |
|-------------------------------------------------|------------|
| 3.2.9 Gebrauch von „Standarddeutsch“ .....      | 89         |
| 3.2.9.1 Schule.....                             | 89         |
| 3.2.9.2 Beruf .....                             | 90         |
| 3.2.9.3 Privat.....                             | 90         |
| 3.2.9.4 Zusammenfassung und Interpretation..... | 92         |
| <b>4 Resümee .....</b>                          | <b>94</b>  |
| <b>5 Literaturverzeichnis.....</b>              | <b>99</b>  |
| <b>5.1 Onlinequellen .....</b>                  | <b>105</b> |
| <b>6 Abbildungsverzeichnis .....</b>            | <b>107</b> |
| <b>7 Anhang.....</b>                            | <b>108</b> |
| <b>7.1 Transkripte der Interviews.....</b>      | <b>108</b> |
| Interview B1.....                               | 108        |
| Interview B2.....                               | 127        |
| Interview B3.....                               | 136        |
| Interview B4.....                               | 143        |
| <b>7.2 Abstract.....</b>                        | <b>153</b> |



# 1 Einleitung

Die Österreicherinnen und Österreicher haben ein sehr ambivalentes Verhältnis zum Dialekt: Er wird gesprochen und gleichzeitig verleugnet, romantisiert und gleichzeitig stigmatisiert. (MOOSMÜLLER 1991: 149)

Dieses kurze, aber dennoch sehr prägnante Zitat verdeutlicht, wie unterschiedlich Dialekt in Österreich wahrgenommen wird. Die Ambivalenz bezieht sich allerdings nicht nur auf individuell unterschiedliche Wahrnehmungen, sondern auch – und vielmehr – auf intraindividuelle Differenzen. Das heißt, dass ein und dieselbe Person sowohl positive als auch negative Emotionen bzw. „soziale Bedeutungen“ mit dem Dialekt verbinden kann. Unsere Sprachwahrnehmung wird vor allem dadurch geprägt, welche Einstellung wir gegenüber einer bestimmten Sprachform bzw. Sprechweise haben, was wiederum davon abhängt, welche sprachlich relevanten Erfahrungen wir in unserem Leben machen. Jedes Wissen, jede Vorstellung, die wir im Laufe unseres Lebens über Sprache erwerben, verknüpfen wir als „soziale Bedeutung“ mit einer bestimmten Sprachform. Immer wenn Sprache wahrgenommen wird, wird ein sozialer Kontext geschaffen, in den sie eingebettet wird. Sprache und Biografie eines Menschen sind also untrennbar miteinander verwoben. Welche Sprechvarietät wir in einer bestimmten Situation verwenden, wie wir also durch Sprache handeln, hängt von einem komplexen Gefüge aus gesellschaftlichen und situativen Faktoren sowie von Einstellungen gegenüber Sprache ab.

Sprachliche Variation ist das Nebeneinander-Existieren mehrerer Varietäten ein und derselben Sprache. Jedem/jeder einzelnen SprecherIn stehen unterschiedliche Sprachformen aus dem gesamten Spektrum zwischen Dialekt und Standardsprache zur Verfügung, welche je nach Situation, abhängig von gesellschaftlichen und attitudinalen Faktoren, bewusst oder unbewusst „ausgewählt“ und eingesetzt werden.

Wie genau sich das ambivalente Verhältnis der SprecherInnen zum Dialekt in Österreich gestaltet, wurde bereits zum Gegenstand zahlreicher Sprach- bzw. Dialekteinstellungsstudien. Dabei standen diverse Personengruppen (bestimmt nach Beruf, Alter, Geschlecht) im Fokus (vgl. z. B. KROISENBRUNNER 2014, SPODAREVA 2002). Die Annahme, die einer solchen Isolierung bestimmter Sozialkategorien zugrunde liegt, ist jene, dass Personen, deren soziale, also außersprachliche, Parameter Ähnlichkeiten aufweisen, auch durch ähnliche Merkmale hinsichtlich des Sprachgebrauchs gekennzeichnet sind (vgl. NIEBAUM / MACHA 2014: 205, LINKE / NUSSBAUMER / PORTMANN 2004: 227).

Die vorliegende Arbeit widmet sich der Sicht auf den eigenen „Dialekt“ seitens älterer Menschen, welche in bisherigen auf Österreich bezogenen einschlägigen Untersuchungen noch nicht im Fokus standen. Das Dialektkonzept und die Dialekteinstellungen der älteren Generation sind gerade im Hinblick auf die wahrgenommene Veränderung des Dialekts sowie den Vergleich mit jüngeren Generationen interessant.

Gegenstand dieser Arbeit ist demzufolge die Sicht älterer, in Oberösterreich lebender Menschen auf den eigenen „Dialekt“. Die vier ProbandInnen gehören der Generation „70 +“ an, sind in Oberösterreich, genauer im Steyrtal, wohnhaft und dort auch sozialisiert worden. Die Personengruppe ist bezüglich ihres Alters (Generation „70 +“), Wohnsitzes (Steyrtal in Oberösterreich) sowie ihres Bildungshintergrundes (sogenannter „niederer“ Bildungshintergrund) homogen. Obgleich die vorliegende Arbeit nicht das Ziel der statistischer Repräsentativität verfolgt, sondern vielmehr qualitative Ansprüche hat und eine Momentaufnahme der Dialektwahrnehmung einer bestimmten Personengruppe intendiert, wurde diese Homogenität bewusst gesetzt.

Es steht die Hypothese im Raum, dass die Loyalität zum Dialekt in Oberösterreich, verglichen mit den anderen österreichischen Bundesländern, besonders hoch ist. Eine wissenschaftlich hinreichende Fundierung liegt dieser Hypothese nicht zugrunde. Sie beruht zum einen auf individueller Beobachtung, zum anderen unterstützen aber auch Spracheinstellungsstudien die Hypothese. Auch in der „objektlinguistischen“ Forschungsliteratur lässt sich – zwischen den Zeilen – durchaus ein spezielles Ansehen des Dialektes innerhalb der oberösterreichischen Bevölkerung herauslesen. EBNER (1989: 166) beschreibt Oberösterreich als ein besonders „dialektfreundliches Land“. Demzufolge ist es in Oberösterreich „in allen Gesellschaftsschichten möglich, Dialekt zu sprechen.“ (EBNER 1989: ebd.)

Selbst im schulischen Umfeld, welches vermeintlich stark durch die Standardsprache geprägt ist, genießt der Dialekt in Oberösterreich eine beachtliche Akzeptanz (vgl. z. B. ORTNER 2017). Auch ein (nicht-wissenschaftlicher) Blick auf die Landeshauptstädte zeigt, dass sich Dialekt in Linz einer weit größeren gesellschaftlichen Anerkennung erfreut als in den anderen. Ist es in Linz üblich, auf Ämtern, im beruflichen Kontext, in Geschäften und mit Kindern Dialekt zu sprechen, so ist in anderen Landeshauptstädten in solchen Situationen die Standardsprache – oder zumindest eine standardnahe Sprachform – die üblichere und gesellschaftlich akzeptiertere Sprachform (vgl. z. B. GOLDGRUBER 2011, LICHTENEGGER 2016). Einstellungs- und Sprachgebrauchsdaten korrelieren häufig miteinander, müssen aber getrennt voneinander untersucht und dürfen demnach aber nicht miteinander verwechselt werden.

Auch an der Universität Wien kann man beobachten, dass Studierende aus Oberösterreich sich ihrem Dialekt gegenüber selbstbewusster zeigen. Warum der Dialekt scheinbar gerade in Oberösterreich eine derart spezielle Bedeutung hat, ist unklar. Es gibt zwar einige Erklärungsansätze, diese bewegen sich aber ebenso nicht über den hypothetischen Status hinaus. Alles in allem wird ersichtlich, dass der Dialektloyalität in Oberösterreich etwas beinahe Mythisches anhaftet. An der Universität Wien entstehen zur Zeit einige sprachwissenschaftliche (Qualifikations-)Arbeiten zur Dialekteinstellung in Oberösterreich, die vielleicht ihren Teil dazu beitragen werden, den „Mythos“ des dialektloyalen Oberösterreichs zu entschlüsseln.

Die **Forschungsfragen**, die daraus hervorgehen, sind folgende:

1. Welches Konzept vom eigenen „Dialekt“ haben die ProbandInnen und welche *soziale Bedeutung* verbinden sie damit?
2. Welche Rolle spielt dieser „Dialekt“ als Komponente der Sprachbiografie der ProbandInnen?
3. Reflektieren die Interviews Korrelationen zwischen attitudinal-perzeptiver „Dialekt“-Dimension und Segmenten der Sprachbiografie?

Somit lassen sich unter Einbeziehung der Ergebnisse von vorliegenden Spracheinstellungsstudien, allgemeiner soziolinguistischer Erkenntnisse sowie von Alltagserfahrungen für diese Arbeit die nachstehenden **forschungsanleitenden Annahmen** ableiten:

1. Die ProbandInnen haben ein – aus sprachdynamischer Sicht – statisches Konzept von ihrem „Dialekt“.
2. Diesem „Dialekt“ wird sowohl Prestige als auch Stigma sowie eine restringierte kommunikative Funktionalität zugeschrieben.
3. Sprachbiografische Schlüsselerlebnisse der ProbandInnen spiegeln sich zu einem gewissen Grad in deren Einstellungen zum eigenen „Dialekt“ wider.

Zur hinreichenden Verortung der vorliegenden Arbeit im entsprechenden Forschungsfeld erfolgt im theoretischen Teil eine Annäherung durch die aufeinander aufbauenden Kapitel systematisch vom Allgemeinen zum Speziellen. In Kapitel 2.1 wird ein Überblick über die deutsch Sprache in Österreich gegeben. Dies erfolgt vor dem Hintergrund der grundsätzlichen Herausforderungen, vor denen die Linguistik bei der Beschreibung von Sprache(n) steht. Dabei werden für die vorliegende Arbeit wichtige Begrifflichkeiten diskutiert und problematisiert sowie die Vielfalt linguistischer Herangehensweisen an einschlägige sprachliche Phänomene eröffnet. Kapitel 2.2 setzt sich mit dem Forschungsfeld der Soziolinguistik auseinander, welche den Rahmen dieser Arbeit bildet. Sie wird zum einen allgemein behandelt, zum anderen werden Schwerpunkte in Bezug auf den Dialekt und verschiedene Dialektkonzepte sowie auf Themen, die im nachfolgenden empirischen Teil relevant werden, gesetzt. Kapitel 2.3 greift das soziolinguistische Teilgebiet der Sprachwahrnehmungs- und Einstellungsforschung heraus. Zugleich wird der Blick auf die Perzeption und Attitüden hinsichtlich der deutschen Sprache in Österreich gerichtet. Damit und mit einer Darstellung wissenschaftlicher Methoden zur Spracheinstellungserhebung wird ein Bogen zum empirischen Teil geschlagen. Im empirischen Teil erfolgt zu Beginn eine Beschreibung der methodischen Vorgehensweise sowie eine Vorstellung der ProbandInnen. Danach werden die Ergebnisse der Untersuchung referiert und interpretiert. Abschließend werden in einem Resümee wesentliche Erkenntnisse zusammengefasst und es wird auf die Forschungsfragen und die forschungsanleitenden Annahmen eingegangen.

## 2 Theoretischer Teil

### 2.1 Die deutsche Sprache in Österreich oder: Das Dialekt-Standard-Kontinuum

#### 2.1.1 Vorbemerkung

Was die Terminologie betrifft, so werden *Standard*, *Standardsprache*, *Standardvarietät* und *Hochsprache* in dieser Arbeit synonym verwendet. Auf den im alltäglichen Gebrauch sowie in der älteren Literatur häufig verwendeten Terminus „Hochdeutsch“ wird im linguistischen Sinn verzichtet, da er ein sprachgeografisches Gebiet bezeichnet (als Pendant zu „Niederdeutsch“). Steht der Begriff „Hochdeutsch“ im Folgenden in Anführungszeichen geschrieben, referiert er auf die laienlinguistische Wahrnehmung bzw. Konzeption. Um eine Abgrenzung zu sprachwissenschaftlichen Konzepten zu schaffen, zeigen Anführungszeichen auch beim Begriff „Dialekt“ vorliegende Laienkonzepte an.

Sprache ist ein vielschichtiges System. Dementsprechend gibt es eine Vielzahl linguistischer Forschungsansätze, die allesamt versuchen, Sprache anhand verschiedener Parameter zu beschreiben. Während die Sprach- bzw. Dialektgeografie (oder Areallinguistik) Sprache als regional gebundenes, strukturalistisch beschreibbares Phänomen versteht, sieht die Soziolinguistik Sprache als Phänomen an, das nicht ohne gesellschaftliche Zusammenhänge erfasst werden kann (vgl. LÖFFLER 2016: 127).

Die vorliegende Arbeit widmet sich klar der SprecherInnenperspektive und wählt damit einen soziolinguistischen Zugang, dennoch werden in diesem Kapitel auch sprachgeografische, also „klassisch“-linguistische Standpunkte, erläutert. Grund dafür ist die eben angesprochene Mehrdimensionalität der Sprache. Das bedeutet für diese Arbeit im Speziellen: Auch wenn die SprecherInnendimension und soziale Zusammenhänge Untersuchungsgegenstand sind, fallen beispielsweise regionale Zusammenhänge nicht einfach weg.

Der bairische Sprachraum, in dem sich das „Untersuchungsgebiet“ im Sinne des Lebensraumes der ProbandInnen befindet, zeichnet sich durch den Gebrauch von Varietäten zwischen Standardsprache und Dialekt aus, die Linguistik bzw. Soziolinguistik nennt das „Dialekt-Standard-Kontinuum“. Österreich ist sprachlich also fast zur Gänze (Vorarlberg ausgenommen) geprägt von „Mischformen“ aus dem gesamten Spektrum zwischen den genannten „Polen“ (vgl. AMMON 1995: 198).

In den folgenden beiden Kapiteln wird zunächst versucht, Dialekt und Standard gesondert voneinander zu betrachten, zum einen der Anschaulichkeit wegen, zum anderen im Hinblick auf die empirische Untersuchung, innerhalb der häufig – auch zur Vereinfachung für die befragten Personen – kontrastiv die Rede von ebendiesen „Extrema“, nämlich Standard („Hochdeutsch“) und Substandard („Dialekt“) sein wird.

### **2.1.2 Standarddeutsch in Österreich**

Zu Beginn dieses Kapitels soll anhand von KLOSS (1976) gezeigt werden, wie sich der Standardcharakter einer „Sprache“ manifestiert bzw. äußern kann. KLOSS geht davon aus, dass sich beinahe alle „Gesamtsprachen“, so auch die deutsche, aus übergeordneten und ihr untergeordneten Sprachformen zusammensetzen. Die Standardvarietät einer Sprache ist dieser Einteilung nach übergeordnet, da ihr durch ihre Schriftlichkeit eine überdachende Funktion zukommt.

Die in Deutschland, Österreich und größtenteils in der Schweiz verbreitete deutsche Standardsprache setzt sich aus dieser Sicht aus den drei nationalen Standardvarietäten zusammen: der deutschen (auch deutschländischen oder bundesdeutschen), der österreichischen und der Schweizer Standardvarietät. Diese Varietäten konstituieren sich sowohl auf der phonetisch-phonologischen Ebene als auch der morphologischen, syntaktischen, lexikalisch-semantischen, phraseologischen und pragmatischen Ebene. Die drei Standardvarietäten sichern weitestgehend die allgemeine Kommunikationsfähigkeit im gesamten deutschen Sprachraum, aus linguistischer Perspektive gelten sie als gleichwertig. Die für Österreich charakteristischen standardsprachlichen, vor allem lexikalischen Eigenheiten werden als Austriazismen bezeichnet, analog dazu jene in Deutschland als Teutonismen, jene in der Schweiz als Helvetismen.

Die deutsche Sprache wird unter diesem Gesichtspunkt gemeinhin als plurizentrische Sprache verstanden. Der Terminus „plurizentrische Sprachen“ geht ebenfalls auf KLOSS (1952) zurück. Folgt man AMMON (2004: 1536), so ist eine Sprache dann plurizentrisch, wenn sie mehr als zwei Standardvarietäten umfasst. Im Fall des Deutschen sind das – wie bereits erwähnt – die deutsche, die österreichische und die Schweizer Standardvarietät. Weitere Beispiele für plurizentrische Sprachen sind etwa Englisch mit Standardvarietäten in Großbritannien, Australien, den USA etc.; Französisch mit Standardvarietäten in Frankreich, Belgien, Kanada (Quebec), der Schweiz etc.; oder Portugiesisch mit Standardvarietäten in Portugal, Brasilien etc.

Wenngleich Staatsgrenzen nicht als scharfe Trennlinien zwischen den Standardvarietäten zu verstehend sind, wird in diesem Zusammenhang mit *Zentrum* vorrangig auf eine Nation, einen

Staat Bezug genommen. AMMON (1995: 49, 97) schlägt deshalb auch den Terminus „plurilingual“ vor. Dabei kann *Nation* aber auch nur für einen Teil eines Staates stehen, beispielsweise im Fall der deutschsprachigen Schweiz (vgl. AMMON 1995: 95).

Diese Konzipierung lässt sich insofern kritisieren, als dass manche „nationale“ Standardvarietäten, so auch die deutschen, tatsächlich nicht für alle Teile einer Nation gleichermaßen gelten. So ist etwa der bundesdeutsche Standard nur für Norddeutschland und der österreichische nur für Ostösterreich charakteristisch (vgl. ebd.: 102). Die Differenz zwischen West- und Ostösterreich bzw. die Dominanz ostösterreichischer Sprachformen zeigt, dass auch hier nationale Homogenität nur bedingt gegeben ist (vgl. ebd.: 211–213).

Die Plurilingualität bzw. Plurizentrik der deutschen Sprache sind also zu hinterfragen. GLAUNINGER (2015: 12–14) merkt an, dass gerade der plurilinguale Ansatz in den letzten Jahren zunehmend ins Wanken gerät. Das „klassische“ Verständnis der Plurilingualität entstammt einer Zeit, in der wir gänzlich andere ökonomische und legislative Bedingungen vorfinden als heute. In Anbetracht der veränderten weltpolitischen Situation und der durch die Europäische Union zusehends verschwimmenden Nationalgrenzen muss das Konzept der plurilingualen deutschen Sprache hinterfragt und erweitert werden. Plurilingualität weicht zunehmend einer „Supra- bzw. Postnationalität“. Tatsächlich zeichnet sich innerhalb der Linguistik diesbezüglich eine Dynamik ab, welche von den klassischen, essentialistischen Modellierungen der deutschen Standardvarietäten hin zu neuen, innovativen soziolinguistischen Betrachtungen führt. „Denn (*Standard-)*Deutsch in Österreich ist mehr als *österreichisches (Standard-)*Deutsch.“ (GLAUNINGER 2015: 14 [Kursivdruck übernommen])

Darüber hinaus wird das Konzept der Plurizentrik dahingehend kritisiert, als es für das Deutsche de facto keine nationalen sprachlichen Zentren, sondern vielmehr z. T. länderübergreifende Regionen gibt, an die der Standard gebunden ist. Parallel zur Plurizentrik und zur Plurilingualität findet man deshalb den Begriff der „Pluriarealität“ (vgl. SCHMIDLIN 2011: 4, 100).

Das Paradigma der Sprachdynamik (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011), auf das zu einem späteren Zeitpunkt noch näher eingegangen wird, sieht Sprache als interaktional-funktionales, sich ständig wandelndes System – und das nicht primär determiniert von Nationen oder arealsprachlichen Zentren. Varietäten bzw. Vollvarietäten sind nach sprachdynamischer Auffassung Ausschnitte eines Einzelsprachsystems, die SprecherInnengruppen im Rahmen der Interaktion generieren und situationsabhängig einsetzen. Heterogenität und Dynamik von Sprache entstehen durch die Interaktion (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011: 51–52).

### 2.1.3 Non-Standarddeutsch in Österreich

In der Linguistik im Allgemeinen wie auch in der Soziolinguistik wird der Begriff „Substandard“ für den Bereich der Variation „unterhalb“ der Standardvarietät verwendet (vgl. LENZ 2003: 33).

Die Sprachlandschaft des Nonstandarddeutschen Österreichs besteht zum größten Teil aus dem im Osten liegenden bairischen Dialektraum. Der kleine alemannische Raum befindet sich im Westen des Landes und beschränkt sich auf Vorarlberg. Alle anderen österreichischen Bundesländer gehören dem bairischen Dialektraum an. Die Trennlinie zwischen diesen beiden Dialektregionen lässt sich relativ exakt ziehen. Die weitere Untergliederung innerhalb des bairischen Raumes ist dagegen viel unklarer. Gemeinhin geht man aber von einer Gliederung in Mittelbairisch (Niederösterreich, Wien, Oberösterreich, Regionen des Burgenlandes, Salzburgs und der Steiermark) und des Südbairischen (Tirol, Kärnten, Regionen Salzburgs und der Steiermark) aus (vgl. AMMON: 1995: 197).

Die Einteilung von Dialektregionen kann auch mittels anderer als traditionell dialektologischer Parameter erfolgen. Aus dialektsoziologischer und dialektpragmatischer Sicht wird der gesamte deutsche Sprachraum in drei Gebiete eingeteilt, nämlich a) in den Norden, b) die Mitte und den Südosten und c) den Südwesten, insbesondere die Schweiz. In Gebiet a) sind Dialekte weitgehend als Mittel alltagssprachlichen Kommunikation abgebaut („Dialektschwund“), in Gebiet b) gibt es stufenlose Übergänge zwischen Dialekt und Standard („Dialekt-Standard-Kontinuum“), in Gebiet c) findet man hingegen eine klare Trennung zwischen dialektalen und standardsprachlichen Formen („Diglossie-Region“). Es zeigen sich deutliche Überlappungen zwischen der sprachsoziologischen bzw. sprachpragmatischen und der sprachgeografischen Einteilung. Gebiet a) entspricht sprachgeografisch dem niederdeutschen Raum, Gebiet b) dem bairischen und Gebiet c) dem alemannischen Dialektraum, mit Ausnahme Südwest-Deutschlands. Österreich gehört demnach beinahe zur Gänze Gebiet b) an, der Region des „Dialekt-Standard-Kontinuums“ (vgl. AMMON 1995: 198).

Die Sprachwissenschaft steht bei der Beschreibung von Dialekt und Standard ganz allgemein vor dem Problem, dass es de facto keine Parameter gibt, die objektiv festlegen können, wo die Grenze zwischen Dialekt und Standard genau verläuft. Wo Standardsprache „endet“ und Dialekt „beginnt“, ist immer bis zu einem gewissen Grad Ermessenssache bzw. abhängig davon, welche Kriterien zur Bestimmung herangezogen werden. Eine Trennung zwischen Standard und Non-Standard (in Österreich) ist demnach komplexer als es zunächst scheint. Nach

MOOSMÜLLER (1991: 15) reflektiert in Österreich selbst die Standardvarietät dialektale Merkmale.

HEINZ KLOSS' (1976) Einteilung in „übergeordnete“ und „untergeordnete“ Varietäten von Sprachen wurde bereits im vorhergehenden Kapitel angesprochen. Diesem Ansatz folgend sind Varietäten des Substandards jene Sprachformen, die von einer „Dachsprache“ zusammengehalten werden.

An dieser Stelle sei ein weiteres Mal ein Vorgriff auf die Sprachdynamik-Theorie (SCHMIDT / HERRGEN 2011) erlaubt, welche den Dialekt folgendermaßen definiert: „Dialekte sind die standardfernsten, lokal oder kleinregional verbreiteten Vollvarietäten.“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 59)

LÖFFLER (2016: 79–80) nähert sich dem Substandard, indem er eine Einzelsprache wie Deutsch als die Gesamtheit aller ihrer Varietäten versteht. Sein Ansatz der „Sprachwirklichkeitsforschung“ (darauf wird in Kapitel 2.2.4.3 näher eingegangen) zeigt, dass die Annahme homogener Varietäten, von der beispielsweise die Dialektgeografie ausgeht, die Sprachwirklichkeit ausblendet.

### **2.1.4 Sprachgeografische Einordnung des „Untersuchungsgebietes“**

Obgleich diese Arbeit keine klassisch dialektologische Abhandlung darstellt und der Fokus nicht auf „objektiv“ linguistischen Faktoren liegt, wird im Folgenden erläutert, wie die Region, aus der die interviewten Personen stammen, dialektgeografisch in die deutsche Sprachlandschaft eingliedert wird. Dies soll auch deshalb geschehen, weil der Dialekt im Steyrtal (und damit ein areales sprachliches Phänomen) – wenn auch nicht explizit, sicher aber implizit – eine Rolle in dieser Arbeit spielt.

Das Steyrtal liegt im Südosten Oberösterreichs und durchzieht die Bezirke Steyr-Land und Kirchdorf (siehe Abbildung 1). Abbildung 2 zeigt die Lage des Steyrtals im Vergleich zum Alm-, Enns- und Kremstal.



Abbildung 1: „Administrative Gliederung“ (Land Oberösterreich [Online])

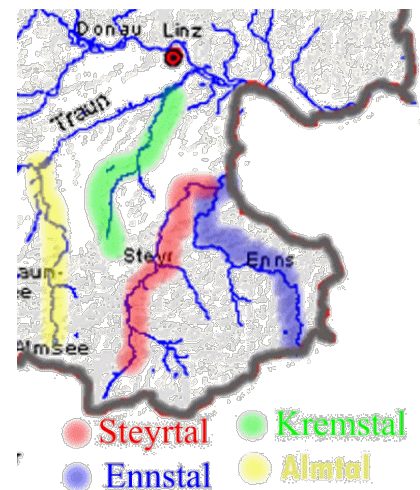


Abbildung 2: „Die Pyhrn-Eisenwurzen“ (ENZENDORFER [Online])

Die Dialektlandschaft Oberösterreichs zeichnet sich aus der Sicht der traditionellen Dialektologie durch ihre Kleinräumigkeit und Vielfältigkeit aus; die Dialektgrenzen verlaufen größtenteils nicht an den Landesgrenzen, sondern innerhalb derselben, beispielsweise an den Grenzen des Traunviertels (vgl. SCHEURINGER 1991 [Online]).

Zu den folgenden Ausführungen sowie zum Kartenmaterial wird auf die Forschungsergebnisse des Adalbert-Stifter-Instituts des Landes Oberösterreich verwiesen (vgl. Adalbert-Stifter-Institut [Online]).

Oberösterreich gehört zum bairischen Dialektraum, welcher zusammen mit dem alemannischen Raum im Westen (Elsass, Baden-Württemberg, Bayerisch-Schwaben, deutsche Schweiz und Vorarlberg) und dem ostfränkischen Raum im Nordwesten (bayerisches Unter-, Mittel- und Oberfranken) den oberdeutschen Raum ergibt. Der oberdeutsche Dialektraum bildet gemeinsam mit dem mitteldeutschen (Lothringen, Saarland, Rheinland-Pfalz, dem Rheinland von Nordrhein-Westfalen, Hessen, Thüringen, Sachsen) das (sprachgeografische) Hochdeutsche. Im Norden des deutschen Sprachgebietes wird Niederdeutsch, das sogenannte Platt gesprochen.

Historisch und sprachgeschichtlich gesehen bezeichnet „bairisch“ den Südosten des deutschen Sprachraums, beziehungsweise eine Sprachträgergruppe, die sich am Ende der Völkerwanderungszeit im Voralpenland zwischen Lech und Enns herausbildete und ansiedelte. Das untere Mühlviertel ausgenommen gehörte das heutige Oberösterreich bereits diesem historischen bairischen Raum an.

Oberösterreich ist fast zur Gänze Teil des Mittelbairischen, nur der Süden, insbesondere das innere Salzkammergut, wird gemeinhin bereits als Übergangszone zum Südmittelbairischen gesehen. Die unten stehende Karte stellt die angesprochenen Dialekträume grafisch dar (vgl. Adalbert-Stifter-Institut [Online]).

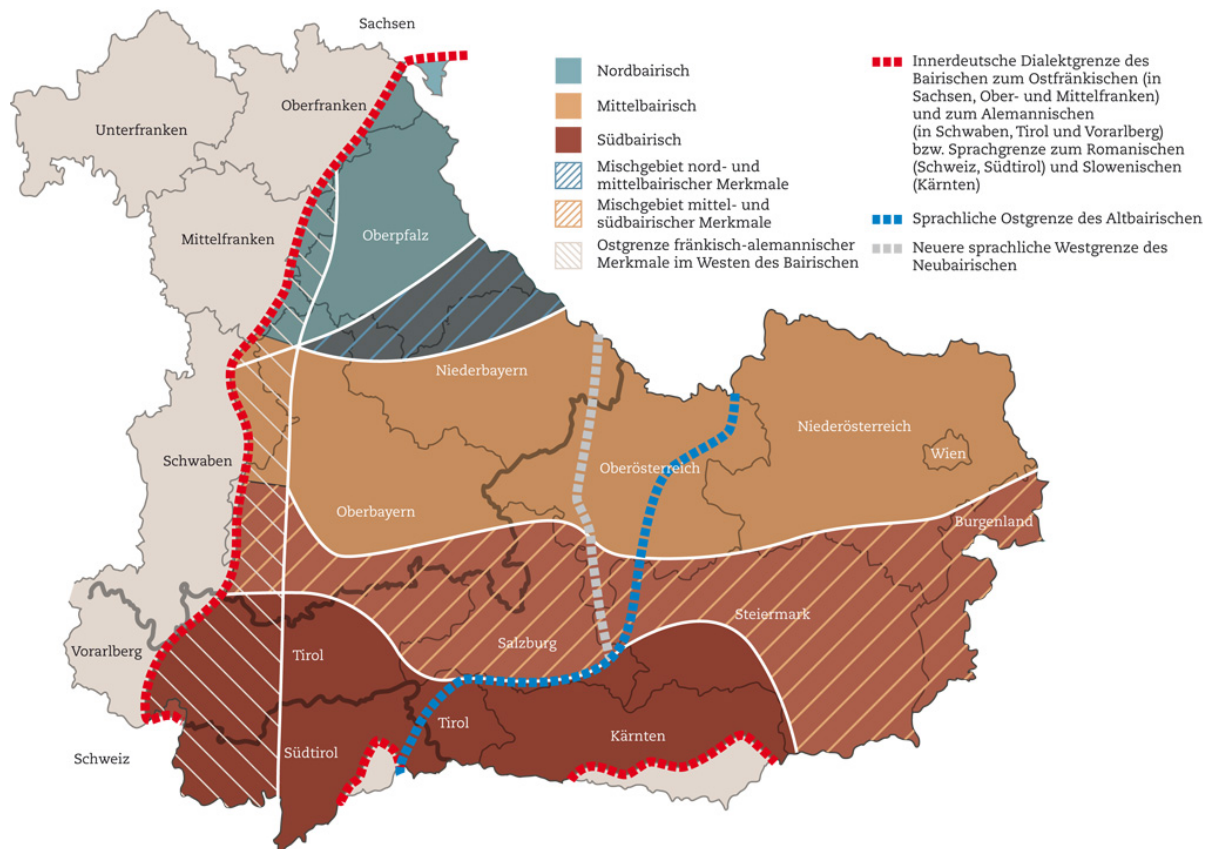


Abbildung 3: „Gliederung des bairischen Dialektraums“ (Adalbert-Stifter-Institut [Online])

Zwar ist das Mittelbairische – und somit die Dialektlandschaft Oberösterreichs – durch sprachliche und lautliche Gemeinsamkeiten gekennzeichnet, die den gesamten mittelbairischen Dialektraum betreffen, wie beispielsweise die Liquidenvokalisierung (*Schuld* wird zu *Schuid*, *Holz* zu *Hoiz* oder *warm* zu *woam*), jedoch ist das Mittelbairische z. T. kleinräumig strukturiert und sehr heterogen.

Dies hängt insbesondere mit wirtschaftlichen Gegebenheiten, aber auch mit geografischen Faktoren zusammen. Gebiete entlang der Hauptverkehrsrouten sind „anfälliger“ für Wandlungsprozesse, wohingegen man in entlegeneren Gebieten, beispielsweise am Böhmerwald und am Alpenrand, konservativere Dialekte vorfindet. So ergibt sich entlang des Donautals eine Isoglosse, die Oberösterreich in einen Norden und einen Süden teilt. Abbildung 4 zeigt diese Einteilung anhand der Konsonantenschwächung, genauer der Dentalschwächung am Wort *Kette*.



Abbildung 4: „Geografie der Dentalschwächung am Beispiel des Wortes *Kette*“ (Adalbert-Stifter-Institut [Online])

Eine weitere Isoglosse ist an der Traun-Krems-Linie und dem Haselgraben zu ziehen, die Oberösterreich in den altbairischen Raum im Westen und im Zentrum (Innviertel, Hausruckviertel, oberes Mühlviertel, westliches Traunviertel und Salzkammergut) und den Neubairischen Raum im Osten teilt (vgl. Adalbert-Stifter-Institut [Online]) – in der Karte (Abbildung 5) werden diese Räume anhand der dort gebräuchlichen Realsierungen von *sind* (1. Pers. Pl.) dargestellt.

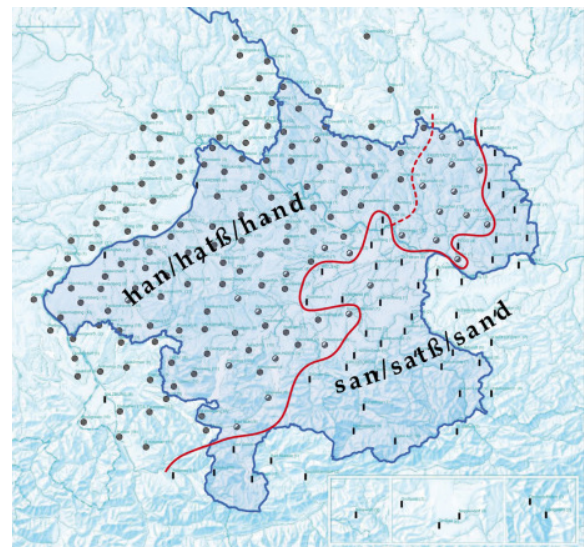


Abbildung 5: „Basisdialektale Verteilung von h- und s-Anlaut im Plural des Verbs ‘sein’“ (Adalbert-Stifter-Institut [Online])

Nun zeigt dieser kurze Exkurs in die „traditionelle“ Dialektologie, wie diese versucht, räumlich gebundene Sprachstrukturen zu systematisieren. Dabei steht sie aber vor dem bereits angesprochenen Problem, eine Homogenität bezüglich des Dialektgebrauchs zu implizieren, die in gewisser Weise die sprachliche Realität unberücksichtigt lässt. Neuere Ansätze der Dialektforschung berücksichtigen dieses Problem zwar in höherem Maße, das Erfordernis des Abstrahierens von kommunikativen bzw. sozialen Implikationen bleibt aber dennoch bestehen (vgl. SCHEUTZ 1995: 25).

## 2.2 Soziolinguistik – Sprache und Gesellschaft

### 2.2.1 Entwicklung der Soziolinguistik

Lange Zeit klammerte die Linguistik die SprecherInnendimension weitestgehend aus ihrem Gegenstandsbereich aus. Erst in den späten 1960er-Jahren rückten die SprecherInnen, deren Einstellung und Wahrnehmung hinsichtlich der (Variation von) Sprache allmählich ins Zentrum des Interesses der Soziolinguistik. Hand in Hand mit der Entwicklung der Soziolinguistik zu einem eigenen Wissenschaftsbereich geht das enorme Wirtschaftswachstum in den westlichen Industrienationen dieser Zeit. Die dadurch ausgelösten Veränderungen gesellschaftlicher, sozialer und politischer Verhältnisse zwingen auch die Sprachwissenschaft dazu, ihren „Nutzen“ für die Gesellschaft zu hinterfragen. In diesem Zusammenhang wird auch von einer Politisierung der Sprachwissenschaft gesprochen. Sprache soll unter Einbeziehung gegenwartsbezogener, gesellschaftlich relevanter Themen analysiert und diskutiert werden. Genauer gesagt ist die Politik vor dem Hintergrund des Bedarfs an Arbeitskräften daran interessiert, mit Hilfe der Linguistik Sprachbarrieren abzubauen sowie den in die Krise geratenen Bildungsbereich zu optimieren. Der neue Gegenwarts- und Gesellschaftsbezug nimmt der Sprachwissenschaft, zumindest teilweise, ihr antiquiertes Image. Die Soziolinguistik konzentriert sich in dieser Frühphase insbesondere auf die sozioökonomische „Schichtung“ der Gesellschaft, welche man hauptsächlich für den Sprachgebrauch verantwortlich macht. Tonangebend in dieser frühen Phase der Soziolinguistik sind vor allem die Theorien BASIL BERNSTEINS und WILLIAM LABOVS, welche in Kapitel 2.2.4.2 erläutert werden. In den darauffolgenden Jahren erweitert die Soziolinguistik ihren Gegenstandsbereich. Nicht allein die Schichtzugehörigkeit wirkt sich auf den Sprachgebrauch aus, sondern ebenso Sozialkategorien wie Alter, Geschlecht, Beruf etc. Damit einher geht die Etablierung des Begriffes „Varietätenlinguistik“, der noch heute und teilweise synonym zum Begriff „Soziolinguistik“ verwendet wird. *Varietät* stellt dabei eine neutralere Bezeichnung im Vergleich zu älteren wie „Code“ oder „Soziolekt“ dar. Die neuere Soziolinguistik untersucht nicht nur die Determination der Heterogenität von Sprache durch die Gesellschaft, sondern fragt in entgegengesetzter Richtung auch danach, inwiefern dieser Heterogenität, d. h. der Sprachgebrauch und die Sprachbewertung die soziale Wirklichkeit konstituieren (vgl. LINKE / NUSSBAUMER / PORTMANN 2004: 336–337).

## 2.2.2 Gegenstand der Soziolinguistik

Sprache hat innerhalb einer Gesellschaft eine doppelte Funktion. Wir vermitteln durch Sprache einerseits Informationen, gleichzeitig vollziehen wir dadurch Sozialhandlungen. Kein Informationsaustausch ohne Sozialhandlung. Die Tatsache einer Wechselbeziehung zwischen Sprache und Gesellschaft bildet die Basis und den Ausgangspunkt der Soziolinguistik. BURKART (2002: 63) verdeutlicht diesen Zusammenhang von einem kommunikationstheoretischen Standpunkt aus, indem er menschliche Kommunikation als „symbolisch vermittelnde Interaktion“ versteht:

Damit ist ein In-Beziehung-Treten von Menschen gemeint, das darauf abzielt, mit Hilfe gemeinsam verfügbarer Zeichen wechselseitig vorrätige Bedeutungsinhalte im Bewusstsein zu aktualisieren.

Daraus lässt sich erkennen, dass menschliche Kommunikation abhängig von Bedeutungs- und Sinnzuschreibungen ist. Sprache und soziale Faktoren stehen in einem wechselseitigen Abhängigkeitsverhältnis. Zentral für die Soziolinguistik sind also Fragen, welche ebendieses Wechselverhältnis thematisieren. Es geht nicht um die „rein sprachliche“ Seite verschiedener Varietäten bzw. Varianten, sondern die sozialen, gesellschaftlichen und situativen Umstände, die einen/eine SprecherIn dazu bringen, eine Varietät/Variante zu realisieren.

Die Soziolinguistik versteht Sprache somit als genuin soziales Phänomen, welches sich nur unter Einbeziehung der Dimension ihrer SprecherInnen begreifen lässt. Diese dem Inhalt nach zum „traditionellen“ linguistischen Verständnis konträre Auffassung von Sprache wirkt sich auch auf die Methodik und Theoriebildung aus. Während die strukturalistische oder generative Systemlinguistik (vermeintlich) objektiv und stark theoriegeleitet arbeitet, stellt die Soziolinguistik empirische, insbesondere „subjektive“ sprachbezogene Daten in den Mittelpunkt (vgl. LINKE / NUSSBAUMER / PORTMANN 2004: 336).

Die Gegensätzlichkeit der beiden Zugänge zum Phänomen „Sprache“ bedeutet jedoch nicht, dass einer dem jeweils anderen seine Gültigkeit abspricht. Ziel ist es vielmehr, durch den Austausch zwischen den Disziplinen ein umfassenderes Bild über Sprache zu erlangen. Sprache kann unter vielen Gesichtspunkten betrachtet und beschrieben werden.

LÖFFLER (2004: 33) beschreibt den Gegenstand der Soziolinguistik wie folgt:

Soziolinguistik befasst sich mit der Abhängigkeit von Sprache von der veränderten Größe „Sprecher“ oder „Mensch“, insoweit er innerhalb einer gesellschaftlichen Verflechtung steht, einer oder mehreren Gruppen angehört, je nach sozialer Konstellation verschieden agiert und seine Sprechhandlung diesem Agieren anpasst. Die Dialektologie des normativen, des antiquarischen und des streng linguistischen Interesses ist nie soziolinguistisch ausgerichtet gewesen.

Die Sprecherseite, der Mensch also in seiner sozialen Variabilität, und deren Einfluss auf das Sprachverhalten wurde nicht thematisiert. Man wusste natürlich Bescheid über den Dialektsprecher und seine soziale Merkmalsbeschreibung. Er war identisch mit dem „Volk“. Dialekt war Volkssprache, d. h. die Sprache der Ungebildeten. Die Sprecherseite blieb als konstanter Hintergrund für die Betrachtung des Dialekts außerhalb der Diskussion.

In diesem Zitat werden die wesentlichen Schlagworte dargelegt, die essentiell für die Soziolinguistik sind: „Abhängigkeit“ zwischen „Sprache“ und „Mensch“, „soziale Verflechtung“, „Sprechhandlung“ sowie der Einfluss „sozialer Variabilität“ auf das „Sprachverhalten“. Ebenfalls wird im Zitat bereits eine spezielle Verbindung zwischen Soziolinguistik und Dialektologie angesprochen, welche im nächsten Kapitel weiter ausgeführt wird.

### **2.2.3 Dialekt und Soziolinguistik**

Das Interesse der Sprachwissenschaft bezüglich des Dialekts liegt lange Zeit ausschließlich auf einer diachronen Betrachtungsweise. Man erhofft sich von der Untersuchung möglichst alter, „unberührter“ Dialekte, durch lautgesetzliche Rekonstruktion auf vergangene Sprachformen schließen zu können. Zu diesem Zweck werden ausschließlich bestimmte Menschen befragt, um den „authentischen“ Dialekt zu dokumentieren. Diesbezüglich besteht aber keineswegs ein soziolinguistisches Interesse – SprecherInnen dienen lediglich als DatenlieferantInnen. Interessiert ist man am Dialekt älterer, am Land lebender, immobiler, manuell tätiger Menschen (vgl. LÖFFLER 2003: 34). Das ist im Zusammenhang mit vorliegender Arbeit insofern relevant, als dass auch hier ältere, am Land lebende DialektsprecherInnen im Fokus stehen, wenn auch unter einem völlig anderen Blickwinkel.

SCHEUTZ (vgl. 2004: 879–880) skizziert die spezielle Verbindung der Disziplinen Soziolinguistik und Dialektologie anhand der Entstehungsgeschichte der letzteren. Seit ihren Anfängen verfolgt sie diese Ansätze, die wir noch heute auch in der modernen Soziolinguistik wiederfinden. Dennoch liegt der Schwerpunkt des Interesses zunächst noch auf dem Vorkommen, den Merkmalen und der historischen Entwicklung räumlich gebundener Sprachformen. Die Fokussierung auf die Dialektgeografie, also auf die räumliche Variabilität, blendet lange Zeit das Vorhandensein individueller, kommunikativer Variabilität aus. Nach und nach verlagert sich aber das Forschungsinteresse zunehmend auf die Konversation, soziale Bedeutung von Sprache und den Sprachgebrauch:

Es geht nicht mehr nur darum, die raumgebundenen Merkmale auszumachen und ihre geographische Verteilung darzustellen, sondern ihre Verortung – formal und funktional – im individuellen und kollektiven sprachlichen Repertoire aufzuspüren. (SCHEUTZ 2004: 880)

Dieses neue Verständnis von Dialektologie bringt nicht nur eine Verbindung zur Soziolinguistik und neue Forschungsmethoden mit sich, sondern auch eine grundlegende Veränderung bezüglich des sozialen „Wertes“ von dialektalen Varietäten (vgl. SCHEUTZ 2004: 880).

Alles in allem wird deutlich, dass die soziolinguistische Sicht auf Dialekte vor allem in ihrer Frühphase nicht frei von ideologischen Ansätzen ist. Das Ziel einer Ent-Ideologisierung des Gegenstandsbereiches verfolgt LÖFFLER (2016) mit den Begriffen „Sprecher-Dialektologie“ bzw. „Sozio-Dialektologie“. Angesichts der grundlegend neuen Herangehensweise, wie Dialekt erfasst und verstanden werden kann, nämlich durch den tatsächlichen Gebrauch in potenziell allen Gruppen der Gesellschaft, kann man ab den 1970er-Jahren von einem Paradigmenwechsel in der Dialektologie sprechen. Nicht mehr nur die sprachliche Seite des Dialekts wird untersucht, vielmehr steht nun soziale Dimension, die sich sprachlich äußert, im Vordergrund (vgl. LÖFFLER 2010: 127).

Dialekt und „Hochsprache“ werden zudem lange Zeit als absolute Gegenpole beschrieben. Ein Bewusstsein über die Variation zwischen diesen Polen gibt es kaum. Die Sprachwissenschaft versteht den Dialekt außerdem in der – sozusagen – vor-soziolinguistischen Zeit als rein räumlich gebundenes und entsprechend variierendes Phänomen (z. B. Gegensatz Stadt–Land). Die darüber hinausgehende soziale Dimension bleibt unberücksichtigt. (vgl. LÖFFLER 2003: 35).

Erste entscheidende Berührungspunkte zwischen der Dialektologie und soziolinguistischen Fragestellungen bzw. erste soziolinguistisch-dialektologische Bestrebungen gehen Hand in Hand mit dem Entstehen der „Wahrnehmungsdialektologie“, auch „perzeptive Dialektologie“ (*perceptual dialectology*) genannt, im frühen 20. Jahrhundert (vgl. PRESTON 2004: 1983). Auf dem Klappentext von PRESTON (1999) finden wir eine prägnante Beschreibung, womit sich die *perceptual dialectology* beschäftigt:

Perceptual dialectology investigates what ordinary people (as opposed to professional linguists) believe about the distribution of language varieties in their own and surrounding speech communities and how they have arrived at and implement those beliefs. It studies the beliefs of the common folk about which dialects exist and, indeed, about what attitudes they have to these varieties.

Mit einer 1939 in den Niederlanden durchgeführten Studie (vgl. RENSINK [1955] 1999) zur Dialektperzeption tritt erstmals die Dialektwahrnehmung von Nicht-LinguistInnen ins Zentrum des linguistischen Interesses. WEIJNEN (1946) entwickelt zur Analyse der Daten die *little-arrow-method*, mit welcher als ähnlich wahrgenommene Dialektgebiete auf einer Karte mittels

Pfeilen verbunden werden. Kommt es zu einer Bündelung der Pfeile, kann von einem mehr oder weniger „einheitlichen Dialektgebiet“ ausgegangen werden (vgl. PRESTON 2004: 1683).

Die heutige Wahrnehmungsdiakktologie beeinflusst vor allem der US-Amerikaner DENNIS PRESTON. Er entwickelt die *five-point-method*, mit der die Dialektwahrnehmung von Nicht-LinguistInnen in fünf methodisch unterschiedlichen Schritten untersucht wird (vgl. PRESTON 1999: xxxiv). Im Gegensatz zum angloamerikanischen Raum erfreuen sich wahrnehmungsdiakktologische Untersuchungen im deutschsprachigen Raum erst in jüngster Zeit wachsender Beliebtheit.<sup>1</sup>

### 2.2.3.1 Exkurs: Dialekt und Schule

Da in vorliegender Untersuchung ein Schwerpunkt auf der Sprachbiografie älterer SprecherInnen liegt und schulische Erfahrungen einen nicht zu unterschätzenden Einfluss auf Einstellungen gegenüber Sprache haben, soll in diesem Kapitel umrisshaft ein Eindruck darüber gegeben werden, wie die Schule im deutschsprachigen Raum – auch aus historischer Perspektive – zum Dialekt steht.

Im 19. Jahrhundert versucht man, den Dialekt so gut es geht aus dem schulischen Kontext auszuschließen, um damit einen möglichst scharfen Kontrast zum häuslichen, familiären Sprachgebrauch herzustellen (vgl. LÖFFLER 2003: 34).

In diversen Studien aus der „Sprachbarriere“-Zeit (vgl. z. B. AMMON 1972, JÄGER 1971) wird postuliert, dass es bei dialektsprechenden SchülerInnen zu Interferenzen zwischen Dialekt und Schriftsprache kommen kann, welche als „Fehler“ in Erscheinung treten.

In Deutschland hält sich seit langem der Gedanke, jede Generation an SchülerInnen wäre die letzte, die noch Dialekt sprechen würde. Diese Annahme manifestiert sich auch in der Deutschdidaktik, was wiederum dazu beiträgt, dass diese offensichtliche Fehldeutung nicht hinterfragt wird, sondern sich immer weiter verfestigt. Dialekt wird im Unterricht aus einer gewissen Ferne betrachtet, nicht aber als in den Lebenswelten vieler SchülerInnen allgegenwärtiges Verständigungsmittel. Hand in Hand damit geht eine Abwertung des Dialektgebrauchs. Dialekt wird als eine falsche Abwandlung des Standards gesehen, die es in der Schule absolut zu vermeiden gilt. Ein Blick auf die – zumindest die bundesdeutsche – Schulgeschichte zeigt, dass diese Haltung zum Dialekt die vorherrschende war (vgl. NIEBAUM / MACHA 2014: 232–233), was zweifellos,

---

<sup>1</sup>Für einen umfassenden Einblick in die Wahrnehmungsdiakktologie vgl. den Sammelband von ANDERS / HUNDT / LASCH (2010).

alleine durch diverse didaktische Werke und die länderübergreifende Meinung der einschlägigen Wissenschaft, auch den Unterricht in Österreich beeinflusste.

Die Diskussion über Dialekt als „Sprachbarriere“ in den 1960ern und 1970ern (vgl. dazu Kapitel 2.2.4.2) reihte sich in dieses Verständnis von Dialekt und Standard im Unterricht ein. Sie wirkte sich insofern auf die Schule im gesamten deutschsprachigen Raum aus, als dass nun Dialekt zunehmend als Bildungshindernis gesehen wurde. Auch hier liegen nicht zu übersehende Wertungen vor. So viel zur Geschichte. Vom heutigen Standpunkt aus lässt sich die Problematik Dialekt und Standard im Unterricht weitaus neutraler betrachten (vgl. NIEBAUM / MACHA 2014: 232–233).

Seit den 1980er-Jahren wird Dialekt im Unterricht nicht mehr tabuisiert wie in den Jahrzehnten zuvor. Eine Änderung der Sichtweise bringt einen „lockereren“ Umgang mit dialektalen Varietäten/Sprechweisen, den man sogar als regelrechten „Dialekt-Boom“ der 1980er-Jahre bezeichnen könnte (vgl. z. B. IGL 1989). Die Folgejahrzehnte sind ebenso von einer vergleichsweisen „Hochphase“ des Dialekts im Unterricht gekennzeichnet. Dialekt im schulischen Kontext ist nicht mehr rein negativ konnotiert, sondern wird mit positiven Aspekten in Verbindung gebracht (vgl. HOCHHOLZER 2004).

Insgesamt scheinen Dialekt und Schule bis heute ein komplexes Feld darzustellen, das sicherlich regionalspezifisch ist, aber nicht nur. Vielmehr sind auch im schulischen Kontext schichtspezifische Unterschiede bezüglich des Sprachgebrauchs erkennbar (vgl. SCHULYOK-SCHOPP 2013). Eine Studie von DAXL / HOLZINGER (2016) ergibt, dass NMS-Lehrkräfte in Wien Dialekt im Unterricht kritisch reflektieren, aber keineswegs als Problem wahrnehmen. An österreichischen Volksschulen zeigt sich nach WITTIBSCHLAGER (2016), dass die meisten LehrerInnen nach Selbstbekundung DialektsprecherInnen sind und auch ihre SchülerInnen als solche bezeichnen. Der Dialektgebrauch im Unterricht wird in vielen Unterrichtssituationen als vorteilhaft angesehen. In oberösterreichischen Volksschulen, das fand ORTNER (2017) heraus, hat der Dialekt einen besonders hohen Stellenwert, was EBNERS (1989) Beschreibung von Oberösterreich als „dialektfreundliches Land“ bestätigt.

Man kann davon ausgehen, dass der Anteil der DialektsprecherInnen unter in Österreich unterrichtenden LehrerInnen relativ hoch ist. Zum Vergleich: Eine groß angelegte Umfrage aus dem Jahr (vgl. WIESINGER 1988) ergibt, dass drei Viertel der österreichischen Bevölkerung DialektsprecherInnen sind. Auch STEINEGGER (1998: 90) stellt einen hohen Prozentsatz an selbstbekundeten DialektsprecherInnen in Österreich fest, nach ihm liegt dieser bei 78%. Demzufolge

liegt wahrscheinlich auch der dialektsprechende LehrerInnenanteil in etwa bei diesen drei Vierteln bzw. den 78%. Bereits angesprochene Studien lassen vermuten, dass dieser Anteil in Oberösterreich sogar über dem Österreichdurchschnitt liegt.

## **2.2.4 (Sozio-)Linguistische Dialektkonzepte**

Einleitend soll die Definition von „Dialekt“ nach BUBMANN (vgl. 2002: 162) sinngemäß wiedergegeben werden. Dieser Definition nach ist Dialekt gekennzeichnet durch Ähnlichkeit zu anderen Sprachsystemen, durch regionale Begrenztheit sowie durch Nicht-Normierung und Nicht-Schriftlichkeit. GOOSSENS (1977) stellt fest, dass auch Dialekte diastratisch, diaphasisch, diasituativ und diatopisch definiert sind. Mit diesen beiden sehr allgemein gehaltenen, aber dennoch grundlegenden Ansätzen als Ausgangspunkt werden im Folgenden verschiedene linguistische Zugänge skizziert, die allesamt versuchen, den Dialekt zu beschreiben und zu erfassen.

### **2.2.4.1 Verschiedene Begriffstraditionen**

„Dialekt“ leitet sich vom Griechisch-Lateinischen ab. Trotz diesem gemeinsamen Ursprung des Begriffs gestaltet sich dessen Inhalt je nach Land bzw. Sprache unterschiedlich. Besonders deutlich werden die Unterschiede anhand des Vergleichs der Begriffstraditionen im deutschen, französischen und angloamerikanischen Raum. Im deutschen Sprachraum referiert „Dialekt“ sehr stark auf räumliche Begrenztheit. Ebenso umfasst der deutsche Dialektbegriff oft eine große Bandbreite an Sprachformen, nämlich oft das gesamte Spektrum unterhalb der Standardsprache und damit kleine Ortsdialekte und Umgangssprachen, sogar standardnahes Deutsch mit geringem dialektalen Einfluss wird zuweilen noch dem Dialekt zugeordnet. Varietäten, die aber primär nicht regional gebunden, sondern sozial bedingt sind, gelten innerhalb der deutschen Tradition nicht als Dialekt, sondern als „Soziolekt“. Ein ganz ähnliches Verständnis findet man in Italien. Auch dort verbindet man Dialekt mit regionalen Faktoren. Im französischen Raum bezieht sich Dialekt, im Gegensatz zum deutschen und italienischen Gebrauch des Begriffs, nicht auf vielfältige, kleinräumige Varietäten, da diese im Französischen nicht existieren, sondern auf wenige große Dialekträume. Dagegen verweist die angloamerikanische Begriffstradition in jeweils gleichem Maß auf räumliche und soziale Bedeutungskomponenten. Eine Unterscheidung der beiden Bereiche erfolgt mithilfe zusätzlicher Begrifflichkeiten wie einerseits „*social dialect*“ und andererseits „*regional dialect*“ (vgl. MATTHEIER

2004: 1436–1437). AMMON (1972: 55) meint, dass sich Dialekt und Standardsprache hauptsächlich durch ihre „unterschiedliche regionale Reichweite“ unterscheiden.

Somit gibt es unterschiedliche Herangehensweisen, um Dialekt zu definieren. Bei all der Verschiedenheit findet die Abgrenzung des Dialekts aber immer in Kontrast zur Standardsprache statt. Aus linguistischer Perspektive ist Dialekt ein Subsystem einer übergeordneten Sprache. Dieses Subsystem darf sich nur so weit von jener Sprache entfernen, dass Verständlichkeit gewährleistet bleibt. Es bleibt allerdings linguistisch offen, wann genau diese Verständlichkeit nicht mehr gegeben ist. In diesem Zusammenhang ist ein Definitionsversuch der generativen Transformationsgrammatik zu erwähnen. Sie nimmt an, dass Dialekt und Standard sich durch ihre Oberflächenstrukturen voneinander unterscheiden, durch ihre Tiefenstrukturen aber miteinander verbunden sind. Dieser Zugang begreift Dialekte aber als rein synchrone Variationerscheinungen. Im Gegensatz zum US-amerikanischen Raum, in dem solche synchronen Sprachvarianten (Slangs) häufig auftreten, ist diese Definition für den deutschsprachigen Raum unzureichend. Es ist nicht per se davon auszugehen, dass im deutschsprachigen Raum Dialekt und Standard gleiche Tiefenstrukturen haben (vgl. LÖFFLER 2003: 3–4).

Folgt man LÖFFLER (2003: 4–7) weiter, so lassen sich weitere Kriterien formulieren, welche Dialekt zwar nicht vollständig definieren, sich einer Definition aber annähern. Ein Kriterium bezieht sich auf den Verwendungsbereich. Dialekt werde eher im familiären, kleinregionalen, Hochsprache im öffentlichen, überregionalen Bereich gesprochen. Freilich kann in gewissen Regionen auch eine Sprachform für beide Bereiche genutzt werden, weswegen dieses Kriterium nicht für sich alleine stehen kann. Ein nächstes Kriterium betrifft den Personenkreis, welcher Dialekt bzw. Hochsprache benutzt. Dialekt wird der Unterschicht zugordnet, Hochsprache der Mittel- und Oberschicht. Auch hier muss gesagt werden, dass diese Einteilung vielerorts, gerade in Österreich und insbesondere in der Schweiz, nicht gilt. Denn in vielen Regionen Österreichs wird Dialekt auch von höheren Gesellschaftsschichten im privaten wie öffentlichen Bereich gesprochen. Des Weiteren kann man die Sprachgeschichte zur Abgrenzung von Dialekt und Standard heranziehen. Auch die sprachgeschichtliche Auseinandersetzung mit Dialekt und Hochsprache greift aber zu kurz, da nicht alle Dialekte auf ähnlichen diachronen Strukturen beruhen. Das wohl augenscheinlichste Merkmal, das auch schon in den vorherigen Kapiteln angesprochen wurde, ist die räumliche Erstreckung. Während Dialekt auf kleine Regionen begrenzt ist, ist Hochsprache nicht gleichermaßen an Räumlichkeiten gebunden. Damit in Zusammenhang steht die Differenz der kommunikativen Reichweite. Dialekte haben im Gegensatz zur Hochsprache eine geringere kommunikative Reichweite. An dieser Stelle soll aber nachdrücklich darauf hingewiesen werden, dass all die genannten Kategorien im Einzelnen keine

den Dialekt konstituierenden Merkmale darstellen, sie dienen im Ganzen lediglich einer Annäherung an das Phänomen Dialekt.

#### **2.2.4.2 Dialekt als Sprachbarriere**

Der britische Soziologe BASIL BERNSTEIN nimmt mit seiner 1958 entwickelten „Defizit-Hypothese“ besonderen Einfluss auf die frühe Soziolinguistik und das Dialektverständnis im deutschsprachigen Raum. Mit dieser Hypothese versucht er, gesellschaftliche Ungleichheiten anhand der Verteilung der Gebrauchs von Dialekt und Standardsprache mittels sozial bzw. sozioökonomisch bedingter „Sprachbarrieren“ zu erklären. Das Konzept basiert auf einer Korrelation zwischen schichtenspezifischen Sprachvarietäten und kognitiven Fähigkeiten. Niedere soziale Schichten seien allein aufgrund ihrer Sprache („restringierter Sprechkode“) benachteiligt gegenüber höheren sozialen Schichten („elaborierter Sprechkode“) (vgl. HELBIG 1990: 254).

Dass diese Theorie sehr wertend und normativ mit Sprachvarietäten umgeht, muss nicht noch einmal gesagt werden. Trotz Kritik von vielen Seiten bringt die „Defizit-Hypothese“ BERNSTEINS weitreichende Veränderungen des schulischen Sprachunterrichts mit sich. Ein neuer „kompensatorischer“ Ansatz soll die unteren Gesellschaftsschichten an die oberen „heranführen“. Trotz der sprachideologischen Wertungen, welche diesbezüglich wirksam werden, ist der Begriff der „Dialektbarriere“ noch lange allgegenwärtig, und Dialekt wird als Hindernis beim Erwerb der Standardsprache verstanden.

Ab den späten 1960er- und 1970er-Jahren wird die „Defizit-Hypothese“ von WILLIAM LABOVS „Differenz-Hypothese“ abgelöst. Sie verbindet ebenfalls die soziale und sprachliche Dimension, stellt dabei aber komplexere Zusammenhänge her, geht deskriptiver und neutraler vor und zieht keine Differenz hinsichtlich kognitiver Fähigkeiten in Betracht. Ebenso einflussreich ist die Untersuchung von ULRICH AMMON (1972), welche ebenfalls eine Korrelation zwischen sozioökonomischer Schicht und Sprachkompetenz herstellt.

Jüngere Theorien gehen vor allem davon aus, dass komplexere sprachliche Anforderungen im Beruf und die höhere Mobilität der „oberen“ sozioökonomischen Schichten standardsprachliche Kompetenz herausausbildet (vgl. HELBIG 1990: 257–258).

Die genannten Konzepte bewirken zuweilen eine Abwertung und einen Prestigeverlust des Dialekts. Ungeachtet der verschieden ausgeprägten Wertungen, die in einem Großteil der Theorien zutage treten, verstärken sie insgesamt das Anliegen, standardsprachliche Kompetenz in Schulen zu vermitteln, um Chancengleichheit zumindest aus sprachlicher Sicht zu vermeiden.

### 2.2.4.3 Sprachwirklichkeitsforschung nach Löffler

HEINRICH LÖFFLERS „Sprachwirklichkeitsforschung“ fokussiert nicht theoretische Aspekte, sondern empirische Daten. Sprachliche „Wirklichkeit“ zeichnet sich durch einen hohen Grad an Heterogenität aus, die sich aus der Heterogenität der Gesellschaft und der Vielfalt außersprachlicher Faktoren ergibt. Nach LÖFFLER (2016) macht ebendiese Vielzahl an Faktoren die Abgrenzung einzelner Varietäten unmöglich. Es gibt immer wieder neue Möglichkeiten, Varietäten zu modellieren. Veranschaulicht wird das in seinem „Sprachwirklichkeitsmodell“ (siehe Abbildung 6).

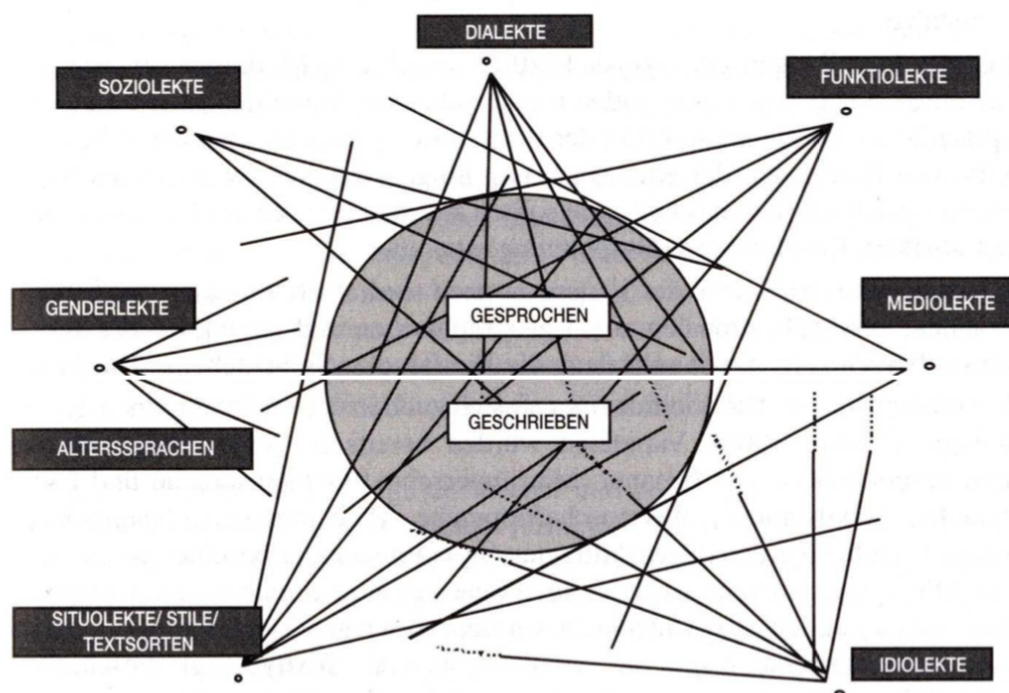


Abbildung 6: „Sprachwirklichkeitsmodell“ (LÖFFLER 2016: 79)

Das Modell verdeutlicht, dass, entgegen der strukturalistischen Auffassung, die Sprachwirklichkeit ein „übergangsloses Kontinuum“ (LÖFFLER 2016: 79) an Sprachformen ist, in dem Varietäten bzw. „Lekte“, wie LÖFFLER sie aufgrund ihrer Suffixe nennt, entsprechend diskontinu-

ierliche Erscheinungsformen bilden. Das Hauptaugenmerk des Modells liegt auf dem/der SprecherIn und der interaktionalen Dimension der Sprache. Die „Unordnung“ bzw. Unzuordenbarkeit, die das Modell reflektiert, nimmt Bezug auf komplexe Verflechtungen zwischen sozialen Faktoren und einer sprachlichen Äußerung. Immer wieder neue Konstellationen lassen keine Stabilität zu, keine Erscheinungsform einer Varietät lässt sich klar abgrenzen. Dennoch versucht die (Sozio-)Linguistik, Kategorien zur Einordnung von Varietäten bzw. Regelmäßigkeiten zu finden, sei es unter soziologischen, pragmatischen oder arealen Gesichtspunkten.

#### **2.2.4.4 Sprachdynamik**

Die vorliegende qualitative Spracheinstellungsstudie postuliert sich vor dem theoretischen Hintergrund der Sprachdynamik-Theorie, welche Sprache als ein sich ständig änderndes Interaktionssystem versteht. Varietäten bzw. Vollvarietäten, und zwar sowohl auf Non-Standard- als auch auf Standardebene, werden nach sprachdynamischer Auffassung als Ausschnitte eines Einzelsprachsystems verstanden, welche SprecherInnen situationsabhängig einsetzen. Sprachliche Heterogenität und Dynamik entstehen durch Interaktion (vgl. SCHMIDT/HERRGEN 2011: 51–52).

Die Sprachdynamik-Theorie definiert den Dialektbegriff neu und bietet eine Lösung für die seit jeher in der „traditionellen“ Dialektologie vorherrschenden Aporien die Gegenstandsbestimmung betreffend. Lange wurde Dialekt als etwas per se Statisches angesehen, das sich relational zur sich ständig ändernden (dynamischen) Standardvarietät regressiv verhält. Demzufolge wurde jeder Wandel, dem ein Dialekt offensichtlich unterlag, lange Zeit als Anzeichen für dessen drohendes Verschwinden wahrgenommen. Ziel der Forschung war es in diesem Zusammenhang, den „authentischen“ Dialekt gemäß seiner Merkmale, die er aufwies, zu rekonstruieren, bevor er sich zu wandeln begann. Dazu kommt, dass nie eine exakte Gegenstandsbestimmung vorgenommen worden war; es wurde nie festgelegt, worum es sich wirklich handelt, wenn von „Dialekt“ gesprochen wird. Ihn bloß als Gegenpol zum Standard zu definieren, reicht nicht aus, da auch eine Verortung zwischen diesen beiden Polen möglich sein muss. Beide Aporien der „traditionellen“ Dialektologie, also die „axiomatische Gegenstandsauflösung“ sowie die „arbiträre Definition des Zentralbegriffs“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 53), können durch eine sprachdynamische Definition aufgelöst werden. Dialekt wird nach sprachdynamischer Auffassung wie folgt definiert: „Dialekte sind die standardfernsten, lokal oder kleinregional verbreiteten Vollvarietäten.“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 59)

Der Kern der Veränderung jedweder Sprachform liegt in der sprachlichen Kompetenzdifferenz der InteraktionspartnerInnen. „Es gibt keine zwei Menschen, die über dasselbe Sprachwissen verfügen.“ (SCHMIDT / HERRGEN 2011: 19)

Entsprechende Ungleichheiten bzw. Differenzen werden in der Interaktion durch Synchronisierungsprozesse ausgeglichen. Sprachwandel und -variation erscheinen folglich als in der Interaktion fest verankerte Phänomene. Solange es Interaktion gibt, verändert sich Sprache. Sprachliches Wissen wird ständig modifiziert und umstrukturiert (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011: 28).

Die dem Sprachwandel zugrundeliegende Synchronisierung wird in „Mikro-“, „Meso-“ und „Markosynchronisierung“ unterteilt, welche aufeinander aufbauen. „Mikrosynchronisierung“ meint die punktuelle und individuelle Modifizierung sprachlichen Wissens in der Einzelinteraktion einzelner SprecherInnen. Über einen längeren Zeitraum hindurch vorgenommene gruppale Interaktionen produzieren ein gemeinsames Sprachwissen, das gruppenspezifisch und situationsbezogen zum Einsatz kommt – dieser Prozess wird als „Mesosynchronisierung“ bezeichnet und erklärt das Entstehen von Varietäten. Verantwortlich für eine Dynamik auf Ebene des Gesamtsprachsystems sind „Makrosynchronisierungen“ – sie führen zur Herausbildung einer Norm, die für eine Sprachgemeinschaft gilt. (vgl. SCHMIDT / HERRGEN 2011: 29–32).

Dieses Verständnis von Sprache ist in der Linguistik relativ neu, denn die „traditionelle“ Systemlinguistik stellte Sprache als homogenes, statisches Konstrukt dar. Nach SCHMIDT / HERRGEN (2011: 19) sei eine durch Homogenität gekennzeichnete Sprache aber linguistisch aus rein methodischen Gründen modelliert worden, und dies erfasse weder den Gegenstand noch die sprachliche Realität.

Auch der Terminus „Sprachrepertoire“ (*linguistic/verbal/code/communicative repertoire*), der auf CHARLES FERGUSON und JOHN GUMPERZ (1960) zurückzuführen ist, erfasst Sprache als ein dynamisches, nicht-statisches System. Sprachen werden nicht als statische Entitäten verstanden, sondern als perspektiven- bzw. personenabhängige Varietäten eines Gesamtspektrums, die je nach Situation zum Einsatz kommen können. Das sprachliche Repertoire unterliegt einer ständigen Veränderung, es wird immerzu aktualisiert. Die qualitative soziolinguistische Forschung legt ihren Fokus auf das Individuum und dessen Sprache, ebenso macht das die Forschung im Sinne des „Sprachrepertoires“. Damit verbunden ist das Konzept des „Spracherlebens“, auch hier steht die/der SprecherIn als Individuum im Zentrum, nicht eine Einzelsprache oder etwa der Dialekt als Entität. Was Personen individuell mit und durch Sprache erleben, hängt von sozialen Faktoren ab (vgl. BUSCH 2010: 58–59).

## 2.3 Spracheinstellung, Sprachwahrnehmung, Sprachgebrauch

### 2.3.1 Laienlinguistik

Wie aus dem letzten Kapitel hervorgeht, beschäftigt sich die moderne Soziolinguistik häufig mit der Sprachwahrnehmung und -einstellung linguistischer Laiinnen und Laien. Auch diese Arbeit stellt dies in den Mittelpunkt. Um den Terminus „linguistische/r Laiin/Laie“ zu klären, wird im Folgenden in aller Kürze das Forschungsfeld der Laienlinguistik umrissen. Untersuchungsgegenstand der Laienlinguistik ist das Wissen linguistischer Laiinnen und Laien über Sprache, denn

Sprachbetrachtung, Sprachanalyse und Sprachbeschreibung werden nicht nur von Sprachwissenschaftlern betrieben. Vielmehr entwickelt jeder Sprachteilhaber nahezu zwangsläufig, um nicht zu sagen: naturwüchsig, im alltäglichen Umgang mit der Sprache eine gewisse Reflexionsroutine und eine entsprechende Reflexionskompetenz. (PAUL 2003: 650, zitiert nach KÖNIG 2014: 26)

Jeder Mensch beschäftigt sich also mit Sprache, nicht nur LinguistInnen. Im Laufe eines Lebens, basierend auf Erfahrungen, die mit Weltwissen verknüpft werden, entwickelt jeder eigene Konzepte von (Erscheinungsformen von) Sprache(n). Ebendiese nicht-wissenschaftliche Sicht auf Sprache steht im Mittelpunkt des Forschungsfeldes der Laienlinguistik. Ein/e „linguistische/r Laiin/Laie“ ist dabei eine Person, die sich nicht sprachwissenschaftlich mit dem Phänomen Sprache auseinandersetzt. Das Merkmal, über kein bzw. kaum sprachwissenschaftliches Wissen zu verfügen, bildet somit ein Kriterium bezüglich der entsprechenden Personengruppe. Daraus ergibt sich aber implizit auch das Kriterium, dass diese Personen die Fähigkeit haben, Sprache metasprachlich reflektieren zu können. Somit sind etwa Kinder aus dieser Gruppe weitestgehend ausgeschlossen. Trotz der scheinbaren Eindeutigkeit die entsprechende Personengruppe betreffend kann die Trennlinie zwischen linguistischen Laiinnen und Laien und LinguistInnen verschwimmen. Es ist beispielsweise nicht auszuschließen, dass ein/e Nicht-LinguistIn über mehr Wissen über einen bestimmten Bereich eines Dialektraums verfügt als ein/e LinguistIn (vgl. KÖNIG 2014: 25–27). Bei der wissenschaftlichen Untersuchung linguistischen Laienwissens muss dies stets in die Analyse miteinbezogen werden.

Bisherige Untersuchungen, allen voran wahrnehmungsdialektologische, zeigen, dass sich laienlinguistisches Wissen oft äußerst heterogen gestaltet (vgl. z. B. SCHRÖDER 2017: 263). Selbst relativ homogene Gesellschaftsgruppen verfügen über heterogene Wissensstände. Innerhalb einer Gruppe von Menschen mit ähnlichen Sozialkategorien kann es einerseits Personen geben,

die kaum ein Bewusstsein bzw. Wissen in Bezug auf bestimmte Sprachvarietäten haben sowie andererseits Personen, die ein differenziertes und umfangreiches Sprachverständnis besitzen.

## **2.3.2 Spracheinstellungen**

### **2.3.2.1 Was sind Spracheinstellungen?**

Kurz zusammengefasst werden unter dem Begriff „Spracheinstellungen“ Bewertungen von Personen betreffend die Sprache verstanden. So einleuchtend der Terminus „Spracheinstellung“ im ersten Moment und in einem alltäglichen Verständnis erscheinen mag, so schwer lässt er sich wissenschaftlich in einer Definition fassen. Deshalb lohnt es sich, einen Blick auf einige richtungsweisende Konzeptualisierungen zu werfen. Das Fehlen einer einheitlichen Definition liegt vor allem daran, dass je nach Ansatz stets unterschiedliche Aspekte fokussiert werden (vgl. GARRETT 2010: 19).

ALLPORT gilt als erster, der Einstellungen im Rahmen der Sozialpsychologie in den wissenschaftlichen Diskurs brachte. Er versteht Einstellungen als “learned disposition to think, feel and behave towards a person (or object) in a particular way” (ALLPORT 1954, zitiert nach GARRETT 2010: 19).

Zu Anschauungszwecken werden nachstehend zwei Definitionen angeführt, eine aus älterer, eine aus jüngerer Zeit. OPPENHEIM (1982: 39) definiert Spracheinstellungen als

construct, an abstraction which cannot be directly apprehended. It is an inner component of mental life which expresses itself, directly or indirectly, through such more obvious processes as stereotypes, beliefs, verbal statements or reactions, ideas and opinions, selective recall, anger or satisfaction or some other emotion; and in various other aspects of behavior.

Nach LENZ (2003: 263) sind Spracheinstellungen

wertende Dispositionen, die einzelne Menschen oder soziale Gruppen gegenüber sprachlichen Erscheinungen haben. Spracheinstellungen sind besonders Haltungen gegenüber Sprachen, Sprachvarietäten oder Sprachverhalten anderer Individuen oder Gruppen, oft mit wertender Berücksichtigung der jeweils eigenen Sprache.

Ohne weitere Definitionen anzuführen, lässt sich festhalten, dass Spracheinstellungen erlernte Wertungen gegenüber Sprache(n) und ihren Varietäten zugrunde gelegt werden. Als Basis wird dem Subjekt, also dem Menschen, die Fähigkeit zugerechnet, Sprache und ihren Gebrauch reflektieren und „subjektive Theorien“ darüber bilden zu können. Bei diesen Theorien handelt es

sich um individuelle Sinnzusammenhänge, die sich als relativ stabile, komplexe Wissensstrukturen und Konzepte verfestigen (vgl. KÖNIG 2014: 32–33 ).

Warum haben wir positive oder negative Einstellungen gegenüber bestimmten Sprachen bzw. Varianten? Zur Beantwortung dieser Frage können zwei Hypothesen herangezogen werden, wobei die zweite sich gegenüber der ersten durchgesetzt hat. Die *inherent value hypothesis* erklärt das Entstehen von Spracheinstellungen durch inhärent sprachliche, klangliche Qualitäten. Im Gegensatz dazu geht die *imposed norm hypothesis* davon aus, dass Spracheinstellungen durch soziale Bedeutungszuschreibungen konstruiert werden (vgl. GARRETT 2010: 5).

Spracheinstellungen sind ein wesentlicher Bestandteil unseres täglichen Lebens. Wenngleich wir sie nicht immer bewusst reflektieren, bestimmen sie doch still und leise, wie wir sprechen bzw. Sprache gebrauchen. Evident werden sie meist erst dann, wenn positive oder negative Sprachbewertungen vorliegen. Einstellungen gegenüber Sprache umspannen einen weiten Bereich, sie können ganze Varietäten oder Gesamtsprachen, aber auch nur Teilbereiche wie Akzent, Aussprache, Lexik, Grammatik, selbst die Aussprachegeschwindigkeit betreffen (vgl. GARRETT 2010: 1–2).

Spracheinstellungen werden erlernt. Das bedeutet, dass sie nicht unabhängig von der Zugehörigkeit zu einer Gesellschaftsgruppe zu begreifen sind. Spracheinstellungen sind nicht nur als individuell gewachsen zu verstehen, sie sind großteils geprägt von durch Region, Sozialschicht oder Beruf definierten Gesellschaftsgruppen. Diese Tatsache führt zur Problematik, dass Einstellungen gegenüber Sprache und Einstellungen gegenüber Personen- bzw. Gesellschaftsgruppen kaum voneinander unterschieden werden können. Aus diesem Blickwinkel sind Spracheinstellungen nicht nur charakteristisch, sondern auch konstitutiv für Gesellschaftsgruppen (vgl. GARRETT 2010: 16).

### **2.3.2.2 Spracheinstellungsforschung**

Einstellungen sind seit den 1920er-Jahren ein fester Bestandteil des Gegenstandsbereiches der Soziologie, die amerikanische Linguistik beschäftigt sich seit den 1950ern mit Einstellung gegenüber Sprache, in die deutsche Linguistik halten Spracheinstellungen als Untersuchungsgegenstand ab den späten 1970ern Einzug, vermehrt werden sie erst in den 1980ern zum Untersuchungsgegenstand (vgl. SIEBENHAAR 2000: 27). Die Etablierung von Einstellungen innerhalb

der Linguistik geht auf WILLIAM LABOV zurück. Das Einstellungskonzept (*attitudes*) übernahm er von der Sozialpsychologie<sup>2</sup> (vgl. GARRETT 2010: 19).

Die bisherige Spracheinstellungsforschung (oder Attitüdenforschung) im deutschsprachigen besteht zum Großteil aus dialektologischen, d. h. auf den Substandard bezogenen, Studien. Lange war die Spracheinstellungsforschung dominiert von quantitativen Methoden, erst in letzter Zeit wird sie durch qualitative ergänzt (vgl. KÖNIG 2014: 32).

Nun könnte man sich fragen, warum Spracheinstellungen überhaupt untersucht werden? Wozu dienen solche Forschungen und worauf geben sie Antwort? Die Spracheinstellungsforschung beschränkt sich nicht auf die bloße Feststellung von Einstellungen. Die Relevanz der Spracheinstellungsforschung liegt vielmehr in dem vielschichtigen Einblick begründet, den Einstellungen gegenüber Sprache in das menschliche Sprachverhalten gewähren. So lassen sich Spracheinstellungen beispielsweise im Zusammenhang mit der Spracherwerbsforschung nutzbar machen. Darüber hinaus geben sie Auskunft über die Varietätenwahl im Rahmen der Kommunikation sowie sprachliche Entwicklungen. Die wissenschaftliche Beschäftigung mit Spracheinstellungen trägt einen wichtigen Beitrag zur Klärung zweier essentieller Fragen bei, nämlich erstens, warum eine bestimmte Varietät einer Sprache zum Einsatz kommt, sowie zweitens, warum sich das Verhältnis zwischen Dialekt und Standard verändert („Dialektabbau“ und „Destandardisierung“) – auf diesen beiden Fragen liegt auch ein Schwerpunkt der vorliegenden Studie. Ziel muss es sein, Einstellungen nicht um ihrer selbst willen zu ermitteln, sondern vielmehr nach ihrer Modellierung, ihrer Genese und ihrem Kontext zu fragen (vgl. TOPHINKE / ZIEGLER 2006: 203). Die neuere Soziolinguistik untersucht nicht nur das Verhältnis bestimmter Gesellschaftsgruppen zur Sprache, sondern fragt in entgegengesetzter Richtung auch danach, inwiefern dieses Verhältnis, d. h. Sprachgebrauch und Sprachbewertung, soziale Gruppen bzw. deren gesellschaftliche Wirklichkeit konstituiert (vgl. LINKE / NUSSBAUMER / PORTMANN 2004: 337).

Es gibt in der Spracheinstellungsforschung zwei Auffassungen, wie Spracheinstellungen modelliert werden, zum einen die „mental-kognitive“, zum anderen die „konstruktivistische“ Modellierung. Die mental-kognitive geht davon aus, dass die erhobenen Daten mehr oder weniger direkt mental verfestigte, stabile Einstellungen repräsentieren. Der konstruktivistische Ansatz

---

<sup>2</sup> Vgl. zur Sozialpsychologie ALLPORT (1935).

aber behandelt Spracheinstellungsäußerungen im Kontext ihrer Entstehung. Die Basis des ersten Modells bildet die Annahme, dass bei der Zusammensetzung von Spracheinstellungen drei Faktoren eine Rolle spielen, nämlich ein kognitiver, ein affektiv-evaluativer sowie ein konativer. Der kognitive nimmt Bezug auf das zugrundeliegende Wissen der Person; der affektiv-evaluative auf die emotionale Dimension und damit den entsprechenden Gehalt, der Aussagen im Rahmen der Analyse zugesprochen werden kann; der konative Faktor bezieht sich auf die Handlungen, die von Einstellungen abgeleitet werden können. Kritisiert wird dieses Modell häufig für eine theoretische Trennung der Einzelfaktoren bzw. -bestandteile, die in der Realität kaum in Erscheinung tritt, sowie für die fehlende Herstellung eines Zusammenhangs der Faktoren. Äußert eine Person eine konkrete Einstellung, handelt aber im Interview entgegengesetzt, kann angenommen werden, dass die methodische Vorgangsweise keinen hinreichenden Einblick in die Spracheinstellung einer Person gewährt (vgl. KÖNIG 2014: 34–35).

Die mentalistische Spracheinstellungsforschung geht von „Einstellungen im Sinne eines relativ stabilen mentalen Konzeptes bzw. einer mentalen Prädisposition“ (KÖNIG 2014, 19) aus. Das wirft zunächst die Frage auf, wie dem Verständnis von Spracheinstellungen Stabilität zugrunde gelegt werden kann, wenn die Messung vor allem durch intraindividuelle Variabilität und Situationsabhängigkeit geprägt ist. Freilich ändern die Gewährspersonen ihre Sicht auf Sprache nicht von Befragung zu Befragung. Dennoch ist davon auszugehen, dass diese zu jedem Erhebungszeitpunkt (potenziell) anders geäußert wird. Wie kann man also feststellen, welche Äußerungen auf individuell authentische Einstellungen zurückgehen und welche durch die Interviewsituation generiert werden? Spracheinstellungsäußerungen treten nie „ungefiltert“ in Erscheinung, sie werden stets auf Bedingungen der Interaktion zugeschnitten, weshalb ihr Entstehungskontext und -prozess genau in den Blick genommen werden muss (vgl. KÖNIG 2014: 19).

Die Spracheinstellungsforschung steht seit ihrem Bestehen – berechtigterweise – bezüglich mangelnder Reliabilität, besonders aber aufgrund ihrer eindimensionalen Methoden zur Einstellungsmessung, unter Kritik. Gerade in den letzten Jahren zeichnet sich dahingehend aber ein Wandel ab. Mehr und mehr treten Modelle hervor, welche den kontextuellen und dynamischen Charakter von Spracheinstellungen berücksichtigen und hervorheben. Ebenso werden erst in jüngster Zeit häufiger qualitative Methoden angewandt, welchen man im Vergleich zu zuvor dominierenden quantitativen Methoden eine höhere Aussagekraft beimisst. Qualitativer Forschung mangelt es dagegen an Repräsentativität. Um ein möglichst umfassendes Bild über Spracheinstellungen zu erhalten, werden deshalb beide methodische Zugänge kombiniert. Die

Soziolinguistik arbeitet auf diesem Gebiet eng mit der Sozialpsychologie zusammen (vgl. CASPER 2002: 22–23).

TOPHINKE / ZIEGLER (2006: 208–211) stellen ein „kontextsensitives Modell“ zur Arbeit mit Spracheinstellungsäußerungen vor. Sie gehen davon aus, dass Einstellungsäußerungen nur innerhalb des Kontextes ihres Entstehens verstanden werden können. Dabei unterscheiden sie zwischen „Makro-“, „Meso-“ und „Mikrokontext“. Der Makrokontext bezieht sich auf (sozio)kulturelle Sinn- und Ordnungsstrukturen, in die eine Kommunikationssituation individuell eingebettet wird. Kategorisierungen auf dieser „Kultur“-Ebene werden erworben und unterliegen damit stets einem historischen Wandel. Beim Makrokontext lässt sich eine Überschneidung mit GUMPERZ' Konzept der „Kontextualisierung“ erkennen. Der Mesokontext umfasst dagegen die sozial-interaktionale Bedingtheit von Spracheinstellungsäußerungen. Innerhalb des Mikrokontextes werden Bedeutungszuschreibungen der konkreten Interaktionssituation wirksam.

Es gibt eine Reihe von Methoden zur Ermittlung von Spracheinstellungen, wie etwa mittels schriftlicher Befragungen oder Gesprächen. In der vorliegenden Arbeit werden Spracheinstellungen anhand verbalisierter Sprachbiografien in narrativen Interviews im Rahmen der Laienlinguistik gemessen. Eine ausführliche Beschäftigung mit der entsprechenden Methodik erfolgt im Kapitel 2.3.5.

### **2.3.3 Die Sicht auf die deutsche Sprache in Österreich**

Um zu verdeutlichen, wie ambivalent sich Einstellungen von in Österreich lebenden und sozialisierten Personen zum Dialekt bzw. Standardsprache gestalten, wird im Folgenden ein Streifzug durch einschlägige Sprach- bzw. Dialekteinstellungsstudien unternommen.

Die zeitliche Distanz, die zwischen der Gegenwart und den Studien von WIESINGER (1988) und STEINEGGER (1998) liegt, ist für den Zusammenhang mit der vorliegenden Arbeit nicht entscheidend störend, zumal die Personen der Altersgruppe „70+“ theoretisch auch vor zwanzig Jahren befragt werden hätten können. Dennoch darf der zeitliche Abstand – vor allem hinsichtlich des theoretischen Hintergrundes der älteren Studien – nicht unberücksichtigt bleiben.

#### **2.3.3.1 Die Sicht auf Standarddeutsch in Österreich**

Das Entstehen von Spracheinstellungen geht Hand in Hand mit dem Prozess der Standardisierung von Sprache. Im Rahmen einer Gesamtsprache, innerhalb der es eine Standardvarietät

gibt, kommt es zu ideologischen Wertungen, die immer im Verhältnis zu ebendieser Standardvarietät stehen. Insgesamt wird dem Standard stets mehr „Korrektheit“ zugemessen, so ist es auch in Österreich der Fall. Grund dafür ist eine der Standardvarietät zugeschriebene „Autorität“, welche durch Wörterbücher, Grammatiken sowie das Schulsystem abgesichert ist. Demzufolge vollzieht sich eine Abwertung des Substandards (vgl. GARRETT 2010: 7).

Zusammenfassend kann man sagen, dass in Österreich kaum ein Bewusstsein für die theoretische Gleichrangigkeit der Varietäten der deutschen Sprache herrscht. Ungeachtet der Frage, ob nationale (Standard-)Varietäten überhaupt in ihrer Grundform (noch) existieren (vgl. GLAUNINGER 2015), wird die „korrekteste“ Form des Deutschen mit Deutschland verbunden. Dialekte werden einerseits als stigmatisiert, andererseits auch als prestigeträchtig – in unterschiedlicher Gewichtung – erachtet.

Die Frage, ob die Standardsprache eine „Fremdsprache“ ist, wird im bairisch-österreichischen Sprachraum beinahe zur Gänze mit „nein“ beantwortet. (Im alemannischen Sprachraum zeichnet sich dahingehend ein anderes Bild ab.) Aus einer Umfrage geht hervor, dass SprecherInnen des Bairischen eine deutliche Distanz zwischen ihrem „Dialekt“ und der „Hochsprache“ erkennen, jedoch eine geringere als SprecherInnen des Alemannischen (vgl. ENDER / KAISER 2009).

Einen erkennbaren Unterschied zwischen einer bundesdeutschen und einer österreichischen deutschen Schriftsprache gibt es für die Bevölkerung Österreichs kaum bis nicht. Wenn überhaupt Unterschiede erkannt werden, werden diese auf lexikalischer Ebene verortet, oft im Bereich der Gastronomie oder der Pejorativa. Demnach fallen die Antworten auf die Frage nach dem Einfluss der bundesdeutschen auf die österreichische Standardvarietät relativ spärlich aus. Als Gründe für eine Beeinflussung vonseiten des „Bundesdeutschen“ werden der Tourismus und die Medien angeführt. Außerdem wird „Hochdeutsch“ meist mit der sozialen Schichtung der Gesellschaft in Verbindung gebracht, während Dialekt mit regionaler Herkunft assoziiert wird (vgl. STEINEGGER 1998: 377–378).

Die eigene Standardkompetenz schätzen die SprecherInnen nach ENDER / KAISER (2009) durchwegs als „gut“ oder „eher gut“ (62 % „sehr gut“, 25 % „eher gut“) ein, die ihrer „Landsleute“ hingegen als weitaus schlechter (nur 5 % „sehr gut“, 37 % „eher gut“). Außerdem assoziieren bairisch-österreichische SprecherInnen mit dem Konzept der „Hochsprache“ großteils Varianten Norddeutschlands (vgl. ENDER / KAISER 2009).

DE CILLIA (1997: 123–124) beschreibt die ambivalente Einstellung zum österreichischen (Standard-)Deutsch als „schizoid“ (ebd.: 124). Einerseits unterstreichen die ProbandInnen das für sie wichtige identifizierungstiftende Moment der deutschen Sprache in Österreich, vor allem als

ationale Abgrenzung zu Deutschland. Andererseits werten sie das österreichische Deutsch gegenüber dem bundesdeutschen ab. Sie verorten den gemeindeutschen Standard in Deutschland, dem der österreichische Standard unterlegen ist.

Viele Studien ergeben, dass die Wahrnehmung und Bewertung der Hochsprache sich in Österreich ambivalent gestaltet. Positiv besetzt ist sie im Bildungs- und Arbeitswesen, negativ im privaten Alltag.

### **2.3.3.2 Die Sicht auf Dialekt: Zwischen Stigma und Prestige**

Das zu Beginn der Einleitung in vorliegender Arbeit angeführte – und damit diese Arbeit eröffnende – Zitat, das sich auf die ambivalente Dialekteinstellung der ÖsterreicherInnen bezieht, stammt aus den Ausführungen von SYLVIA MOOSMÜLLER zu einer von ihr 1991 geleiteten Befragung, in der die Gewährspersonen dem Dialekt generell durchaus Prestige zuschreiben, im größeren sozialen Kontext aber auch – und vor allem – Stigma. Die Stigmatisierung wird insbesondere dadurch explizit, dass für die befragten Personen Dialekt im Gegensatz zur Standardsprache mit geringem sozialen Ansehen markiert ist, sie Dialekt mit unteren Gesellschaftsschichten in Verbindung bringen und dialektales Sprechen letztendlich als defizitäres Sprechen empfinden. Dem Dialekt wird dementsprechend „[...] kein eigenes System zugestanden, er wird als eine Deformierung des Systems der Hochsprache angesehen.“ (MOOSMÜLLER 1991: 161). Standardsprache aber verbinden die Befragten mit Schlagwörtern wie „Korrektheit“ „Intelligenz“ und „Bildung“. Bereits drei Jahre zuvor kommt MOOSMÜLLER (1988) zu dem Schluss, dass der bairisch-österreichische Dialekt insgesamt gesehen weniger Prestige als das Standarddeutsche hat. Hier zeichnet sich ein doch sehr eindeutiges Bild der Einstellungen gegenüber dem Dialekt ab. Dem Dialekt wird verglichen mit der Standardsprache eine restringierte kommunikative Funktionalität und weniger soziales Ansehen zugesprochen.

Etwas weniger eindeutig bzw. weitaus ambivalenter gestalten sich die Einstellungen, die SOUKOUP (2009) im Rahmen ihrer Dissertation ermittelte. Darin wird deutlich, dass die Befragten den Dialekt als „natürlicher, lockerer, emotionaler, ehrlicher, sympathischer, und humorvoller“ (SOUKOUP 2008 [Online]), gleichzeitig aber als „derber, grober, aggressiver, ungebildeter, unintelligenter, weniger ernst, und unhöflicher“ (ebd.) wahrnehmen.

Generell wird Dialekt positiv wahrgenommen, negative Wertungen werden hauptsächlich durch diastratische Faktoren begründet. Gerade im Kleinräumigen wird deutlich, dass Dialekt

häufig identitäts- oder gruppenstabilisierende Merkmale aufweist. Wenn auch nicht vordergründig, sind sich SprecherInnen sehr wohl darüber bewusst, dass ihre eigene Sprachform ständig von außen beurteilt wird (vgl. STEINEGGER 1998: 377–378).

Am angenehmsten empfunden wird in Österreich der Dialekt in Kärnten, ebenfalls beliebt sind die Dialekte in Tirol und Salzburg. Am unangenehmsten empfinden die ÖsterreicherInnen den Wiener Dialekt, gefolgt von jenem in der Steiermark, vor allem das „Bellen“ wird hier als un schön empfunden. Es zeigt sich auch, dass die Dialekte in Vorarlberg und Tirol zwar oft mit dem Attribut „schwer verständlich“ versehen werden, dies aber nicht einhergeht mit positiver oder negativer Bewertung. Ob ein Dialekt als angenehm oder unangenehm empfunden wird, hängt von außersprachlichen Faktoren ab (Erfahrungen, Vorurteilen etc.) (vgl. STEINEGGER 1998: 377–378).

Eine Spracheinstellungsstudie von SARAH STEINKELLNER (2016) bezieht sich zwar ausschließlich auf das mittlere Burgenland, dennoch sollen wichtige Ergebnisse kurz zusammengefasst werden. Der eigene Dialekt wird fast durchgängig positiv wahrgenommen, die Sprache in Wien verbinden die ProbandInnen dagegen überwiegend mit negativen Eigenschaften, dabei wird sowohl Bezug auf den „Wiener Dialekt“ genommen als auch auf das „Schönbrunnerwienerische“. Außerdem geht aus der Studie hervor, dass im Bewusstsein der meisten Befragten der Begriff „Umgangssprache“ für ihre alltäglich verwendete Sprache nicht existiert, sie bezeichnen Sprache bzw. Varietäten zwischen Dialekt und Standard als „Mischmasch“.

Das „Wienerische“ wird in Österreich tendenziell eher negativ wahrgenommen. Auch die vorliegende Dialekteinstellungsstudie bestätigt diese Tendenz in Bezug auf die Befragten aus Oberösterreich. Umgekehrt wird „Oberösterreichisch“ von den WienerInnen weder besonders positiv noch besonders negativ wahrgenommen (vgl. STABINGER 2012: 88).

Eine weitere an der Universität Wien entstandene Untersuchung von LISA LICHTENEGGER (2015) befasst sich mit Spracheinstellungen von Müttern in Oberösterreich, genauer in Linz. Die Ergebnisse korrelieren mit der in der vorliegenden Einleitung erwähnten Dialektloyalität, die auch EBNER (1989) postuliert. Selbst in der Landeshauptstadt Linz zeigt man sich besonders loyal gegenüber dem Dialekt. Für Mütter in Linz ist eine dialektale oder „dialektnahe“ Sprechweise nämlich Alltagsprache, sie bewerten den Dialekt fast ausschließlich positiv. Mit der Standardvarietät werden dagegen weder positive noch negative Assoziationen verbunden. Vor allem wird der besondere Stellenwert des Dialekts daran sichtbar, dass die befragten Mütter angeben, Dialekt sei eine Notwendigkeit für die Sozialisation ihrer Kinder. Die Weitergabe des

Dialekts ist damit wichtig, auch im Hinblick auf Identität und ein Wir-Gefühl. Dennoch empfinden die Linzerinnen die Standardsprache als „richtige und korrekte Sprache“. Vor allem im schulischen Kontext wird die standardnahe Sprache als vorteilhaft eingeschätzt. Die soziale Bedeutung des Dialekts kommt abermals zum Vorschein, wenn die ProbandInnen angeben, sie würden das Kommunizieren von Erwachsenen mit Kindern in einer standardnahen Sprache als „befremdlich“ oder „versnobt“ empfinden, es wird hier sogar von einer Abgrenzung von der Gesellschaft gesprochen. Es kann außerdem ein Zusammenhang zwischen Bildungsgrad und Spracheinstellung bzw. –gebrauch festgestellt werden. Mütter mit höherem Bildungsgrad bedienen sich gemäß Selbsteinschätzung häufiger standardsprachlicher Register als jene mit niedrigerem.

PETER WIESINGERS Umfrage (1988) ergibt, dass 53 % der befragten dialektsprechenden ÖsterreicherInnen den Dialektgebrauch im Umgang mit Kindern befürworten, für 31 % werden dialektale Varietäten in diesem Zusammenhang als unangebracht eingestuft.

Obwohl die Standardsprache auch in Österreich als Bildungssprache gilt, zeigen gerade neuere Studien, dass Dialekt auch im schulischen Kontext nicht ausschließlich negativ bewertet wird. Ihm werden durchaus auch positive Eigenschaften zugestanden (vgl. SCHULYOK-SCHOPP 2013, DAXL / HOLZINGER 2016, WITTIBSCHLAGER 2016). Auch auf Oberösterreich trifft dies zu, wobei hier positive Aspekte präsenter zu sein scheinen (vgl. ORTNER 2017).

Der Einblick, den die erwähnten Studien geben, zeigt vor allem, wie vielschichtig und – um das eingangs erwähnte Zitat abschließend noch einmal aufzugreifen – ambivalent die Einstellung zum, respektive Deutsch in Österreich sind. Mit Sprach- und Dialekteinstellungen gehen Sprach- und Dialektkonzepte Hand in Hand. Eine Person, die eine bestimmte Einstellung gegenüber einer Sprachform hat, legt dieser Einstellung ein Konzept, eine quasi-linguistische Theorie zugrunde.

### **2.3.3.3 Dialektwandel**

„Spracheinstellungen erklären häufig den Wandel und die Dynamik von Veränderungen in einer Sprachgemeinschaft.“ (DITTMAR 1996: 18). Anhand dieses Zitats wird deutlich, dass Einstellungen gegenüber dem Dialekt eine Auswirkung auf den Wandel des Dialekts haben. Für die vorliegende Spracheinstellungsstudie ist dies insofern interessant, als dass ein Laienverständnis diese Verbindung in der Regel nicht einschließt. Beide Phänomene werden unabhängig voneinander wahrgenommen.

Eine der forschungsanleitenden Annahmen der vorliegenden Arbeit deutet auf ein statisches Verständnis von Dialekt und Standardsprache bzw. Sprache im Allgemeinen an. Ein solches Verständnis nimmt jede sprachliche Veränderung als „Verfall“ bzw. Verlust wahr. Verändert sich also beispielsweise der Dialekt, so wird dies – liegt ein statisches Gesamtkonzept der Sprache vor – als negativ empfunden.

Der innerhalb der Gesellschaft vorherrschende Gedanke des Verfalls der Sprache oder zumindest der Abnahme an sprachlicher Qualität hat eine lange Tradition (vgl. GARRETT 2010: 7).

Sprache ändert sich ständig. Von dieser Veränderung ist der Dialekt freilich nicht ausgenommen, ganz im Gegenteil. Auf Ebene des Substandards kann Sprachwandel mitunter stärker in Erscheinung treten als auf Ebene des Standards. Wie Sprach- bzw. Dialektwandelvorgänge zustande kommen, beschreibt MATTHEIER (1983: 1457):

In durch nebeneinander liegende dialektale Varietäten charakterisierten Sprachgemeinschaften erscheint der Sprachwandel als eine komplexe Entwicklung von Sprachkompetenzen und Sprachgebrauchstrukturen. Durch historische oder allgemein gesellschaftlich bedingte Vorgänge treten verschiedene Varietäten in Kontakt. Dadurch werden innerhalb der Sprachkompetenz des Einzelnen und auch in der Sprachgemeinschaft Veränderungen in den Varietäten und bei ihren Verwendungsweisen ausgelöst.

Dieser Ansatz deckt sich mit der bereits in Kapitel 2.2.4.4 angesprochenen „Sprachdynamik-Theorie“ nach SCHMITD / HERRGEN (2010), denn auch sie geht davon aus, dass Sprachwandel durch Kompetenzdifferenzen in der Kommunikation entsteht.

Eine Veränderung der Sprachverwendungssysteme wird also ausgelöst durch verschiedene nebeneinander existierende Varietäten, sowohl standardsprachliche als auch dialektale. Besonders stark tritt der Sprachwandel in dialektal geprägten Sprachräumen in industrialisierten Gebieten sowie Mittel- und Westeuropa in Erscheinung. In diesen Gebieten treffen Dialekt und Standard in einer besonderen Intensität aufeinander. Dieser Kontakt zwischen Dialekt und Standard hat den größten Einfluss auf den Sprachwandel. Weniger Einfluss, aber dennoch nicht zu vergessen, ist die Wechselwirkung zwischen Dialekt und verschiedenen Soziolekten sowie innerhalb des Standards. Vor diesem Hintergrund erhält die/der DialektsprecherIn eine spezielle Relevanz, denn sie/er steht im Zentrum der Sprachwandeldebatte (vgl. MATTHEIER 1983: 1457).

Dialektwandel wird häufig als Dialektverlust wahrgenommen. Vor allem in Gebieten rund um Städte vollzieht sich eine „Urbanisierung“ der Dialekte (vgl. STEINEGGER 1998: 31) „Urbanisierung“ bedeutet hier die Durchdringung ländlicher Regionen durch städtische Lebensweisen, welche sich auf das Sprachverhalten auswirkt. Dazu gehören die überregionale Administration,

die urbane Sprechweise in Kirche, Schule und Behörden, im Beruf in der Stadt, oft als Kommunikationsschwerpunkt. Zuerst kommt es zur Veränderung des Sprachgebrauchs beim Einzelnen (situationsabhängig), das überträgt sich dann auf Gruppen, schließlich auf eine Sprachgemeinschaft (vgl. MATTHEIER 1983: 1464–1465).

Die Hypothese, dass DialektsprecherInnen einen Wandel oder einen „Verlust“ des Dialekts wahrnehmen, ist auch für die vorliegende Arbeit wesentlich und spielt im empirischen Teil eine zentrale Rolle.

### **2.3.4 Der Gebrauch der deutschen Sprache in Österreich**

Untrennbar mit der Sicht auf Sprache ist der Gebrauch von Sprache. Nach ENDER / KAISER (2009) bezeichnet die Hälfte der bairisch-österreichischen SprecherInnen in Österreich ihre Dialektkompetenz als „gut“, 16% als „schlecht“ oder „eher schlecht“. Die Ergebnisse einer Umfrage von WIESINGER (1988) zeigen, dass sich etwa drei Viertel der österreichischen Bevölkerung selbst als „DialektsprecherInnen“ bezeichnen, ein Viertel gibt an, „Dialekt“ nicht zu beherrschen. Nach STEINEGGER (1998: 371) kommt dem Dialekt in Österreich, verglichen mit Deutschland, eine hohe soziale Akzeptanz zu, welche sich im Sprachgebrauch niederschlägt. 78 % der Befragten bezeichnen sich selbst als „DialektsprecherInnen“. Dagegen geben nur 5 % der Befragten „Hochdeutsch“ als bevorzugte Alltagssprache an. In alltäglichen „halboffiziellen“ Situationen (Frisör, Geschäft etc.) wird demzufolge eine „Umgangssprache“ zwischen „Dialekt“ und „Standard“ gesprochen.

Dialekt ist in Österreich nicht nur als bloßes kommunikatives Medium anzusehen, sondern eng an die Vermittlung von Gruppenidentität und Emotion gebunden. Dagegen dient die Standardsprache zur Verständigung in offiziellen Situationen oder aber mit fremden Personen, einerseits der besseren Verständlichkeit halber, andererseits da der Standardsprache ein höheres soziales Prestige anhaftet, was den SprecherInnen wiederum erlaubt, sich sozial positionieren zu können. Der Großteil der österreichischen Bevölkerung weist eine hohe Bereitschaft auf, sich je nach sozial-sprachlichen Anforderungen anzupassen und zeigt sich somit flexibel im Umgang mit Dialekt und Standardsprache. Der Gebrauch dialektaler Varietäten im Zusammenhang mit Kindern wird meist als unpassend empfunden. Begründet wird dies häufig mit einer negativen Auswirkung auf schulische und berufliche Leistungen. Auch in Zusammenhang mit elektronischen Medien wie Fernsehen und Radio wird die Standardsprache präferiert, weil diese sich durch eine größere Verständlichkeit auszeichne (vgl. STEINEGGER 1998: 371–373).

Bezüglich der Kategorie Alter, die in der vorliegenden Arbeit zentral ist, lassen sich keine Schlüsse auf einen spezifischen Sprachgebrauch ziehen. Andere Sozialkategorien eignen sich offenbar besser zur Analyse des Sprachgebrauchs. In Gesamtösterreich lässt sich erkennen, dass Dialekt in niedrigeren Gesellschaftsschichten gebräuchlicher zu sein scheint als in höheren. Diese Korrelation von Dialekt und Gesellschaftsschicht hängt vor allem mit einer entsprechend schichtspezifischen beruflichen Tätigkeit zusammen. Eine weitere Tendenz gibt es in Bezug auf die Größe des Wohnortes. So ist der Dialektgebrauch in kleineren Orten offenbar höher als in größeren. Als Grund dafür wird oft die herkunftssignalisierende Funktion und eine damit positive Besetzung des Dialekts in kleinen, ländlichen Orten genannt, welche im Gegensatz zur schichtsignalisierenden Funktion in Städten steht. Wien nimmt dabei eine Sonderrolle ein. Auch in Zusammenhang mit der Kategorie Geschlecht wird eine Diskrepanz hinsichtlich des selbst bekundeten Varietätengebrauchs sichtbar. Der Dialektgebrauch ist demzufolge bei Männern stärker als bei Frauen. Dies ergibt sich aus mehreren Faktoren, meist wird sie mit der Kindererziehung, die überwiegend das weibliche Geschlecht übernimmt, und einer standardnäheren – oder vom Dialekt distanzierteren – Sprache im Hinblick auf die schulische Sozialisation in Verbindung gebracht. Dazu sei in „frauenspezifischen“ Berufen tendenziell eine standardnähere Sprache gefordert. (vgl. STEINEGGER 1998: 373–375).

Eine Online-Umfrage zum Sprachgebrauch und zur Sprachbewertung in Österreich und der deutschsprachigen Schweiz von ENDER / KAISER (2009) betrachtet die drei Dialektregionen des deutschen Sprachraums gesondert voneinander, nämlich die alemannischen Sprachräume in Österreich und der Schweiz sowie den bairische Sprachraum in Österreich. Nur 6 % bairisch-österreichischer SprecherInnen geben an, im Alltag „Hochdeutsch“ zu sprechen. 75 % sprechen im Beruf „Dialekt“. 18 % geben an, „häufig“ oder „fast immer“ „Standardsprache“ zu sprechen, 58 % bedienen sich angeblich im beruflichen Umfeld „umgangssprachlicher“ Register. Im Kreis der Freunde werde mehr „Dialekt“ gesprochen als im Beruf, was im Vergleich mit dem alemannischen Raum, in dem ein geringerer Unterschied zwischen Sprachgebrauch im Beruf und mit Freunden besteht, bedeutet, dass sich im bairischen Dialektraum ein soziales Nähe-Distanz-Verhältnis mehr auf den Sprachgebrauch auswirkt. Im Gespräch mit ArbeitskollegInnen aus anderen Dialektregionen des Deutschen finden 70 % der bairisch-österreichischen SprecherInnen eine „Kompromissform“ zwischen Dialekt und Hochsprache, mit nicht-deutschsprachigen ArbeitskollegInnen sprechen angeblich 83 % angeblich „fast nie“ oder selten“ Standardsprache, 42 % geben an, auch hier eine Umgangssprache zu verwenden. Die Verwendung einer Umgangssprache setzt sich in halböffentlichen Situationen wie beim Ein-

kaufen fort, zu einem größeren Teil werde hierbei aber „Dialekt“ gesprochen. Der kommunikative Umgang mit Kindern lässt einen besonderen Einblick in Dialektprestige-Zuschreibungen zu. 45 % der Befragten im bairisch-österreichischen Raum geben an, „Umgangssprache“ mit Kindern zu sprechen, 49 % „Dialekt“. Damit heben sich die ÖsterreicherInnen im bairischen Raum deutlich vom alemannischen Raum ab, in welchem mit Kindern fast ausschließlich im „Dialekt“ gesprochen wird. Das Ergebnis klappt beim Punkt „Anruf beim nationalen Kundendienst“ deutlich zwischen den drei untersuchten Dialektregionen auseinander. Die befragten Personen des bairischen Sprachraumes Österreichs verwenden demzufolge in dieser Situation zu einem überwiegenden Teil (65 %) „Umgangssprache“, 28 % nennen die „Standardsprache“ und nur 8 % (sic!) „Dialekt“. In der deutschsprachigen Schweiz hingegen führen ganze 91 % der SprecherInnen ein solches Telefonat vermeintlich im „Dialekt“, SprecherInnen aus Vorarlberg wiederum zu 64 % auf „Hochdeutsch“. Bei der Interpretation der Ergebnisse ist es wichtig, vor Augen zu haben, dass alle Aussagen der ProbandInnen zum einen durch den Filter der Selbstwahrnehmung gehen und zum andern auch unter Umständen von Kategorien wie „soziale Erwünschtheit“ beeinflusst werden. Insgesamt zeigen die Ergebnisse bezüglich der Verwendung von Dialekt im Alltag einige Parallelen zur dialektpragmatischen Einteilung der drei untersuchten Regionen. Während im alemannischen Raum Dialekt überwiegend Alltagssprache ist, wird im bairischen Raum das Dialekt-Standard-Kontinuum wirksam. In letzterem Sprachraum, welcher auch die Heimat der Probandinnen bzw. des Probanden der vorliegenden Arbeit ist, geben die Befragten häufig an, „Umgangssprache“, also Sprache(n) zwischen „Dialekt“ und „Standard“, zu verwenden, je nach sozialer Nähe bzw. Distanz, Öffentlichkeitsgrad und Kontext (vgl. ENDER / KAISER 2009).

Bei STEINKELLNER (2016), die im Rahmen ihrer Studie BurgenländerInnen zu ihrem Dialektgebrauch befragt hat, zeichnet sich abermals das klare Bild ab, dass Dialekt die beliebteste Sprachform des Alltags und teilweise des Berufsalltages ist, Hochsprache wird nur in der Kommunikation mit Vorgesetzten verwendet – diese Grundhaltung wird auch in anderen Studien ersichtlich und kann somit bis zu einem gewissen Grad auf Gesamtösterreich – wohl aber mit Ausnahme von Wien – umgelegt werden. Bezüglich des Sprachgebrauchs im Umgang mit Kindern werden keine eindeutigen Tendenzen sichtbar, allerdings wird der Vorteil der Verwendung der Standardsprache im Bildungskontext hervorgehoben. Die Ergebnisse zeigen eine deutliche Verbindung zwischen Sprachgebrauch und den Kategorien Alter und Bildungsgrad. Interessanterweise ergibt diese Untersuchung, dass jüngere SprecherInnen eine höhere Dialektloyalität auszeichnet als ältere.

Zusammenfassend kann man sagen, dass Österreich wohl stark durch den Gebrauch von dialektalen Varietäten geprägt ist. Nur in gewissen Situationen, die häufig vom Öffentlichkeitsgrad abhängen, an berufliche, schulische Kontexte oder den Umgang mit Kindern gebunden sind, gehen die ÖsterreicherInnen zu einer standardnäheren Sprachform, seltener wirklich zum Standard über. Es muss bei der Interpretation der Ergebnisse und dem Überblick über mehrere Studien jedoch mitgedacht werden, dass die ProbandInnen jeweils unterschiedliche Bedingungen für ihre Äußerungen vorfanden, je nach Untersuchung. Wenn eine Studie beispielsweise nur eine Zweiteilung in „Dialekt“ und „Standardsprache“ vornimmt, eine andere aber etwa eine Dreiteilung in „Dialekt“, „Umgangssprache“ und „Standardsprache“, muss darauf geachtet werden, Untersuchungen getrennt voneinander zu verstehen und sie nicht zu vermengen. Ebenfalls kann nicht bestimmt werden, welche Konzepte die ProbandInnen von „Dialekt“, „Umgangssprache“ oder „Standardsprache“ haben. Es ist möglich, dass jemand eine Sprachform X der „Umgangssprache“ zuordnet, jemand anderer aber möglicherweise der „Standardsprache“. Trotz der genannten „Einschränkungen“ kann dennoch ein Gesamteindruck über Sprachgebrauch – und Spracheinstellungen – in Österreich gewonnen werden.

#### **2.3.4.1 Sprachliche Variation in Österreich**

Ausgangspunkt für die Variation der deutschen Sprache in Österreich ist die „Polyglossie“ der österreichischen Bevölkerung. Polyglossie bezieht sich auf das Nebeneinander-Existieren von mehreren Varietäten innerhalb einer Gesamtsprache. SprecherInnen passen ihren Sprach- bzw. Varietätengebrauch an Situationen und funktionale Kriterien an. Die Funktionalität ist dabei besonders hervorzuheben, denn durch sie unterscheidet sich Polyglossie vom Bilingualismus, der „klassischen“ Zweisprachigkeit, also dem Gebrauch zweier Einzelsprachen. Bilinguale Variation beruht im Gegensatz zur Polyglossie nicht auf Funktionalität (vgl. LÖFFLER 2016: 73–74).

Österreichische SprecherInnen des Deutschen verfügen immer über mehr als nur eine Varietät. Das Koexistieren mehrerer Varietäten, sowohl in der einzelnen / im einzelnen SprecherIn als auch in einer gesamten Sprachgemeinschaft, führt dazu, dass situationsabhängig zwischen Varietäten gewechselt werden kann. Dieser Varietätenwechsel wird als *language-switching* oder als *code-switching* bezeichnet. Sprachvariation kann bewusst wie unbewusst vollzogen werden. Das ist in diesem Zusammenhang interessant, weil die Theorie über Sprachverwendung in dialektal geprägten Gebieten erst mit dem Bewusstsein über *switching*-Vorgänge Dynamik erhielt. Der synchron stattfindende Wechsel zwischen Varietäten ist also mitunter erstes Indiz für Sprachveränderung (vgl. MATTHEIER 1983: 1462). Dieser Ansicht ist auch GARRETT (2010:

15). Auch er sieht jede sprachliche Variation vor dem Hintergrund des Sprachwandels. Darüber hinaus unterstreicht er die Bedeutung von Spracheinstellungen für den Varietätengebrauch. Welche Varietät wir verwenden, hängt zu einem großen Teil davon ab, welche Einstellungen zugrunde liegen.

DITTMAR (1996: 18) sieht eine direkte Verbindung zwischen Spracheinstellungen, -variation und -dynamik: „Variation kann nicht ohne Einstellungen und Einstellungen können nicht ohne Bezug auf Variation beschrieben werden.“

*Code-switching* ist eine wirkungsmächtige Funktion, die jeder/jedem SprecherIn zur Verfügung steht und der eine enorme soziale Bedeutung zukommt. Welche Sprache wir verwenden zeigt, wie wir uns selbst in der Gesellschaft positionieren und in welchem Verhältnis wir zu anderen Personen oder Personengruppen stehen. Alleine wenn man daran denkt, wie vielfältig alltägliche sprachliche Anforderungen sind, wird ersichtlich, wie bedeutend der Wechsel zwischen verschiedenen Sprachformen ist. Er dient in diesem Zusammenhang auch dazu, sich mit Personen zu solidarisieren und in gewisser Weise Empathie zu zeigen. Wie wir sprechen, zeigt unserem Gegenüber, wie nahe oder distanziert wir zu ihm stehen, auf welcher Ebene wir mit ihm kommunizieren (vgl. GARRETT 2010: 11).

Sprach- bzw. Varietätenverwendung ist untrennbar von sozialen Kategorien. Prestige und Stigma einzelner Varietäten sind an soziale bzw. schichtspezifische (diastatische) Faktoren gebunden. Der interaktionsanalytische Ansatz rückt hingegen die Kommunikation in den Vordergrund. Nicht soziale Schichten bestimmen demzufolge vorrangig den Sprachgebrauch, sondern ortsbezogene, durch Interaktion entstehende soziale Bedeutungsmuster. Damit in Zusammenhang sind Studien von GUMPERZ (1982) zu erwähnen und sein Interesse an der Funktionalität der Verwendung von Varietäten im Spannungsverhältnis Dialekt vs. Standard. Aus seinen Arbeiten geht hervor, dass *code-switching*, also der Wechsel zwischen Dialekt und Standardsprache, zu Zwecken der Kontextualisierung und Bedeutungszuschreibung je nach GesprächspartnerInnen und Situation zum Einsatz kommt. Zahlreiche weitere Arbeiten schließen an diesen Ansatz an (vgl. SCHEUTZ 2004: 889).

In Österreich ist *code- bzw. language-switching* ein alltäglicher sprachlicher Akt. STEINEGGERS (1998) österreichweite Umfrage machte diesbezüglich eine geschlechterspezifische Differenz sichtbar. Frauen zeigen in Österreich eine größerer Bereitschaft zum *language-switching* (vgl. STEINEGGER 1998: 375). Linzerinnen geben trotz ihres hohen Prestigeempfindens in Bezug auf den Dialekt an, in bestimmten Situationen die Varietäten zu wechseln (*code-switching*), dabei

bleibt die Sprechweise aber immer dialektal geprägt, „reines Hochdeutsch“ kommt demzufolge beinahe nie zum Einsatz (vgl. LICHTENEGGER 2015).

Das Wissen um eine Fremdbeurteilung in Verbindung mit Einstellungen gegenüber einer bestimmten Sprachform steuert gemeinsam mit anderen Faktoren die Sprachvariation. Menschen in einer Sprachgemeinschaft verfügen über verschiedene Varietäten, die je nach Situation zum Einsatz kommen. Kein Mensch verfügt in der sozialen Wirklichkeit über nur ein Sprachsystem (vgl. MATTHEIER 1983: 1456).

Sprachliche Variation ist immer an gesellschaftliche soziale Bedeutungsmuster gekoppelt. Die Verwendung einer bestimmten Sprache evoziert attitudinale Reaktionen, welche soziale Vorteile gleich wie Nachteile mit sich bringen können (vgl. GARRETT 2010: 2). Zum einen ist der Varietätengebrauch abhängig vom/von der GesprächspartnerIn und dessen sozialer, gesellschaftlicher Position, vor allem aber vom Grad der Öffentlichkeit bzw. Privatheit. Öffentlichkeit und Privatheit gestalten sich sprachsoziologisch komplex. Beide werden sowohl an objektiven Faktoren gemessen als auch an subjektiven Empfindungen. Eine Messung des Öffentlichkeits- bzw. Privatheitsgrades ist demnach schwierig. Dennoch besteht kein Zweifel, dass SprecherInnen in Situationen mit variierendem Öffentlichkeitsgrad auch sprachlich variieren (vgl. MATTHEIER 1983: 1463).

Gerade die jüngere soziolinguistische Forschung interessiert sich dafür, welche außersprachlichen Faktoren SprecherInnen zum Einsatz verschiedener Sprachformen bringen. Die Sprachrealität zeigt, dass Menschen je nach situativ relevanten sprachlichen Anforderungen zwischen Varietäten wechseln, sei es bewusst oder unbewusst. Die Varietät, die ein Mensch zu Hause, im familiären Umfeld verwendet, kann (und wird oft) eine andere sein als jene im beruflichen Kontext; sie kann sich ebenso im Gespräch mit Älteren von der im Gespräch mit Jüngeren unterscheiden. Die Sprachrealität zeichnet sich damit als dynamisches System aus, das sich aus einem Hin und Her an Bezugnahmen auf außersprachlichen Faktoren ergibt (vgl. LINKE / NUSSBAUMER / PORTMANN 2004: 337).

Das Konzept der „Kontextualisierung“, das auf GUMPERZ zurückgeht, nimmt an, dass individuelle Sprachvariation nicht ausschließlich von sozialen Assoziationen und (sozio-)linguistischen Variablen abhängt. Vielmehr kann der Einsatz einer Variante bzw. der Wechsel zwischen mehreren auch innerhalb ein und derselben Kommunikation auf den Kontext des Gesagten referieren bzw. diesen entscheidend generieren. Mithilfe solcher „Kontextualisierungshinweise“ entsteht auf metakommunikativer Ebene im Interpretationsprozess soziale Bedeutung (vgl. GUMPERZ 1982: 130–152).

In einem Naheverhältnis zum Konzept der „Kontextualisierung“ steht das Phänomen des *Speaker Design*. Es bezeichnet nach SOUKUP (2015: 64) einen bewussten und strategischen Sprachwechsel, der beim Empfänger soziale Assoziationen – sowohl negative als auch positive – erwecken soll. Dazu soll in aller Kürze das Beispiel skizziert werden, das SOUKUP (2017: 61–62) ihren Überlegungen zugrunde legt. In einer Sendung des ORF („Offen gesagt“ vom 18. Jänner 2004 unter dem Titel „Wer soll in die Hofburg?“) diskutiert ein kleiner Kreis an Personen über die zur Zeit der Ausstrahlung aktuelle Präsidentschaftswahl. Ein Teilnehmender macht in einem Teil der Sendung seinen Unmut über die Position einer Präsidentschaftskandidatin, die damalige Außenministerin, breit. In jenen Stellen, in denen er die Außenministerin (angeblich direkt) zitiert, verwendet er den Dialekt. Was möchte die/der SprecherIn also mit diesem Wechsel zwischen österreichischem Standarddeutsch und Dialekt erreichen? Auf den Punkt gebracht spielt er mit sozialen Bedeutungen, die beide Sprachformen implizieren. Die/der SprecherIn geht davon aus, dass das Publikum dialektale Formen als „derb“, „ungebildet“ und „grob“ wahrnimmt, die in weiterer Folge die betreffende Ministerin negativ erscheinen lassen (vgl. SOUKUP 2015: 64). Hier wird besonders deutlich, dass zwischen Dialekt und Standard ein deutliches Prestigegefälle herrscht.

### **2.3.5 Erhebungsmethoden**

In der Sprachwissenschaft hat sich das Interview als Methode zur Ermittlung von Spracheinstellungen etabliert. Im Rahmen der Sprachbiografieforschung gibt es Einsicht in individuelle Dispositionen, die wechselseitig von Sprache und Biografie beeinflusst werden. Das folgende Kapitel stellt ebendiesen methodischen Zugang heraus, der auch im empirischen Teil dieser Arbeit Anwendung findet.

#### **2.3.5.1 Sprachbiografieforschung**

Der Begriff „Sprachbiografie“ bezeichnet nach TOPHINKE (2002: 1) in einem noch vorwissenschaftlichen Sinn den

Sachverhalt (...), dass Menschen sich in ihrem Verhältnis zur Sprache bzw. zu Sprachen und Sprachvarietäten in einem Entwicklungsprozess befinden, der von sprachrelevanten lebensgeschichtlichen Ereignissen beeinflusst ist.

Biografie und Sprache sind de facto nicht voneinander zu trennen. Schließlich erfahren wir die Welt, in der wir leben, sowie unser soziales Leben vorrangig durch Sprache. Des Weiteren sind

Sprachen und Spracheinstellung immer abhängig von individuellen Erfahrungen. Sprachbiografien werden in der Linguistik herangezogen, um Aufschluss über den Spracherwerb, migrationsbedingte, aber auch regionale Mehrsprachigkeit zu geben. Daten werden diesbezüglich meist durch Interviews, (Sprachlern-)Tagebücher, Autobiografien oder das Aufarbeiten von Spracherinnerungen erhoben (vgl. BUSCH 2011 [Online]). Daneben finden Sprachbiografien auch im Zusammenhang mit Sprachinselforschung Anwendung (vgl. KÖNIG 2014: 127–129).

Um Sprachbiografien für die Linguistik zugänglich zu machen, wird zwischen drei Konzepten von „Sprachbiografien“ unterschieden. Das erste Konzept betrifft die „gelebte Geschichte“ sprachlicher Wirklichkeit, das zweite bezieht sich auf die kognitive, „erinnernde Rekonstruktion“ sprachbiografischer Wahrnehmungen und Ereignisse, das dritte auf die mündliche oder schriftliche Realisierung derselben. Alle drei Konzepte erfassen individuelle und soziale Aspekte in unterschiedlichem Maße (vgl. TOPHINKE 2002: 1–2). Die folgende Tabelle bietet eine Übersicht über deren Zuordnung zu den jeweiligen Konzepten.

|                                                                                  | INDIVIDUELLER ASPEKT                                                                                                               | SOZIALER ASPEKT                                                                                                                                                                |
|----------------------------------------------------------------------------------|------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|--------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|
| <b>SPRACHBIOGRAFIE ALS<br/>GELEBTE<br/>GESCHICHTE</b>                            | Individuelle gelebte Geschichte des Erwerbs von Sprache(n) und Sprachvarietäten, der Sprachpraxis und der Einstellungen zu Sprache | vollzieht sich im Kontext von Sprachen und Sprachvarietäten, sozialen Sinnschemata und Ordnungsstrukturen, gesellschaftlichen Relevanzsetzungen und sprachlichen Anforderungen |
| <b>SPRACHBIOGRAFIE ALS<br/>ERINNERTE GESCHICHTE</b>                              | Erinnernde (rein kognitive) Rekonstruktion sprachbiografisch relevanter Ereignisse und Erfahrungen                                 | ist beeinflusst von sozialen Sinnschemata;<br>wird als kognitive Rekonstruktion sozial-kommunikativ nicht präsent                                                              |
| <b>SPRACHBIOGRAFIE ALS<br/>SPRACHLICHE<br/>REKONSTRUKTION DER<br/>GESCHICHTE</b> | Sprachliche Rekonstruktion einer Sprachbiografie unter Rekurs auf Erinnerungen, Quellen, ...                                       | erfolgt unter funktionaler Einbindung in ein sozial-kommunikatives Geschehen                                                                                                   |

Abbildung 7: „Sprachbiografie“ (TOPHINKE 2002: 2)

Es ist festzuhalten, dass eine Sprachbiografie immer konstruktiv ist. Sie ist nur indirekt durch mündliche oder schriftliche Rekonstruktion zugänglich, womit immer auch ein sozial-kommunikativer Kontext verbunden ist. Damit einher geht die psychosoziale Funktion des Über-sich-Erzählens, der Selbstdarstellung etc. Außerdem ist die Erinnerung an sich stets lückenhaft und

nur *eine* Darstellung des Geschehenen (vgl. TOPHINKE 2002: 9). In der Sprachbiografieforschung ist es demnach wesentlich, diese Zwänge des Erzählens mitzudenken und darauf zu achten, wie und warum etwas erzählt wird. Nicht zuletzt deshalb gibt es spezielle Methoden zur Führung und Auswertung qualitativer Interviews (vgl. BUSCH 2011[Online]).

Wesentlich ist außerdem, dass die Biografie eines Menschen und dessen Sprachbiografie faktisch untrennbar sind. Erst durch sprachliche Kommunikation werden soziale Beziehungen hergestellt, soziale Sinnschemata und Ordnungsstrukturen gefestigt, diese beeinflussen wiederum die gesamte Wahrnehmung der Wirklichkeit (vgl. TOPHINKE 2002: 4–5). Lebensgeschichtliche Ereignisse können den Sprachgebrauch verändern und dadurch sprachbiografische Relevanz erhalten. Unter sprachbiografisch relevanten Ereignissen werden solche verstanden, in denen sich SprecherInnen mit Sprache konfrontiert sehen, die von der persönlich erlangten sprachlichen Normalität abweicht – darunter fallen beispielsweise Schrift- und Spracherwerb, (migrationsbedingte) Verständigungsschwierigkeiten etc. Darüber hinaus wird der Verlust oder die Minderung sprachlicher Funktionen genannt (vgl. TOPHINKE 2002: 3).

Der Gegenstand sprachbiografischer Forschung befindet sich an der Schnittstelle zwischen individuellem Spracherleben, lebensgeschichtlicher Biografie sowie historisch-gesellschaftlicher Dimension, damit verbunden etwa sprachideologische Machtverhältnisse (vgl. BUSCH 2010: 58). Das individuelle Spracherleben wird bereits im frühkindlichen Alter geprägt, BUSCH (2010: 58) beschreibt es folgendermaßen:

Mit dem Begriff Spracherleben umreißen wir einen Ansatz, der danach fragt, wie Menschen in mehrsprachigen Lebenszusammenhängen ihre Sprachlichkeit wahrnehmen und bewerten und welche Erfahrungen, Gefühle oder Vorstellungen sie damit verbinden. Oder andersherum gesagt: wie sie sich – gegenüber anderen oder sich selbst – in ihrer Mehrsprachigkeit erfahren, positionieren und darstellen.

Sprachbiografische Interviews sind, wie bereits angesprochen, immer Rekonstruktionen des Geschehenen. Hinsichtlich der Auswertung gibt es deshalb einige Aspekte zu beachten, beispielsweise die Rolle der InterviewerInnen:

Auf Seiten der Zuhörer bzw. Adressaten ist dies verknüpft mit der Erwartung an eine relevante – etwa unterhaltsame oder informative – sprachbiografische Schilderung. Die Einlösung dieser Erwartung zwingt zu einem situationsadäquaten Zuschnitt, der geeignet ist, in der jeweiligen Situation diese Erwartung zu erfüllen. Dieser kann etwa in einer spezifischen Perspektivierung, einer Fokussierung auf bestimmte Details, einer dramatisierenden Zuspitzung oder auch einer Ergänzung fiktiver Ereignisse bestehen. (TOPHINKE 2002: 10)

Das biografische Erzählen ist also an gewisse narrativ-kommunikative Normen und Zwänge gebunden, etwa an „Linearität, retrospektiv[e] Konstruktion, Dramatisierung“ (BUSCH 2010: 66) sowie an Prozesse der Kohärenzherstellung, darüber hinaus fordert jede autobiografische Erzählung (Re-)Interpretation (vgl. BUSCH 2010: 66–67).

Auch PAVLENKO (2007: 166–167) weist auf die wohl größte „Schwäche“ der Linguistik in Zusammenhang mit der Analyse sprachbiografischer Interviews und Interviews im Allgemeinen hin:

The fifth and perhaps the most problematic for applied linguistics is the lack of attention to ways in which storytellers use language to interpret experiences and position themselves as particular kinds of people.

Für Forschende ist es demnach wichtig, autobiografische Erzählungen unter den genannten diskursiv-kommunikativen Aspekten zu betrachten und entsprechende Analysemethoden, welche diese berücksichtigen, heranzuziehen.

### **2.3.5.2 Das sprachbiografische Interview**

Das Interview ist die beliebteste Methode in der qualitativen Sozialforschung. Es gibt eine Reihe verschiedener Interviewformen, welche je nach Disziplin und Untersuchungsgegenstand herangezogen werden. In der Linguistik findet das Interview vor allem zur Erhebung von Spracheinstellungsdaten Anwendung (vgl. DEPPERMAN 2013 [Online]), so auch in der vorliegenden Arbeit als narratives Interview.

Sprachbiografische narrative Interviews sind nach FRANCESCHINI (2001: 112–113)

systematisch gesammelte Dokumente, in denen sich Personen in freier narrativer Form über ihr Verhältnis zu Sprachen äußern (beispielsweise über ihre frühesten Erinnerungen an Sprachliches, an Besonderheiten, an Assoziationen mit Wörtern, Sachen und Personen).

Der Vorteil des Interviews ergibt sich nach DEPPERMAN (2013 [Online]) aus mehreren Aspekten. Zum einen können Daten „zielsicher“ erfasst werden. Im Vergleich zu anderen Methoden entsteht so wenig überflüssiges Material. Damit verbunden ist die auf Zeit und Planbarkeit bezogene ökonomische Erhebung. Interviews ermöglichen es durch konkrete Zielsetzungen, Daten leicht miteinander vergleichbar zu machen. Außerdem gewährt keine andere Methode derartigen Einblick in schwer zugängliche und schwer beobachtbare soziale Praktiken und Strukturen. Dabei ist es von enormer Bedeutung, die mithilfe von Interviews erhobenen Daten nicht bloß als in sich geschlossenen, eigenständigen Text zu begreifen, sondern vielmehr als Produkt

sozialen Handelns, in welchem beide InteraktionspartnerInnen – InterviewerIn und Interviewte/r – soziale Wirklichkeit herstellen. InterviewerInnen und Interviewte nehmen ständig aufeinander Bezug, nicht nur verbal, sondern auch nonverbal. Alle Aussagen werden genau auf das Gegenüber abgestimmt, etwa auf deren vermuteten Wissenshorizont, sozialer Kategorisierungen oder sonstiger Vorannahmen. So werden die Daten durch ein ständiges Hin und Her an Sinn- und Bedeutungskonstruktion wechselseitig zwischen den InterviewpartnerInnen nach pragmatischen Regeln hergestellt. Jedes Interview muss demnach in einen situativen, sozialen, kommunikativen Entstehungskontext eingebettet werden, um den methodischen Ansprüchen gerecht zu werden. Für Forschende ist es essentiell, Interviews als Interaktionsprodukt zu begreifen, an dessen Entstehung sie nicht allein durch ihre Vorarbeit maßgeblich beteiligt sind, sondern an dem sie im Entstehungsprozess selbst aktiv teilhaben (vgl. DEPPERMAN 2013 [Online]).

Trotz der genannten Vorteile, welche das Interview zu einer attraktiven Methodik für viele sozialwissenschaftliche Forschungen macht, ist es keineswegs gefeit vor Problemen. Am präsentesten und meist diskutierten ist wohl die Gefahr, interviewte Personen könnten das Gesagte selbst einer Art Zensur unterziehen oder Aussagen nur tätigen, weil sie denken, die/der InterviewerIn wolle diese hören, sie könnten damit beeindrucken, Selbstdarstellungszwecken genügen etc., was die Validität des Interviews negativ beeinflusst. Problematisch kann es auch werden, wenn seitens der Befragten Defizite bezüglich der Explikationsfähigkeiten auftreten, sei es alters-, bildungs- oder sprachbedingt. Ein weiteres Problem, das Interviews mit sich bringen, ist das unklare Verhältnis zwischen Wirklichkeit und Berichtetem. Jede sprachliche Rekonstruktion der erlebten Wirklichkeit wird durch verschiedenste kognitive, aber auch kommunikative Prozesse geformt und ist somit keineswegs deckungsgleich mit der Wirklichkeit. Gerade beim autobiografischen Interview ist diese Differenz zwischen Wirklichkeit und Berichtetem greifbar. Im Zusammenhang mit dem biografischen Zugang werden fünf Konstruktionsebenen wirksam, diese betreffen das historisch Geschehene, das subjektive Erleben desselben, die kognitive Erinnerung daran, die sprachliche Gestaltung sowie die soziale Interaktion (vgl. DEPPERMAN 2013 [Online]).

Die Linguistik nützt das narrative Interview insbesondere zur Untersuchung von Sprachbiografien und Spracheinstellungen. Das Erzählen der interviewten Personen soll dabei möglichst dominieren, die interviewende Person hält sich, bezogen auf den Kommunikationsanteil, im Hintergrund (vgl. KÖNIG 2014: 20).

Wie bei anderen Interviewformen muss auch beim sprachbiografischen Interview der „Realitätsgehalt“ der Aussagen hinterfragt werden. Es kann nicht davon ausgegangen werden, dass alles Gesagte einen Spiegel der Realität darstellt. Anders als in den Erziehungs- und Sozialwissenschaften werden sprachbiografische Interviews nicht nur von ihrer inhaltlichen Seite, sondern auch von ihrer formalen Seite her analysiert. Beispiele dafür sind etwa der Wechsel vom persönlichen zum unpersönlichen bzw. generalisierenden Sprechen (unpersönliches *man*, pronominaler Wechsel), Anrede des Gegenübers (*Sie* vs. *du*), Redewiedergaben (direkte vs. indirekte Rede), besondere Betonung der Validität einer Aussage, sprachliche Herstellung von Argumentationsmustern, szenische Aufbereitung (detailgenau vs. überblickend) zur Emotionalisierung des Gesagten, Sprachstil bzw. Stilwechsel (vgl. KÖNIG 2014: 130–131). In der vorliegenden empirischen Arbeit ist der Wechsel zwischen der Verwendung des Standards und des Dialekts relevant und markiert.

## **3 Empirischer Teil**

### **3.1 Zu den ProbandInnen und der Methodik**

#### **3.1.1 Die ProbandInnen**

Die vier ProbandInnen, davon drei weiblich, einer männlich, verbrachten ihr gesamtes Leben bzw. den größten Teil davon im Steyrtal in Oberösterreich. Die Befragten werden im empirischen Teil sowie in den Transkripten mit B1, B2, B3, B4 bezeichnet. B1, B3 und B4 wurden alle im selben Ort im Steyrtal geboren, in dem sie heute noch leben, Person B2 zog in frühen Kindesjahren mit ihrer Familie vom Kremstal ins Steyrtal. Auch sie verbrachte ab diesem Zeitpunkt ihr Leben an demselben Ort. B1 (weiblich) ist zum Zeitpunkt der Datenerhebung 79 Jahre, B2 (weiblich) 83 Jahre, B3 (männlich) 75 Jahre und B4 (weiblich) 71 Jahre. Alle Gewährspersonen gehören der sogenannten „niederen“ Bildungsschicht an, d. h. deren höchster Bildungsabschluss ist der Pflichtschulabschluss.<sup>3</sup>

#### **3.1.2 Die Methodik**

Die Interviews fanden jeweils in einer den ProbandInnen vertrauten Umgebung und, da zu allen vier Interviewten zumindest ein Bekanntschaftsverhältnis zur Exploratorin und Interviewerin besteht, in ungezwungener Atmosphäre statt. Die Sprechweise wurde an die ProbandInnen angepasst, das Interview selbst nach den Standards des sprachbiografischen, narrativen Interviews offen gehalten, um den Fokus auf das freie Erzählen der ProbandInnen zu setzen und so möglichst ertragreiche Daten zu gewinnen. Ein Leitfaden diente nur zur groben Orientierung, um wesentliche Kategorien anzusprechen.

Die Kategorienbildung erfolgte durch eine Kombination aus deduktiven und induktiven Verfahren. Einerseits wurden die Analysekategorien durch theoretische Erkenntnisse festgelegt, andererseits wurden aus den empirischen Daten weitere Kategorien abgeleitet. Eine Kombination von Deduktion und Induktion gewährleistet eine gegenstandsnahe Darstellung der Ergebnisse, welche einer Verzerrung durch theoretische Vorannahmen entgegenwirkt. Das ist besonders vorteilhaft bei der Analyse von Daten aus sprachbiografisch-narrativen Interviews, zumal

---

<sup>3</sup> Zur Zeit des Schulbesuchs der ProbandInnen entsprechen der Pflichtschule acht Jahre Volksschule.

so mit einem „festen“ Kategorienraster gearbeitet werden kann, der sich am Leitfaden orientiert, dieser Raster aber durch weitere Kategorien, die sich aus der sehr freien Form des Interviews ergeben, erweitert werden kann. Theoretische Vorannahmen werden also verknüpft mit dem Datenmaterial aus den Interviews mit den ProbandInnen. Damit wird die relativ hohe Authentizität, die dem sprachbiografisch-narrativen Interview zugrunde liegt, in der Analyse weitergeführt und auf das Kategoriensystem übertragen.

Transkribiert und codiert wurden die Interviews mithilfe von MAXQDA, einer Software für die qualitative, quantitative und Mixed-Methods-Forschung.

Die Quellenangaben in der vorliegenden Auswertung der Ergebnisse beziehen sich auf die nach Zeilen nummerierten Transkripte im Anhang. In den Transkripten wurden sensible Daten anonymisiert und durch generalisierende Umschreibungen in eckigen Klammern ersetzt. Eine Sprechpause ist mit „(...)“ markiert, eine Überlappung der SprecherInnen mit „/“, groß Geschriebenes kennzeichnet eine besondere Betonung.

Die Auswertung der Interviews wurde nach den Regeln der „qualitativen Inhaltsanalyse“ nach MAYRING (2010) durchgeführt. Diese Methode geht systematisch, regel- und theoriegeleitet vor. Somit können die Ergebnisse der Untersuchung jederzeit nachvollzogen und überprüft werden. Die Analyse erfolgt schrittweise durch die Formulierung und Zuordnung von Kategorien zu bestimmten Textstellen aus den Interviews.

## **3.2 Datenauswertung und Interpretation der Ergebnisse**

Im Folgenden werden die Ergebnisse der vorliegenden Spracheinstellungs- und -wahrnehmungsstudie präsentiert und interpretiert. Jedes Kapitel mit dreistelliger Nummerierung (z. B. 3.2.1) schließt mit einer Zusammenfassung und einer Interpretation ab.

### **3.2.1 Wahrnehmung des Dialekt-Standard-Kontinuums**

Der Großteil der ProbandInnen ist sich darüber bewusst, dass zwischen Dialekt und Standarddeutsch Zwischenstufen existieren und diese auch im Alltag zum Einsatz kommen (vgl. z. B. Interview B1: Zeile 443–444, Interview B2: Zeile 143–144). Das kommt besonders dann zum Vorschein, wenn sich die Personen auf eine Sprachform bzw. mehrere Sprachformen beziehen, welche sie nicht ohne Einschränkung als Standardsprache bezeichnen. Aussagen, die dies belegen, findet man in den Interviews häufiger, beispielsweise wenn gesagt wird: „[...] die reden auch nicht DIREKT nach der Schriftsprache.“ (Interview B2: Zeile 178–179), auf Ämtern solle

man „ein bisschen, bisschen Hochdeutsch mitreden können halt, aber nicht alles.“ (ebd. Zeile 220–221), davon die Rede ist, dass jemand „ein wenig nach der Schrift“ (Interview B1: Zeile 430–431), „90 Prozent nach der Schrift“ (Interview B1: Zeile 377) oder ein „wenig nach der Mundart“ (Interview B2: Zeile 248) spricht. Ein Proband antwortet auf die Frage, wie er beim Doktor spreche: „Ja. Ich meine, GANZ, RICHTIG Hochdeutsch ist es auch nicht.“ (Interview B3: Zeile 143) Eine andere Interviewte betont wiederum, in einer gewissen Situation „GANZ Hochdeutsch“ zu sprechen (Interview B1: Zeile 565). All diese Präzisierungen, Einschränkungen und Abschwächungen lassen darauf schließen, dass ein Bewusstsein über das Dialekt-Standard-Kontinuum vorhanden ist.

Ebenfalls deutet auf ein Vorhandensein dieses Bewusstseins die häufige Nennung der Verben „zusammenreißen“ (vgl. Interview B3: Zeile 55, 77, 127, 145), „aufpassen“ (Interview B2: Zeile 162, 146, Interview B3: Zeile 64) bezüglich der eigenen Sprache hin. Oft müsse man sich „zusammenreißen“ oder „aufpassen“, in gewissen Situationen nicht „den ärgsten Dialekt“ (Interview B2: Zeile 142) zu verwenden.

Eine Probandin stellt in diesem Zusammenhang eine Ausnahme dar. Sie gibt an, keine Varianten zwischen den Polen zu erkennen – man spreche entweder „Hochdeutsch“ oder „Dialekt“, dazwischen gebe es nichts (vgl. Interview B4: Zeile 198–200).

Die drei Personen, die ein Bewusstsein über die Variation dazwischen haben, verwenden für die Beschreibung von Sprechweisen stets „Hochdeutsch“ o. Ä und „Dialekt“ mit Zusätzen, wie oben beschrieben „(nicht) ganz Hochdeutsch“ etc., der Ausdruck „Umgangssprache“ wird nie verwendet.

Außerdem nehmen die ProbandInnen die Pole „Hochdeutsch“ und „Dialekt“ generell – und nicht auf bestimmte Situationen bezogen – als gleichrangig wahr.

Dies belegten mehrere Aussagen. Beispielsweise erzählt eine Interviewte von einer Bekannten aus Deutschland, welche nach Auffassung der Probandin „Hochdeutsch“ spricht und aufgrund längerer Aufenthalte in Österreich auch mit dem bairisch-österreichischen Dialekt vertraut sei. In Telefongesprächen würden beide ab und zu (scherzhaft, liebevoll) versuchen, die Varietät der anderen zu imitieren. Die Probandin stellt in diesem Zusammenhang die Gleichung auf, dass sowohl „dialektale“ Sprechweisen von Nicht-„Dialekt“-SprecherInnen angenommen werden können als auch „Hochdeutsch“ von „Dialekt“-SprecherInnen (vgl. Interview B1: Zeile 567–576). Gleichrangigkeit in der Bewertung äußert sich auch dahingehend, dass dieselbe Person sehr wertneutral darüber spricht, dass Bekannte aus Deutschland manches aus Gesprächen zwischen ihr und ihrem Mann nicht verstanden hätten (vgl. Interview B1: Zeile 394–397).

Auch die drei anderen ProbandInnen messen „Hochdeutsch“ auf der einen Seite des Spektrums der Varietäten und dem „Dialekt“ auf der anderen situationsunabhängig eine Gleichrangigkeit zu.

### **3.2.1.1 Zusammenfassung und Interpretation**

Drei von vier Interviewten erkennen ein sprachliches Kontinuum zwischen Dialekt und Standarddeutsch.

Die beiden Extrema „Dialekt“ und „Hochdeutsch“ werden von den interviewten Personen generell als gleichrangig bzw. auf einer Höhe angesehen. In spezifischen Kontexten wird Standarddeutsch aber als „überlegenes“ System angesehen.

Dass die ProbandInnen die Bezeichnung „Umgangssprache“ nicht verwenden und stattdessen „Hochdeutsch“ (oder andere synonym dazu verwendete Ausdrücke wie „Schriftsprache“, „Schreibsprache“ etc.) und „Dialekt“ durch nähere Beschreibungen definieren, lässt auf eine starke Orientierung an den beiden äußeren Polen des Dialekt-Standard-Kontinuums schließen. Zwar werden Sprachformen dazwischen erkannt, jedoch nicht als „eigenständig“ wahrgenommen. Dies äußert sich in der Terminologie hinsichtlich der Variation zwischen „Hochdeutsch“ und „Dialekt“.

### **3.2.2 „Dialekt“-Konzept**

Für die ProbandInnen konstituieren den „Dialekt“ geografische, soziale und situative Faktoren. Am meisten fallen dahingehend geografische Aspekte ins Gewicht. Sehr häufig wird von „Dialekten“ in verschiedensten Teilen Österreichs oder Deutschlands gesprochen, seien es Bundesländer, politische Bezirke oder Orte Oberösterreichs (vgl. z. B. Interview B2: Zeile 182–184, 238–239, Interview B3: Zeile 35–37, 120). Auch gesellschaftsschichtbedingte Faktoren werden erkannt (vgl. z. B. Interview B1: Zeile 535–536, Interview B4: Zeile 145–146), seltener beziehen sich die Interviewten auf rein situative Bedingtheit.

Nach Aussagen der interviewten Personen wird „Dialekt“ in Österreich am Land gesprochen, „Hochdeutsch“ dagegen eher in der Stadt. Gleichzeitig wird der „Dialekt“ mit der bäuerlichen Bevölkerung in Verbindung gebracht, was zur geografischen auch eine sozialschichtbezogene Bedingtheit ins Spiel bringt (vgl. Interview B3: Zeile 98–100, 151, Interview B4: Zeile 104–109, 135, 234, 243). Ablesbar wird das beispielsweise an einer Stelle, an der ein Proband erzählt, nicht mal sein ehemaliger Vorgesetzter hätte „Hochdeutsch“ gesprochen, dieser wäre

nämlich „auch so ein Uriger“ (Interview B3: Zeile 154) gewesen. Hier werden soziale Stereotype aufgerufen.

Ebenfalls erkennen alle ProbandInnen (wenn auch in unterschiedlichem Ausmaß), dass junge Menschen anders sprechen als ältere und stellen einen Abbau des „Dialekts“ fest (vgl. z. B. Interview B3: Zeile 133, 195–196, 202, Interview B4: Zeile 119–126).

Unterschiede zwischen „Dialekten“ werden meist nur auf lexikalischer Ebene wahrgenommen (vgl. Interview B2: Zeile 233–234, 136 Interview B3: Zeile 35–37).

Die ProbandInnen ordnen das österreichische Standarddeutsch tendenziell dem „Dialekt“ zu (vgl. Interview B3: Zeile 52–62). Das ist eng damit verbunden, dass die befragten Personen das Konzept „Hochdeutsch“ per se mit Deutschland verknüpfen. Ein Bewusstsein für Dialekte in Deutschland ist in unterschiedlichem Maße gegeben. Bei B1 ist dieses Bewusstsein relativ ausgeprägt (vgl. Interview B1: Zeile 137–141, 182–188), B4 dagegen scheint kein gefestigtes Bewusstsein dahingehend zu haben (vgl. Interview B4: Zeile 147–150).

Eine Passage, die im Interview mit B3 entstand, ist ebenfalls aufschlussreich hinsichtlich des „Dialekt“-Konzeptes“:

**I:** Ja und jetzt generell, was ist für dich überhaupt Dialekt und was ist Hochdeutsch?

**B3:** Naja, Dialekt, Dialekt so halt wie wir halt so reden da, nicht? Hochdeutsch ist halt erstens einmal beim Schreiben schon. Du musst ja / weil sonst hast du (lacht) sonst hast du nur einen Krampf drin.

**I:** Sonst kann es keiner lesen.

**B3:** Ja, das kann keiner lesen, ja. Nicht? Zumindest ein Junger gar nicht. (Interview B3: Zeile 128–133)

„Dialekt“ beschreibt der Interviewte durch eine Referenz auf die gesprochene Sprache. Im Gegensatz dazu verbindet er mit „Hochdeutsch“ Schriftlichkeit. Im selben Zusammenhang merkt er an, dass eine nicht-„hochdeutsche“, also „dialektale“ Schriftlichkeit vor allem von der jungen Generation nicht verstanden werde.

In der Kindheit der ProbandInnen gebräuchliche, von deren Eltern und Großeltern noch verwendete „Wörter“, welche heute weitestgehend aus dem Sprachgebrauch ausgeschieden sind, werden als „komische Wörter“ bezeichnet. Dies deutet auf die Orientierung an der eigenen, gegenwärtigen Norm hin (Interview B1: Zeile 486, Interview B2: Zeile 195). Nicht nur diachrone, auch synchrone Differenzen werden am eigenen „Dialekt“ festgemacht. So bezeichnet

B3 beispielsweise Merkmale anderer „Dialekte“ als „Fresser“ (vgl. Interview B3: Zeile 116, 121). Mit „Fresser“ deutet die Person vorrangig auf eine starke Abweichung zum eigenen „Dialekt“ hin, welche aller Wahrscheinlichkeit nach auch mit einer schwereren Verständlichkeit einhergeht.

Ebenso sichtbar wird die Orientierung an der eigenen Norm anhand der Verwendung des Attributs „normal“ für das Sprechen im eigenen „Dialekt“ im Vergleich zu anderen Varietäten (vgl. Interview B4: Zeile 61, 96, 112, 174, 184, 210, 231, 248).

Einen Hinweis auf ein dynamisches „Dialekt“-Konzept lässt sich beim männlichen Probanden erkennen. Er erzählt, dass seine Frau, die aus einem Ort im Bezirk Gmunden stammt, durch ihr Leben in einem Ort im Steyrtal einige Wörter, die sie nach Auffassung des Befragten aus ihrem Heimatort „mitgenommen“ hätte, nicht mehr verwende, dafür aber manches aus seinem Sprachgebrauch bzw. dem „Dialekt“ im Steyrtal in ihr Sprachrepertoire aufgenommen hätte (vgl. Interview B3: Zeile 41–43).

Die Aussagen einer anderen Probandin lassen ebenfalls darauf schließen, dass eine Dynamik des „Dialekts“ in deren Bewusstsein liegt. Sie bemerkt, dass man bei ihrer Schwiegertochter, die aus Wien stammt, heute keine „Wienerischen“ Merkmale mehr erkenne (vgl. Interview B2: Zeile 151–155).

Im Kontrast zu Aussagen über „Hochdeutsch“, dessen Gebrauch die Personen oft als „besser“ oder „gebildeter“ bezeichnen, wird sichtbar, dass das Konzept des „Dialekts“ nicht mit Korrektheit oder Bildung in Verbindung gebracht wird (vgl. Interview B1: Zeile 486, 504, 530, Interview B3: Zeile 94). Eine Probandin stellt dahingehend eine besondere Verbindung her. Auf die Frage, ob es für Kinder besser wäre, sie zu Hause und in der Schule standardsprachlich zu erziehen, erzählt sie von einer Bauernfamilie, zu der sie eine verwandtschaftliche Beziehung verbindet. Diese Familie verwendet sie als Beispiel, um deutlich zu machen, wie wichtig standardsprachliche Erziehung ist. Die Kinder der Familie hätten „sehr schlecht geredet“, weswegen sie – diesen Zusammenhang stellt die Probandin nun her – zum Logopäden gemusst hätten (vgl. Interview B1: Zeile 520–527).

Eine andere Interviewte denkt, sie würde von allen deutschsprachigen Menschen verstanden werden, wenn sie im „Dialekt“ spreche (vgl. Interview B4: Zeile 70, 80–81).

Dieselbe Person erzählt von ihrer in Wien wohnhaften Schwester und davon, dass diese mit Leuten aus Wien „Hochdeutsch“, mit ihr aber „normal“ spreche (vgl. Interview B4: 111–113).

Ihr Konzept von „Dialekt“ schließt also die „Wiener“ Sprechweise aus. Dass in Wien gebräuchliche, wohl dialektale bzw. dialektnahe Sprechweisen von ihr als hochsprachlich wahrgenommen werden, wird in jenen Passagen deutlich, an denen sie zur Veranschaulichung eine Äußerung mit den für sie gebräuchlichen und gewohnten Diphthongen und dieselbe Äußerung anschließend mit monophthongierten Vokalen wiedergibt. Anhand diesen beiden Äußerungen macht sie einen Unterschied zwischen Stadt und Land fest. Die diphthongierte Variante findet man eher am Land, die monophthongierte eher in der Stadt. Außerdem stellt für B4 die monophthongierte Variante die „hochdeutsche“ oder zumindest eine dem „Hochdeutschen“ nahe Sprache dar (vgl. Interview B4: Zeile 27–31, 135–137).

### 3.2.2.1 Bezeichnungen für den eigenen „Dialekt“

Aufschluss über das Dialektkonzept der Gewährspersonen geben auch die Bezeichnungen für den eigenen „Dialekt“. Keine/-r der vier Befragten benennt in den Interviews den „Dialekt“, den sie/er selbst spricht. Interessanterweise werden andere deutsche und österreichische „Dialekte“ aber sehr wohl beim Namen genannt, etwa „Tirolerisch“, es wird von einem „Dialekt“ in Vorarlberg und im Mühlviertel gesprochen. B2 und B3 erkennen sogar Unterschiede zwischen ihrem eigenen „Dialekt“ und dem „Dialekt“ in Orten im Krems- und im Almtal (vgl. z. B. Interview B2: Zeile 182–184, 238–239, Interview B3: Zeile 35–37, 120), oder es wird auf den „Dialekt“ in Schwaben Bezug genommen (vgl. Interview B1: Zeile 383, 388).

Angesichts der Bundesländerdistinktion ist es interessant, dass zu keinem Zeitpunkt von „Oberösterreichisch“ gesprochen wird oder vom „Dialekt in Oberösterreich“. Ebenso wird keine kleinräumigere Eingrenzung vorgenommen, wie B3 das beispielsweise anhand des Mühlviertels macht. Niemand spricht vom eigenen „Dialekt“ als „Dialekt im Traunviertel“ oder gar im Steyrtal. Ein Bewusstsein für kleinräumige, innerösterreichische Unterschiede hinsichtlich des „Dialekts“ scheint offenbar zu existieren. Dennoch machen alle vier ProbandInnen davor Halt, den eigenen „Dialekt“, in welcher Weise auch immer, zu benennen.

B1 bezieht sich in ihrer Beschreibung des eigenen „Dialekts“ auf das „Eigene“. Das äußert sich in der folgenden Passage, in der sie von einer Freundin aus Deutschland spricht, die längere Aufenthalte in Österreich verbracht hat:

Und sie / aber die kann schon, indem sie SEHR viel in Österreich war, weil ihre Oma eine / ihre Oma, die ist ja in <Ort> unten in Niederösterreich. Da waren sie auch, weißt du, mit den Eltern. Weil er stammt von dort ab, der / Und da redet sie schon / sie kann schon ein wenig, weißt du, nach unserem Dialekt. Dann sagt sie schon, wenn sie anruft „Na endlich, sag, Tante <Person>, dass ich dich wieder mal erwische.“ (langsam, überschwänglich dialektal) Weißt du, da redet

sie schon so. Da bemüht sie sich sehr, nach meinem, nach meiner Ding / (Interview B1: Zeile 567–573)

Für den eigenen „Dialekt“ werden Umschreibungen genannt, die sich auf das „Eigene“, das „Individuelle“ beziehen, beispielsweise „mein Reden“ (Interview B4: Zeile 158).

Die Orientierung an einer gruppeninternen Norm bezüglich des „Dialekts“ wird besonders bei B4 sichtbar, die das Attribut „normal“ relativ häufig für das eigene dialektale Sprechen verwendet. Sie bezeichnet den „Dialekt“ als „normal“ im Gegensatz zur Standardsprache (vgl. Interview B4: Zeile 184). B4 spricht davon, im Unterricht „Standardsprache“ gesprochen zu haben, in der Pause durfte sie wieder „normal“ reden (vgl. ebd.: Zeile 61). Die Person beschreibt außerdem ihre Sprechweise in bestimmten Situationen folgendermaßen: „Ich rede NORMAL, so wie ich rede.“ (ebd. Zeile 96), „Nein, ganz normal. So wie ich rede.“ (ebd.: Zeile 174), „Ich rede so wie normal.“ (ebd. Zeile 210) Sie erzählt außerdem von ihrer Schwester, die in Wien lebt. Diese würde im Gespräch mit WienerInnen eine standardnähere Sprechweise wählen, mit B4 aber stets „normal“ sprechen (vgl. ebd.: Zeile 111–113). An einer anderen Stelle erzählt sie vom Sprachgebrauch einer befreundeten Lehrerin und deren Kinder: „Die reden alle so / normal. Nichts Hochdeutsch.“ (Interview B4: Zeile 248)

Außerdem ergab sich folgende Passage, in denen eine dialektale Sprechweise als „normal“ wahrgenommen wird:

**I:** [...] Wer redet in Österreich Hochdeutsch?

**B4:** Naja, die was, wie soll ich sagen, was studiert haben oder was. Weißt du eh, dass sie ein wenig, dass / aber auch nicht alle. Da bei uns eigentlich nicht. Redet ein jeder so wie normal. (Interview B4: Zeile 228–231)

### **3.2.2.2 Zusammenfassung und Interpretation**

Das „Dialekt“-Konzept der Interviewten erweist sich als überwiegend, aber nicht durchgehend statisch. Stellenweise werden Veränderungen des Dialekts erkannt, welche die ProbandInnen als in der „Natur“ der Sprache begründet sehen. Auf „Dialekt“ und Sprache als durchgängig dynamische Systeme wird allerdings nicht geschlossen. Ein diesbezüglich statisches Verständnis scheint im Bewusstsein der ProbandInnen vorrangiger zu sein.

„Dialekt“ enthält für die ProbandInnen geografische sowie sozial-situative Komponenten. Tendenziell wird „Dialekt“ unteren Gesellschaftsschichten zugeschrieben. Gleichzeitig sind die

interviewten Personen aber der Meinung, in ihrem „dialektalen“ Umfeld sprechen alle Menschen, egal zu welcher Gesellschaftsschicht zugehörig, „Dialekt“. Hier werden also auf die Sozialschicht bezogene Faktoren eliminiert. Dem Gebiet, in dem die Personen leben, wird demnach ein hoher Grad an Loyalität zum „Dialekt“ zugeschrieben. Worum es sich genau handelt, wenn die Personen von „bei uns“ sprechen, kann nicht eindeutig geklärt werden. Im Gesamtbild der Interviews ist es aber sehr wahrscheinlich, dass damit Oberösterreich (vor allem dessen ländliche Gebiete) angesprochen wird, da andere erwähnte Bundesländer nicht auf diese Weise charakterisiert werden.

Eine Assoziation mit beispielsweise der bäuerlichen Schicht hält sich aber dennoch. Im Vergleich dazu wird das Konzept von „Hochdeutsch“ mit höheren Gesellschaftsschichten assoziiert – wieder mit einem entsprechenden Zusatz, der etwa lautet „bei uns da nicht“ (vgl. Interview B2: 220). Die Aussage eines Probanden, der erzählt, sein ehemaliger Chef hätte deshalb nicht „Hochdeutsch“ gesprochen, weil er ein „Uriger“ war, lässt darauf schließen, dass „Dialekt“ mit Natürlichkeit, die der Proband an der Norm des eigenen „Dialekts“ misst, assoziiert wird. Es ist ebenso anzunehmen, dass der Proband damit auf die Zugehörigkeit seines Vorgesetzten zu einer ganz bestimmten Gesellschaftsschicht Bezug nimmt. Mit „urig“ spricht er aller Wahrscheinlichkeit nach die bäuerliche Gesellschaftsschicht an.

Eng damit ist die Bildungskomponente verbunden, die sich innerhalb des „Dialekt“-Konzeptes defizitär äußert. Darüber hinaus wird „Dialekt“ im direkten Vergleich mit „Hochdeutsch“ als fehlerhaft wahrgenommen – zumindest wird ihm weniger sprachliche Korrektheit zugestanden. Im Zusammenhang mit Bildung assoziiert eine Probandin „Dialekt“ sogar mit sprachlichen und eventuell sogar kognitiven Defiziten bei Kindern. Damit indiziert sie klar schichtspezifische, abwertende Merkmale des Dialekts. Ihre Ansicht überschneidet sich mit der Defizit-Hypothese BASIL BERNSTEINS<sup>4</sup>, welcher ebenfalls einen Zusammenhang zwischen Sprache und Kognition herstellt.

Aus dieser Annahme geht auch klar hervor, dass „Dialekt“ offensichtlich nicht gleich „Dialekt“ ist. Auch die eigenen Kinder der Probandin wurden ausschließlich im „Dialekt“ erzogen, ebenso die Enkelkinder. Dennoch problematisiert sie den „Dialekt“ am Beispiel anderer SprecherInnen. Der eigene „Dialekt“ wird kaum problematisiert. Auch bei den anderen ProbandInnen finden wir diesbezüglich ähnliche Muster.

---

<sup>4</sup> Vgl. dazu Kapitel 2.2.4.2.

Das Konzept von „Dialekt“ wird auf die Mündlichkeit bezogen. Darauf weisen auch Bezeichnungen wie „Schriftsprache“ oder „Schreibsprache“ für den Standard hin. Ein Proband verknüpft „Dialekt“ aber nicht ausschließlich mit der gesprochenen Sprache. Er denkt, junge Menschen würden „dialektal“ Geschriebenes nicht mehr verstehen, sein „Dialekt“-Konzept sieht also auch eine Schriftlichkeit „dialektaler“ Varietäten vor.

Um seine Annahme diskutieren zu können, werden an dieser Stelle Beobachtungen herangezogen, die mit dieser Untersuchung nicht direkt in Verbindung stehen. Im Zeitalter der *Social Media* und dem dort stattfindenden hochfrequenten Austausch von Informationen in schriftlicher Form lässt sich häufiger beobachten, dass jüngere Generationen weitaus öfter „dialektal“ auf schriftlicher Ebene kommunizieren als ältere (etwa Generation „50+“). Letzterer – so die auf Beobachtung beruhende Hypothese – fällt „dialektale“ Schriftlichkeit weitaus schwerer.

Warum der Proband aber annimmt, Jüngere würden nicht im „Dialekt“ lesen können, liegt womöglich daran, dass er „Dialekt“ generell viel stärker mit älteren Generationen als mit jüngeren verbindet. Außerdem wird immer wieder sichtbar, dass sich das „Dialekt“-Konzept der ProbandInnen stark am eigenen Sprechen orientiert. Alle Formen, die vom eigenen „Dialekt“ abweichen, werden auch bis zu einem gewissen Grad als Abweichung zur (individuellen) Norm gesehen. Das kommt vor allem bei den Bezeichnungen für das eigene Sprechen zum Ausdruck. In all diesen Bezeichnungen bzw. Umschreibungen ist der eigene „Dialekt“ Ausgangspunkt und wird als „normal“ bezeichnet, an ihm werden alle anderen sprachlichen Erscheinungen gemessen. Eine tatsächliche Benennung im Sinne eines konkreten Namens für den eigenen „Dialekt“ wird von den befragten Personen nicht erwähnt.<sup>5</sup>

Wenn B4 die Sprachformen der Menschen in Wien als standardsprachlich wahrnimmt, so zeigt das, dass offenbar die Orientierung an der eigenen Norm eine Sprechweise, die vom eigenen „Dialekt“ abweicht und möglicherweise im Vergleich zu ihr mehr standardsprachliche Elemente enthält, kontrastiv zum eigenen „Dialekt“ dem „Hochdeutsch“ zugerechnet wird. Denn es ist zu bezweifeln, dass die Schwester der Probandin, welche ebenso der Generation „70+“ angehört, mit WienerInnen tatsächlich Standardsprache spricht. Das kann beinahe ausgeschlossen werden. Das bedeutet, dass die Probandin offenbar alles, das von ihrer eigenen Sprechweise abweicht und dem Standard näher liegt, als „Hochdeutsch“ wahrnimmt.

---

<sup>5</sup> Im Kapitel 3.2.2.1. wird dies ausführlich dargelegt.

### 3.2.3 Einstellungen gegenüber dem „Dialekt“

#### 3.2.3.1 Allgemeine Bewertung des „Dialekts“

Es zeichnet sich in allen Interviews ab, dass der „Dialekt“ überwiegend positiv bewertet wird und die Verwendung des „Dialekts“ positive Emotionen hervorruft. Ein Schwerpunkt liegt dabei auf der Betonung der „Natürlichkeit“ sowie der „Ungezwungenheit“ beim Sprechen. Aufschluss darüber gibt beispielsweise die im Interview B4 auftretende Wendung „so wie [...] der Schnabel gewachsen ist“ (vgl. Interview B4: Zeile 41, 192) bezüglich des „Dialekt“-Gebrauchs. Dieselbe Person äußert im Zusammenhang mit dem eigenen „dialektalen“ Sprechen: „(...) ich fühle mich da gut.“ (Interview B4: Zeile 158).

Trotz dieser oberflächlich positiven Bewertung des „Dialekts“ durch die ProbandInnen wird deren Konzept von „Hochdeutsch“ häufiger mit Bildung in Verbindung gebracht oder als „bessere“<sup>6</sup> Sprachform klassifiziert. Im Kontext mit Bildung und einer korrekten „Sprache“ erfährt der „Dialekt“ also eine Abwertung.

Eine überaus positive „Dialekt“-Bewertung tritt an den Stellen hervor, an denen die Personen das individuell Eigene ansprechen. Anhand einer Passage lässt sich dies eindrucksvoll herauslesen:

**I:** Und wenn du jetzt mit einem, der nur Hochdeutsch redet, wenn du mit dem Dialekt redest, wie fühlst du dich dann?

**B4:** Naja, so wie ich rede, ich fühle mich da gut. Weil das ist mein, mein Ding, mein Reden. (vgl. Interview B4: Zeile 156–158)

Sie betont, egal wer ihr gegenübersteht, sich in ihrer eigenen Sprechweise ohne Einschränkung wohlfühlen.

#### 3.2.3.2 „Dialekt“ und Kinder

Die Wahrnehmung und Einstellung hinsichtlich des Gebrauchs von „Dialekt“ im Umgang mit Kindern erweist sich als ambivalent. Negative Komponenten enthält „Dialekt“ für die ProbandInnen vor allem im schulischen Kontext. Einige Stellen, die dies belegen:

---

<sup>6</sup> Es ist anzunehmen, dass mit „besser“ vor allem auf eine korrektere Sprache Bezug genommen wird.

In der Schule haben die Kinder schon / Aber ich habe schon mit ihnen, weißt du, so auch / Die Buben haben ja auch mit den Deutschen schon, weißt du, alleweil ein wenig nach der Schrift geredet, das schon. (Interview B1: Zeile 429–431)

Hier ist darauf zu achten, dass die Person ihr Sprechen (und das ihrer Kinder) als „ein wenig nach der Schrift“ beschreibt. Es wird also in erster Linie nicht „Hochdeutsch“ angesprochen, sondern vielmehr eine standardnähere, immer noch umgangssprachliche, dialektal geprägte Varietät.

Im weiteren Gesprächsverlauf unterstreicht die Interviewte diese positive Bewertung im schulischen Kontext:

**I:** [...] mit deinen Kindern hast du selber nie Hochdeutsch geredet?

**B1:** Nein, nur es zum, sagen wir, wenn wir heute Aufgabe gemacht haben. Das hab ich ihnen gleich / weil ich habe es einmal gesehen beim, ich glaube nicht einmal beim <Person>, sondern, weißt du, bei Kindern, die was von den Bauern hergekommen sind / Du, die haben da bei Aufsätzen / sagt der Lehrer „Was soll denn das heißen?“ Weißt du, der hat das so nach Mundart so / und das hast du danach ja nicht gewusst, was das wirklich bedeuten soll.

**I:** Es gibt ja auch heute bei uns in der Umgebung noch Leute, die ihre Kinder halt Hochdeutsch erziehen, weil sie glauben, dann passiert so was halt nicht.

**B1:** Ja ja, heute wird / heute ist ja das schon GANZ anders.

**I:** Ja, aber glaubst du das auch, dass das dann besser wird? Also dass man dann in der Schule besser ist?

**B1:** Ich glaube, in Deutsch glaube ich schon. Ich glaube, in Deutsch schon. Du, ich habe es nämlich beim <Person> gesehen. Die Kinder, die haben sehr schlecht geredet. Und die sind danach, wie sagt man denn, Logopäden, oder wie nennt man denn die? (Interview B1: Zeile 516–528)

Anhand dieser Passage lassen sich mehrere positive Bewertungen von „Hochdeutsch“ bzw. negative Bewertungen des „Dialekts“ ablesen. Die eigenen Kinder wurden „dialektal“ erzogen, nur im Kontext der Schule wurde „Hochdeutsch“ verwendet. Die Interviewte meint, dass die Situation sich heute dahingehend ganz anders gestalte. Demnach würden nach Auffassung der Probandin heute mehr Eltern ihre Kinder „hochdeutsch“ erziehen. Als Grund dafür nennt sie eine positive Auswirkung auf die schulische Leistung, allerdings ausschließlich bezogen auf den Deutschunterricht. Darüber hinaus assoziiert sie eine „bäuerliche“ und damit aller Wahrscheinlichkeit nach eine „dialektale“ Sprache mit schlechteren Schulleistungen und zu guter Letzt sogar mit einer eingeschränkten sprachlichen, womöglich kognitiven Fähigkeit.

B3 denkt als einziger, eine nicht-„dialektale“ Kindererziehung sei positiv zu bewerten (vgl. Interview B3: Zeile 187–188). Er bezieht diese Wahrnehmung vor allem auf den Schulerfolg und auf die Gegenwart. Demnach erhalte eine standardsprachliche Erziehung ihre Relevanz erst in jüngster Zeit (vgl. ebd.: Zeile 173–174).

B4 gibt zuerst an, die hochsprachliche Erziehung von Kindern trage positiv zum Schulerfolg bei (vgl. Interview B4: Zeile 127–130), sie widerspricht bzw. korrigiert sich aber gegen Ende des Interviews selbst:

**I:** Weil es gibt ja viele Leute, die sagen, dann tun sie sich später leichter in der Schule.

**B4:** In der Schule, ja. Das sagen sie schon. Aber nein da bei uns sollen sie es nicht tun.

**I:** Aber das glaubst du nicht, dass man sich da leichter tut?

**B4:** Nein, nein. (Interview B4: Zeile 244–247)

Sie denkt zwar, Kinder mit einer hohen „Hochdeutsch“-Kompetenz würden es in der Schule leichter haben, sagt aber gleichzeitig, dass eine solche „hochdeutsche“ Erziehung in ihrer Umgebung nicht stattfinden solle. Auf eine weitere Nachfrage hin verneint sie, dass Standardkompetenz im schulischen Bereich vorteilhaft sei. Insgesamt ist die Person also der Meinung, Kinder sollen „bei uns“ – wahrscheinlich bezieht sie sich hier im Speziellen auf ländliche Regionen Oberösterreichs – „dialektal“ erzogen werden. Dies expliziert sie in der Antwort auf die konkrete Frage, ob man Kinder „bei uns“ nun „Hochdeutsch“ erziehen solle: „Nein, eigentlich nicht. Da bei uns am Land nicht.“ (Interview B4: Zeile 243)

Als Argumentationsbasis dafür zieht sie die eben erwähnte Annahme heran, der Schulerfolg verbessere sich nicht mit einer „hochdeutschen“ Sozialisierung. Einen Beweis dafür sucht sie darin, dass nach ihrer Wahrnehmung in ihrer Umgebung niemand seine Kinder „hochdeutsch“ erziehe, nicht einmal eine befreundete Lehrerin:

**I:** Aber das glaubst du nicht, dass man sich da leichter tut?

**B4:** Nein, nein. Und tun ja alle so bei uns. Ist ja niemand, was Hochdeutsch / Du, schau der <Person> ihre Kinder. Sie ist eine Lehrerin. Die reden alle so / normal. Nichts Hochdeutsch. (Interview B4: Zeile 246–248)

Dieser Meinung ist auch B2. Sie denkt, dass die „hochdeutsche“ Erziehung nicht nötig sei, um Kindern zu einem besseren Schulerfolg zu verhelfen. Schriftsprachliche Medien, sie nennt Bücher, würden Kinder „Hochdeutsch“ lehren (vgl. Interview B2: Zeile 249–261). Die Person, welche ihre eigenen Kinder „dialektal“ erzogen hat, erzählt aber auch davon, mit ihrem Urenkel näher am „Hochdeutschen“ zu kommunizieren (vgl. Interview B2: Zeile 246–248).

Eine Person berichtet davon, mit Kindern ausschließlich im „Dialekt“ zu sprechen und keine „hochdeutschen“ Elemente zu verwenden. Im Gespräch, besonders anhand eines Beispiels, kommt aber zum Vorschein, dass sie – scheinbar unbewusst – tatsächlich doch eine standardnähere Sprechweise wählt. Als ich sie Frage, wie sie den Satz „Gib mir die Hand.“ realisieren würde, gibt sie den Satz erst dialektal wieder. Als aber näher darauf eingegangen wird, gibt sie den Satz ein weiteres Mal wieder, allerdings realisiert sie <die> und <Hand> nun standardsprachlich. Daraufhin kommt sie zur Erkenntnis, im Umgang mit kleinen Kindern öfter auf diese (standardnähere) Weise zu sprechen (vgl. Interview B4: Zeile 175–186).

### **3.2.3.3 Wahrnehmungen und Einstellungen hinsichtlich anderer „Dialekte“**

Der „Dialekt“ in Wien wird von den ProbandInnen teilweise negativ, teilweise neutral wahrgenommen. B2 und B3 sprechen zwar häufiger vom „Dialekt“ in Wien, bewerten ihn aber weder positiv noch negativ (vgl. z. B. Interview B2: Zeile 149–152).

Bei einer Probandin tritt vor allem zwischen den Zeilen, in einem beinahe spöttischen Ton, in dem sie von der Sprache in Wien spricht, eine deutliche Abwertung des „Dialekts“ in Wien hervor, auch wenn sie diese nicht explizit ausdrückt (vgl. Interview B4: z. B. Zeile 31, 135–137). Auch B1 verwendet beim Sprechen über den „Dialekt“ in Wien einen spöttischen Ton, der auf eine Abwertung schließen lässt:

[...] die Wienerischen, die haben ja auch, du „Weißt es nicht?“ (zieht das monophthongierte *a* in die Länge) Da haben wir einen Wiener dabei gehabt bei den < ... >. „Was soll denn das? Das ist ja gar kein Schweinsschnitzel“ (spöttisch, dialektal) (Interview B1: Zeile 504–506)

Alle anderen Dialekte werden nicht erkennbar positiv oder negativ bewertet. In den Interviews wird vom „Dialekt“ in Tirol, Vorarlberg, Niederösterreich, der Untersteiermark, im Mühlviertel, in diversen Orten in Oberösterreich sowie in Schwaben gesprochen. Keiner dieser „Dialekte“ erfährt durch die ProbandInnen eine deutliche Bewertung. Manche davon, vor allem der „Dialekt“ in Vorarlberg und Tirol oder in der Untersteiermark, werden zwar als schwer verständlich bezeichnet, damit einher geht aber keine Abwertung (vgl. z. B. Interview B2: 182–188, Interview B3: Zeile 64–67, 70).

### 3.2.3.4 Zusammenfassung und Interpretation

Zusammenfassend kann festgestellt werden, dass die ProbandInnen dem eigenen „Dialekt“ sowohl Stigma als auch Prestige zuschreiben. „Dialekt“ wird generell positiv bewertet – in erster Linie, weil die Personen damit ihre natürliche Sprechweise verbinden. Demnach wird „Dialekt“ nur in gewissen Kontexten abgewertet.

Nur eine Probandin äußert explizit eine Gefühlslage, die sie beim „Dialekt“-Sprechen empfindet. Grund dafür ist, dass das Sprechen im „Dialekt“ die natürliche, quasi-normale Sprechweise darstellt und somit weitestgehend unreflektiert bleibt. Erst der Wechsel zur Standardvarietät löst eine Reflexion aus.

Obwohl die ProbandInnen mit dem eigenen „Dialekt“ in erster Linie Positives, vor allem positive Gefühlslagen, verbinden, wird interessanterweise der veränderte „Dialekt“, den die Personen gemeinhin mit einer leichten Tendenz zum standardnahen Sprechen verbinden, als „besser“ oder „gebildeter“ bezeichnet. Trotz einer an der Oberfläche deutlichen positiven Bewertung des „Dialekts“ durch die ProbandInnen fallen im Zusammenhang mit dem genannten Phänomen häufiger jene Attribute.

Besonders aussagekräftig bezüglich der Einstellungen zum „Dialekt“ sind die Interviewpassagen, in denen die Personen die „Sprache“ mit Kindern diskutieren. Das liegt vor allem daran, dass dieser Bereich für die ProbandInnen greifbar, sprich in deren Lebenswelt allgegenwärtig, ist. Dazu stellt er einen der wenigen Bereiche dar, in dessen Zusammenhang die interviewten Personen Sprache (bewusst) reflektieren.

„Dialekt“ wird im schulischen Kontext tendenziell eher negativ bewertet, außerhalb dieses Kontextes aber größtenteils positiv. Nur die Aussagen eines Probanden lassen erkennen, dass dieser eine durchgängige „dialektale“ Erziehung nicht unbedingt positiv bewertet – dies macht er vor dem Hintergrund seiner Wahrnehmung gegenwärtiger schulischer Entwicklungen. Für SchülerInnen sei es seiner Ansicht nach heute vorteilhaft, nicht-„dialektal“ erzogen worden zu sein. Dass der Proband diese Relevanz also erst seit geraumer Zeit sieht, liegt an der Wahrnehmung einer Veränderung der schulischen sprachlichen Anforderungen.

Das Interviewverhalten von B4, die zuerst aussagt, sie würde ausschließlich „Dialekt“ mit Kindern sprechen, während sich später aber durch bestimmte sprachliche Realisierungen herausstellt, dass ihre Sprache hier tatsächlich standardsprachliche Merkmale enthält, zeigt, dass Sprache kaum reflektiert wird bzw. wenig Sprachbewusstsein vorliegt. Die Probandin nimmt zuerst an, ihre Sprechweise nicht zu verändern. Es stellt sich aber – auch für sie selbst – kurz darauf

heraus, dass sie im Gespräch mit Kindern in der Tat eine standardnähere Variante verwendet. Einstellungen, die hierbei vorliegen, beeinflussen den Sprachgebrauch vollkommen unbewusst.

Außerdem nehmen alle ProbandInnen an, der Sprachgebrauch in Schulen würde sich heute mehr am Standard orientieren als noch zu ihrer Schulzeit. Worauf die Personen diese Annahme beziehen, auf Gesamtösterreich oder Oberösterreich, ist nicht ganz klar. Auf Oberösterreich ausgelegt bestätigt sich diese Theorie aber aller Wahrscheinlichkeit nach nicht. Aus diversen Studien, welche im theoretischen Teil diskutiert wurden, sowie aus eigenen Erfahrungen der Exploratorin kann festgestellt werden, dass Dialekt im gegenwärtigen Unterricht bzw. bereits im Unterricht der nachfolgenden Generation akzeptierter ist als noch zur Schulzeit der Interviewten. Interessant ist, dass alle ProbandInnen Gegenteiliges annehmen. Um das Zustandekommen einer solchen Auffassung zu erklären, muss ein Blick auf die allgemeine Wahrnehmung der „Dialekt“-Veränderung geworfen werden. Ein Teil der ProbandInnen nimmt hinsichtlich der Sprache junger Menschen eine Tendenz zum Standard wahr. Dies führt wiederum zur Annahme, die Schule würde heute mehr auf die Verwendung der Standardsprache achten.

Aus den Interviews ergibt sich keine erkennbare positive oder negative Bewertung anderer Dialekte. Der Wiener „Dialekt“ stellt dahingehend eine Ausnahme dar. Er wird zum einen häufiger als andere erwähnt, zum anderen äußern zwei Personen eine negative Einstellung gegenüber dem Wiener Dialekt. Interessant ist, dass sich diese zwei Personen in ihrer Auffassung vom „Wienerischen“ deutlich voneinander unterscheiden. Durch eine Probandin erhält er eine starke standardsprachliche Färbung, für die andere wiederum gilt das nicht.

### **3.2.4 Gebrauch von „Dialekt“**

Alle interviewten Personen bezeichnen sich selbst als DialektsprecherInnen. Sie geben an, dialektal erzogen und sozialisiert worden zu sein (vgl. Interview B1: Zeile 371–373, Interview B2: Zeile 106–108, Interview B3: Zeile 29–31, Interview B4: Zeile 53–54, 165–167).

Die Lebenspartner bzw. die Lebenspartnerin der Personen stammen aus der näheren Umgebung, weshalb sich in dieser Hinsicht keine Synchronisierungen, sprich Veränderungen, bezüglich des „Dialekts“ ergaben (vgl. z. B. Interview B2: Zeile 136–137, Interview B3: Zeile 21–25, Interview B4: Zeile 168–171). Auch mit den eigenen Kindern sprachen die ProbandInnen nach eigenen Aussagen „Dialekt“, nur äußerst selten, allenfalls im schulischen Kontext, oder gar nicht wurden „standardsprachliche“ Register verwendet (vgl. z. B. Interview B1: Zeile 426–427, 514–520, Interview B2: Zeile 136–137, Interview B3: Zeile 86–87). Eine Probandin gibt

an, mit ihrem Enkelkind näher an der Standardsprache zu kommunizieren (vgl. z. B. Interview B2: Zeile 244–248).

Im Beruf sprachen die Personen gemäß ihrer Aussagen ebenfalls „Dialekt“ (vgl. z. B. Interview B4: Zeile 223–227) – bis auf B1, die aussagt, im beruflichen Umfeld häufiger „Hochdeutsch“ gesprochen zu haben (vgl. Interview B1: Zeile 543–556).

Darüber hinaus wechselten die Personen vermeintlich in einigen speziellen Situationen von ihrer gewohnten dialektalen Sprechweise zu einer, die sie selbst als „Hochdeutsch“, „Schriftsprache“ etc. bezeichnen. Die Ergebnisse dazu werden im Kapitel 3.2.9 „Gebrauch von ‚Standarddeutsch‘“ dargelegt und interpretiert, sollen aber zugunsten des Gesamteindrucks auch an dieser Stelle kurz zusammengefasst werden. Der Gebrauch des Standards beschränkt sich demzufolge zu einem Großteil auf die eigene Schulzeit sowie auf spezielle Situationen im Privaten, beispielsweise im Gespräch mit Nicht-DialektsprecherInnen, Menschen aus anderen Dialektregionen des Deutschen oder Menschen, deren Muttersprache nicht Deutsch ist. Darüber hinaus spielt die Beschäftigung mit schriftsprachlichen Medien eine Rolle, konkret am Beispiel der Hilfestellung beim schulischen Lernen der eigenen Kinder. Der direkte Bezug auf den geschriebenen Text erfordert unwillkürlich standardsprachliches Kommunizieren.

#### **3.2.4.1 Zusammenfassung und Interpretation**

Alle Interviewten geben an, ihr ganzes Leben lang bis zum heutigen Tag „Dialekt“ gesprochen zu haben. Dies wird auch besonders betont (vgl. z. B. Interview B1: Zeile 373 „NUR Dialekt geredet.“).

Zum einen erhalten wir dadurch Aufschluss über die Bewertung der individuellen Sprechweise. Die Weise, in der sich die Personen darüber äußern, zeigt, wie verbunden sie sich mit dem „Dialekt“ fühlen. Zum anderen wird ersichtlich, dass der Gebrauch von „Dialekt“ dermaßen vorrangig ist, dass die ProbandInnen den Gebrauch der Standardvarietät im ersten Ansatz nicht einmal in Erwägung ziehen. Demnach kann man also davon ausgehen, dass der Gebrauch von Standarddeutsch anteilmäßig kaum ins Gewicht fällt – vordergründig schließen die Interviewten diesen sogar indirekt ganz aus. Die dialektale Erziehung der eigenen Kinder wird vom Großteil der befragten Personen besonders hervorgehoben, was darauf schließen lässt, dass „Dialekt“ sehr positiv besetzt ist und ihm eine identitätsstiftende Funktion zukommt.

Es stellt sich die Frage, warum sich die Ansicht einer Person dahingehend offensichtlich geändert hat. Mit dem eigenen Enkelkind, erzählt sie, spreche sie näher am „Hochdeutschen“. Eine

mögliche Erklärung dafür könnte eine Tendenz der Eltern zur Standardsprache sein, welche von ihr bewusst oder unbewusst akzeptiert wird.

In diese Interpretation einzubeziehen ist die Annahme der Probandin, die „Sprache“ der heutigen Jugend würde sich bis auf wenige lexikalische Unterschiede nicht wesentlich von ihrer eigenen „Sprache“ unterscheiden, demnach stellt sie keine Tendenz zum Gebrauch der Standardsprache durch die heute junge Generation fest. Daher ist anzunehmen, dass die Probandin von sich selbst aus ihren Sprachgebrauch im Umgang mit ihrem Enkelkind nicht verändern würde. Eine Veränderung des Sprachgebrauchs scheint also unter dem Einfluss der Eltern des Kindes stattzufinden.

Da die Personen in einer dialektal geprägten Umgebung leben, gibt es nur wenige Situationen, in denen sie angeben, nicht Dialekt zu verwenden. Es ist aber mit Sicherheit davon auszugehen, dass die Bezeichnung „Hochdeutsch“ nicht immer dem Standarddeutsch in einem linguistischen Sinn entspricht, sondern einem dialektal geprägten Sprechen mit einigen (intendiert) standardsprachlichen Merkmalen. Dies wird an mehreren Stellen sichtbar, aber vor allem dann, wenn die Personen eine Sprachform als „ganz Hochdeutsch“ bezeichnen. Sprechweisen, die lediglich mit „Hochdeutsch“ bezeichnet werden, entsprechen demzufolge wohl nicht dem Standard.

Das bedeutet auch: Obwohl im Kapitel 3.2.9 mehrere Ergebnisse dargestellt werden, die zeigen, dass die Personen vermeintlich Standardsprache verwenden, kann man davon ausgehen, dass dies seltener der Fall sein dürfte, als das entsprechende Kapitel den Anschein erwecken mag. Grob gesagt spricht dieses Kapitel mehrheitlich dialektales Sprechen an, das durch standardsprachliche(re) Elemente „ergänzt“ wird. Somit finden wir zwar standardsprachliche Merkmale und eine Assoziation mit „Hochdeutsch“ seitens der Interviewten, gemeint ist aber nicht die Standardvarietät, zumindest nicht in den allermeisten Fällen.

Dieser Umstand wird auch von den ProbandInnen selbst thematisiert, indem sie die Bezeichnung „Hochdeutsch“ selten für sich alleine stehen lassen, sondern sie durch diverse Attribuierungen wie „ein bisschen“, „nicht ganz“ oder „ganz“ erweitern.

Am selbst bekundeten Gebrauch von „Dialekt“ lässt sich ablesen, dass die Personen diesem eine restringierte kommunikative Funktionalität zuschreiben. Mit Personen, die nach Ansicht der ProbandInnen nicht „Dialekt“ sprechen, kommunizieren sie „Hochdeutsch“ bzw. in einer standardnäheren Sprachform.

### 3.2.5 Veränderung des „Dialekts“

Generell kann schon zu Beginn dieses Kapitels gesagt werden, dass alle befragten Personen mehr oder weniger erkennen, dass sich der „Dialekt“ verändert. Junge Menschen sprechen anders als alte (vgl. z. B. Interview B1: Zeile 450–453, 483–489, Interview B2: Zeile 195–196, Interview B3: Zeile 92–95, 133, 202, Interview B4: Zeile 119–124, 187–189).

Aus den Aussagen der ProbandInnen lässt sich ablesen, dass ein Unterschied zwischen dem jeweils eigenen „Dialekt“ und dem der Enkelkinder oder der Eltern in früheren Zeiten wahrgenommen wird. Allerdings scheint dieses Bewusstsein nicht vordergründig zu sein, da eine Feststellung von konkreten Unterschieden teilweise erst in einem zweiten Schritt und nur implizit erfolgt. Eine Probandin meint erst, keinen Unterschied zwischen ihrem „Dialekt“ und dem ihrer Mutter zu erkennen, wenige Sekunden später bezieht sie sich aber auf ein Merkmal, das ihren „Dialekt“ von dem ihrer Eltern unterscheidet (vgl. Interview B1: Zeile 481–482, 485–489).

Ähnliches finden wird beim Interview mit einer anderen Probandin:

**I:** Und wie glauben Sie, dass das / also finden Sie, dass Jugendliche oder Kinder anders reden wie Sie früher? Jetzt auch in <Ort im Steyrtal>. Verändert sich der Dialekt ein bisschen?

**B2:** Ich glaube nicht.

**I:** Nicht?

**B2:** Naja, ich weiß nicht. (...) Ja, so komische Wörter, was man früher gesagt hat, die gibt es jetzt nicht mehr. Die verstehen auch die Jungen nicht mehr. (Interview B2: Zeile 191–196)

Hier zeigt sich ein verhältnismäßig geringer wahrgenommener Unterschied hinsichtlich generationenspezifischer „Dialekte“, welcher allein an lexikalischen Merkmalen festgemacht wird. Obgleich ein Bewusstsein für in Veränderungen nicht allzu gefestigt zu sein scheint, werden dennoch Veränderungen wahrgenommen.

Anders verhält sich das mit zukünftig erwarteten Veränderungen. Die Frage „Verändert sich der Dialekt?“ bezieht sich vor allem auf die Zukunft und wird verneint. Erst auf weitere Nachfrage fällt der Person auf, dass zwischen dem „Dialekt“ jüngerer und älterer Menschen doch Unterschiede zu erkennen sind. Für die Zukunft wird also eher keine Veränderung prognostiziert, hinsichtlich der Vergangenheit wird diese aber wahrgenommen.

B4 denkt Folgendes über die „Dialekt“-Veränderung (Zeile 195–197):

**I:** Und wie glaubst du, geht es weiter mit dem Dialekt? Wie verändert sich der weiter?

**B4:** Naja, ich meine, es bleibt so. Ich meine, dass die, die was Hochdeutsch reden, die bleiben und die was so, die bleiben anders. Glaube ICH.

Sie meint also, der „Dialekt“ würde sich in Zukunft nicht weiter verändern, betont aber, dies nur zu vermuten (vgl. Interview B4: Zeile 195–197).

Anhand von diesem Zitat wird ebenfalls sichtbar, dass „Dialekt“ und Sprache im Allgemeinen als statische Systeme aufgefasst werden. Und das – wieder – obwohl dieselbe Probandin im Interview zuvor von ebendiesen Veränderungen sprach, nämlich von einer Tendenz der jüngeren Generation hin zum Standard (vgl. Interview B4: Zeile 121–126).

Im Interview mit B3 ergab sich folgende Konversation:

**I:** Ja und wenn du so überlegst, wenn du jetzt eine Prognose machen müsstest, wie glaubst du, geht es weiter mit dem Dialekt? Also wird das weniger, oder / ?

**B3:** Ja, ich glaube, bei uns da schon.

**I:** Dass es weniger wird?

**B3:** Nein, der Dialekt / naja, ein bisschen weniger, aber auf hört er sicher nicht. In der Großstadt ist es sicher anders. Meine ich. Meine ich. (Interview B3: Zeile 104–109)

B3 prognostiziert eine Veränderung des „Dialekts“ in der Zukunft in seiner Umgebung.

Die Bezugnahme auf die lexikalische Ebene im Zusammenhang mit der „Dialekt“-Veränderung zieht sich wie ein roter Faden durch die Interviews. Die ProbandInnen nennen sogar ausschließlich lexikalische Veränderungen. Die Veränderung des „Dialekts“ wird auf das „Verschwinden“ einzelner Wörter reduziert und im Gegenzug auf das Aufkommen neuer, vor allem englischer Lexeme (vgl. Interview B2: Zeile 195–196, 198).

Von zwei Probandinnen werden als Beispiel für eine Veränderung des „Dialekts“ die heute nicht mehr gebräuchlichen Benennungen der Wochentage („Irtag“, „Pfinztag“, „Mitticher“ etc.) genannt (vgl. Interview B1: Zeile 185–187, Interview B2: Zeile 233–236).

Dazu ergeben sich einige Unstimmigkeiten hinsichtlich der Logik der Aussagen in Bezug auf eine diachrone Veränderung des „Dialekts“. Zwar wird teilweise ausgesagt, keinen diesbezüglichen Unterschied zwischen den Generationen zu erkennen, gleichzeitig werden aber Unterschiede genannt.

Ganz ähnlich verhält es sich mit Aussagen einer Probandin, die meint, „bei uns“ (auf dem Land) würde es eigentlich keine Menschen geben, die „Hochdeutsch“ sprechen, weder auf Ämtern, noch AkademikerInnen, auch keine jungen Menschen. Dennoch äußert sie an einer anderen Stelle, und spricht damit mich, die Interviewerin direkt an (Interview B2: Zeile 233): „Gut, dass Sie auch einen Dialekt verstehen.“

Eine Veränderung des „Dialekts“ wird hauptsächlich in Bezug auf die Vergangenheit wahrgenommen. Ob sich der „Dialekt“ auch in Zukunft verändern wird, darüber sind sich die Befragten nicht sicher. Teilweise wird eine zukünftige Veränderung zuerst sogar an erster Stelle ausgeschlossen bzw. im weiteren Gesprächsverlauf marginalisiert, obwohl eine in der Vergangenheit liegende Veränderung wahrgenommen wird.

Wenn doch eine Veränderung stattfinden sollte, so sieht eine befragte Person ländliche Gebiete stärker davon betroffen als städtische, sicher ist sie sich darüber aber nicht (vgl. Interview B3: Zeile 104–109, Interview).

Die Veränderung des „Dialekts“ äußert sich für die ProbandInnen hauptsächlich in einer Tendenz hin zum „Hochdeutschen“ (vgl. Interview B1: Zeile 486, 504, 530, Interview B2: Zeile 246–248 Interview B3: Zeile 94, 119–126, Interview B4: Zeile 123–126, 189). Zu benennen, was sich genau verändert hat, fällt den befragten Personen oft schwer. Im Interview mit B4 offenbart sich diese Unsicherheit bezüglich einer Konkretisierung folgendermaßen:

**I:** Und was ist da genau anders? Was sind da für Unterschiede? Wie habt ihr früher geredet und wie reden die Jungen heute?

**B4:** Naja, heute tun sie mehr nach der Schreibe, wenn sie / (...) Weiß auch nicht, wie ich sagen soll. Die tun mehr /

**I:** Mehr Hochdeutsch reden?

**B4:** Ja.

Es wird zwar eine mehr oder weniger konkrete Veränderung wahrgenommen, nämlich dass junge Menschen „mehr nach der Schreibe“ sprechen. Dennoch bleibt eine Unsicherheit hinsichtlich einer Benennung dieses Phänomens erhalten.

Eine Probandin empfindet den heutigen „Dialekt“ „feiner“ als den ihrer Eltern- und Großelterngeneration, sie meint auch, „Dialekt“ wäre heute nicht mehr so „grob“ (vgl. Interview B1: Zeile 451–452). Sonstige Veränderungen werden, wie bereits erwähnt, auf rein lexikalischer Ebene wahrgenommen.

### 3.2.5.1 Bewertung der Veränderung des „Dialekts“

So ambivalent die Veränderung des „Dialekts“ wahrgenommen wird, so ambivalent gestaltet sich auch die entsprechende Bewertung. Insgesamt lässt sich aber eine tendenziell positive Bewertung der von den Personen festgestellten Abnahme des Grades an Dialektalität der Sprache feststellen.

B1 bezeichnet den „Dialekt“, der durch Veränderung entsteht, d. h. die Sprachform(en), die jüngere Generationen sprechen und künftige sprechen werden, als „besser“ (vgl. Interview B1: Zeile 504, 529–533). Auch die bereits angesprochenen Attribute „feiner“ und „nicht mehr so grob“ lassen eine positive Wahrnehmung der Veränderung erkennen.

Eine andere Probandin, sagt aus, eine mögliche Veränderung weder positiv noch negativ zu bewerten (vgl. Interview B4: Zeile 190–194). Anhand mehrerer Aussagen wird aber eine negative Bewertung sichtbar (vgl. ebd. Zeile 135–137).

Eine neutrale Bewertung finden wir bei B2 (Zeile 208–209):

**I:** Aber das sehen Sie nicht negativ, dass sich das verändert?

**B2:** NEIN, man muss halt mit der Zeit ein wenig mitgehen.

Im gesamten Interview, aus denen diese zwei Zeilen stammen, lassen sich keine Indizien für eine negative Bewertung finden. B4 sieht Veränderung als in der Sprache, respektive im „Dialekt“ fest verankert.

Weniger eindeutig gestaltet sich das bei einem Befragten, der Folgendes äußert:

**I:** Ja, genau. (...) Und wenn du jetzt bewerten müsstest, wie du das siehst, dass sich der Dialekt verändert da bei uns? Weil du hast ja gesagt, du hast früher anders geredet wie die Jugendlichen heute reden.

**B3:** Ja.

**I:** Findest du das negativ, positiv?

**B3:** Naja, wenn sich das verändern täte, recht gut fände ICH es nicht. Nicht?

**I:** Ja, aber es ist wahrscheinlich was Normales? Oder wodurch verändert sich das so arg glaubst du? (...) Einfach natürliche Entwicklung oder?

**B3:** Naja, freilich. Es, es wird alles ein bisschen anders alleweil, nicht? Ich meine / (...) (Interview B3: Zeile 205–213)

Explizit äußert der Proband eine negative Bewertung der „Dialekt“-Veränderung. Unmittelbar darauf legt er dieser Veränderung aber nach einer entsprechenden Andeutung der Exploratorin eine gewisse (neutrale) Natürlichkeit zugrunde, da er sie als immer da gewesenes Phänomen wahrnimmt. An einer anderen Stelle wird ebenfalls eine neutrale Bewertung sichtbar (vgl. Interview B3: Zeile 96–101).

In allen Interviews wird der, aus Sicht der ProbandInnen, veränderte „Dialekt“ mit Attributen wie „gebildeter“ oder „besser“ versehen. Das bedeutet, dass eine dahingehende leichte Tendenz hin zum Standard bzw. eine Abnahme an Dialektalität positiv bewertet wird.

### **3.2.5.2 Gründe für die „Dialekt“-Veränderung**

Veränderungen des „Dialekts“ werden von zwei ProbandInnen als natürliche Entwicklung angesehen (vgl. Interview B3: Zeile 211–213, Interview B2: Zeile 200–203). Damit einher geht eine neutrale Bewertung.

B3 sieht als Hauptgrund für den „Dialekt“ betreffende Veränderungen die heutige Mobilität der SprecherInnen, welche früher nicht gegeben gewesen sei:

**I:** Und woher glaubst du, kommt das, dass so, dass sich der Dialekt so ein bisschen verändert, dass er früher anders war wie er jetzt ist?

**B3:** Naja, wie es da bei uns gewesen ist, da das / so <Ort im Steyrtal>, <Ort im Steyrtal>, das ist halt ein so Bauerndörfchen gewesen. Da hat es, da hat es NUR so geredet, nicht?

**I:** Weil man halt nicht hinaus gekommen ist?

**B3:** Weil man ÜBERHAUPT, wir sind ja doch überhaupt nicht hinaus gekommen. [...] (Interview B3: Zeile 96–101)

Hier wird zusätzlich die bäuerliche Bevölkerungsschicht angesprochen und damit ein sozialschichtspezifischer Faktor aufgeworfen.

Der Großteil der ProbandInnen ist der Meinung, die Medien würden den „Dialekt“ beeinflussen. B4 sagt zuerst, nicht zu wissen, warum „Dialekt“ sich verändere. Meine unmittelbar darauffolgende Nachfrage, ob die Medien bzw. das Fernsehen einen Einfluss darauf hätten, bejaht sie. Als erstes mit „Ja. Ja, das kann sein.“, wenig später mit „Freilich macht das was aus.“. Aus ihrer ersten Antwort sprechen noch Bedenken, die in der zweiten eliminiert werden. Für eine andere interviewte Person spielt das Fernsehen diesbezüglich ebenfalls eine Rolle, da man dort

viele englische Wörter höre, die den „Dialekt“ beeinflussen. Die betreffende Stelle gestaltet sich wie folgt:

**I:** Und dass vielleicht da Deutschland einen hat oder Wien oder vielleicht das Fernsehen? Was glauben Sie?

**B2:** Ja, im Fernsehen hört man viel englische Wörter. Auch welche, die ich gar nicht verstehe. Gelt <Person>, alles verstehen wir nicht? (lacht) (Interview B2: Zeile 204–207)

Auf die von der Interviewerin vorgeschlagenen Einflussfaktoren Deutschland und Wien reagiert die befragte Person nicht. Außerdem wird sichtbar, dass „Dialekt“-Veränderung auf die Etablierung von Anglizismen reduziert wird.

B1 äußert als einzige als Einflussfaktor das Fernsehen, bevor dieser Faktor von der Interviewerin vorgeschlagen wird. Darüber hinaus denkt sie, dass die Printmedien einen weiteren Einflussfaktor darstellen, versieht aber beide Annahmen mit dem Zusatz „glaube ich“ (vgl. Interview B1: Zeile 491–492).

Dieselbe Person ist der Meinung, dass keine Einflüsse auf den „Dialekt“ von Wien ausgehen:

**B1:** Das, die Wienerischen, die haben ja auch, du „Weißt es nicht?“ (zieht das monophthongierte *a* in die Länge) Da haben wir einen Wiener dabei gehabt bei den < ... >. „Was soll denn das? Das ist ja gar kein Schweinsschnitzel“ (spöttisch, dialektal)

**I:** Glaubst du, beeinflusst das uns auch da in Oberösterreich, unsere Sprache?

**B1:** (leise) Hm nein. Nein, ich glaube nicht.

**I:** Nicht? Aber halt die Medien?

**B1:** Ja. (...) Nein, ich glaube sonst weiß ich / meinen Lebenslauf, den / (vgl. Interview B1: Zeile 495–501)

Diese Passage ist in mehrerlei Hinsicht interessant. Die Person stellt zunächst keinen Einfluss durch den Sprachgebrauch in Wien fest. Zuvor gibt sie ein dialektales Merkmal wieder, das sie den WienerInnen zuschreibt, nämlich ein *a*, welches sie auffällig dehnt. Im Laufe des Interviews verwendet die Person aber häufiger diese monophthongierte Varianten *a* anstatt des Diphthongs *oa*. Dieser Monophthong, welchen die Person auch mit Wien assoziiert, ist also im Sprachgebrauch der Probandin präsent, wird aber nicht als solcher reflektiert.<sup>7</sup> Des Weiteren

---

<sup>7</sup> In den Transkripten wird dies nicht gekennzeichnet, da keine lautschriftliche Transkription erfolgt ist.

finden wir in dieser Passage ein deutliches Indiz dafür, dass die Interviewte der Reflexion über Sprache ausweichen möchte, indem sie auf ihren Lebenslauf verweist.

B3 denkt ebenfalls, dass von Wien keine Beeinflussung auf den heimischen „Dialekt“ ausgeht. Er begründet diese Aussage, indem er darlegt, wie divers sich die Sprachregionen Oberösterreichs gestalten und diese Diversität (auch) durch Einflüsse aus angrenzenden Sprachregionen entsteht.

**I:** Und glaubst du, beeinflusst auch der Wiener Dialekt das in Oberösterreich?

**B3:** (...) Ich glaube nicht.

**I:** Nicht?

**B3:** Glaube ich nicht, nein. Schau, es ist eh alles anders. Ist auch im Mühlviertel oben. Die haben auch wieder so, so Fresser dabei, nicht. Freilich, die was halt auch hübsch von der Grenze runter kommen. Da / die klauben schon von da drüben ein wenig was zusammen. (Interview B3: Zeile 117–122)

Dagegen meint B4, eine Beeinflussung durch Wien zu erkennen (vgl. Interview B4: Zeile 114–116). B2 reagiert nicht auf das Schlagwort Wien in meiner Frage nach „Dialekt“-beeinflussenden Faktoren, sondern greift einen anderen Faktor auf. Es ist also davon auszugehen, dass der Faktor Wien nicht wahrgenommen wird.

Ein Einfluss durch Deutschland wird von den Personen meist verneint oder es wird nicht auf meine Nachfrage eingegangen. Eine ProbandIn gibt an, die Frage nach dem Einfluss Deutschlands nicht beantworten zu können (vgl. Interview B4: Zeile 131–133).

Einen ganz anderen Grund für die Veränderung des „Dialekts“ nennt B4:

**B4:** Naja, heute tun sie mehr nach der Schreibe, wenn sie / (...) Weiß auch nicht, wie ich sagen soll. Die tun mehr /

**I:** Mehr Hochdeutsch reden?

**B4:** Ja.

**I:** Was glaubst du, hat das für einen Grund?

**B4:** Naja, du tust dich dann leichter beim Schreiben und das, sagen sie.

**I:** Also glaubst du, dass die das so anezogen kriegen?

**B4:** Ja. Ja ja, die tun das dann da leichter. (Interview B4: Zeile 123–130)

Sie geht demnach von einer Veränderung aus, die bewusst und gesteuert vor sich geht. Dabei nimmt die Probandin an, die wahrgenommene geringere Distanz zum „Hochdeutschen“ des „Dialekts“ jüngerer Generation würde eine Erleichterung bzw. eine Verbesserung der Schreibkompetenz zur Folge haben. Zu diesem Zweck würde man, so die Annahme der Gewährsperson, heutzutage jüngeren Menschen eine standardnähere Sprechweise „anerziehen“.

B1 bringt im Zusammenhang mit der „Dialekt“-Veränderung das Schlagwort der „Zivilisation“ ins Spiel:

**I:** Das heißt / wie glaubst du, schaut es dann zum Beispiel in fünfzig oder hundert Jahren aus? Gibt es dann gar keinen Dialekt mehr? Oder weniger?

**B1:** Du, je nachdem wie sich die, wie sich die Zivilisation entw/ weißt du, ob da nicht ein Rücklauf wieder passiert. Das weiß man eben nicht genau, nicht? (Interview B1: Zeile 510–513)

Die Annahme eines Zusammenhangs zwischen „Zivilisation“ und „Dialekt“ lässt darauf schließen, dass Sprache als sich in einem Optimierungsprozess befindlich wahrgenommen wird. Der Argumentation der Probandin folgend würde das bedeuten, dass der Grad an Zivilisation in einer Gesellschaft mit dem Grad an „Dialekt“ korreliert. Je zivilisierter, desto weniger „Dialekt“.

### **3.2.5.3 Zusammenfassung und Interpretation**

Die Aussagen in der Kategorie „Wahrnehmung der Veränderung des ‚Dialekts‘“ gestalten sich als ambivalent, wahrscheinlich im selben Maße, wie es die Dialektwahrnehmung im Allgemeinen ist – nicht nur seitens der interviewten Personen, sondern auch der generell in Österreich, wie es sich in der gesamten Forschungsliteratur abzeichnet. Diese Ambivalenz äußert sich auch in widersprüchlichen Aussagen der ProbandInnen. Einerseits wird angenommen, es gebe keine Veränderung, andererseits werden ebensolche Veränderungen genannt. Diese finden die ProbandInnen vorwiegend auf rein lexikalischer Ebene. Zudem wird Veränderung durch eine leichte Tendenz zum Standard beschrieben.

Die interviewten Personen erkennen teilweise im ersten Ansatz keine Veränderung des „Dialekts“ anhand des Vergleichs ihrer Generation, der ihrer Eltern oder ihrer Enkelkinder. Erst bei weiterer Nachfrage bzw. im weiteren Verlauf des Gesprächs geben die ProbandInnen an, Unterschiede zu erkennen.

Eine Probandin erzählt zum Beispiel von zwei sehr unterschiedlichen Sprechweisen, die sie und ihr Enkelkind verwenden. Sie stellt ebenfalls einen Unterschied – wenn auch nur einen marginalen – zwischen ihrem „Dialekt“ und dem der heutigen Jugend fest. Die konkrete Frage, ob Junge heute anders sprechen als die Befragten selbst, wird aber paradoxerweise mit „Nein“ beantwortet (vgl. Interview B2: Zeile 191–193, 246–248). Die entsprechenden Aussagen sind also sehr ambivalent.

Dies hängt wohl mit einer fehlenden Reflexion sprachbezogener Beobachtung zusammen. Eine Beschäftigung mit Sprache spielte für die ProbandInnen zu keinem Zeitpunkt in deren Leben eine wesentliche Rolle.

Dass die Interviewten „an der Oberfläche“ des Sprachgebrauchs keine wesentliche Veränderung feststellen, ist durchaus überraschend. Eine der (impliziten) forschungsanleitenden Annahmen war es nämlich, dass die Personen sehr wohl eine Veränderung des Sprachgebrauchs aktiv wahrnehmen. Ebenfalls überraschend ist es, dass die vermeintliche „Dialekt“-Veränderung nur zu einem sehr geringen Anteil negativ bewertet wird. Es kann sogar festgehalten werden, dass alle ProbandInnen – wenn auch nicht explizit geäußert – die „Dialekt“-Veränderung und eine Abnahme des Grades an dialektalem Kommunizieren positiv bewerten.

Die Personen geben sich unsicher, was die Äußerung ihrer Gedanken bezüglich einer Veränderung des „Dialekts“ betrifft. Dazu fiel es ihnen sichtlich schwer, konkrete Sachverhalte zu erläutern. Zum Ausdruck kam dies in längeren Pausen und bruchstückhaften Sätzen. Oft äußerten die Personen einen Sachverhalt nicht von sich aus, sondern reagierten lediglich auf das Gesagte der Interviewerin.

Es scheint außerdem, als würde eine im Vergleich mit der Vergangenheit wahrgenommene Dynamik der Sprache, sprich eine Veränderung den „Dialekt“ betreffend nicht auf die Zukunft übertragen werden. Die Zukunftsprognosen der befragten Personen fallen meist so aus, dass diese aussagen, keine bzw. keine nennenswerten Veränderungen in der Zukunft zu erwarten, obwohl in der Vergangenheit liegende Veränderungen im Bewusstsein der ProbandInnen präsent zu sein scheinen. Dieses Paradoxon wird nicht reflektiert oder argumentiert.

Widersprüchliches wird in diesem Zusammenhang umso häufiger geäußert. Beispielsweise zeigt sich eine Probandin, die davon ausgeht, in der Umgebung, in der sie lebt, sprechen alle Menschen, egal ob alt, jung, mit niederem oder hohem Bildungshintergrund, „Dialekt“, dennoch beinahe überrascht, dass ich, die aus der Region kommende Interviewerin, Dialekt spreche (vgl. Interview B2: Zeile 233)

Insgesamt kann festgehalten werden, dass die ProbandInnen sprachliche Veränderungen erkennen, diese aber größtenteils auf eine statische Auffassung von „Dialekt“ projiziert wird. Zwar geben die Personen an, bestimmte, sich aus der Natur der Sprache ergebende Gründe für Sprachwandel verantwortlich zu machen, dennoch entsteht der Eindruck, die interviewten Personen würden ihren eigenen „Dialekt“ gewissermaßen als Norm bzw. Bezugspunkt verstehen. Der zukünftige bzw. vergangene „Dialekt“ stellt aber eben nur eine veränderte Version ihres eigenen dar. Diese Individualisierung der Perspektive tritt hier ganz deutlich hervor.

### 3.2.6 „Standard“-Konzept

Wie bereits aus dem theoretischen Teil vorliegender Arbeit hervorgegangen ist, stehen Konzepte von „Dialekt“ stets in Verbindung mit Konzepten von einer „Standardsprache“ bzw. „Hochdeutsch“. Sowohl die Sprachwissenschaft als auch linguistische Laiinnen und Laien konstruieren „Dialekt“-Konzepte in Abhängigkeit von „Standard“-Konzepten.

„Standarddeutsch“, meist von den Personen mit dem Begriff „Hochdeutsch“ konzipiert, verbinden die ProbandInnen mit Verständlichkeit, und zwar einer größeren als sie dialektalen Varianten zugrunde liegt (vgl. Interview B2: Zeile 218–225). Außerdem nehmen die interviewten Personen an, dass junge Leute in Wien durchgängig „Hochdeutsch“ sprechen (vgl. Interview B3: Zeile 175–176).

Die sprachliche Situation in Wien, konkret die wahrgenommene Tendenz zum „Hochdeutschen“ der jüngeren Generation, überträgt B3 auf ein größeres Gebiet (wahrscheinlich Gesamtösterreich, Oberösterreich oder zumindest den näheren Umkreis seines Wohnortes), indem er sagt: „[...] in der Schule rennt es ja doch wie es in Wien ist, SICHER“

Die Standardvarietäten des Deutschen in Österreich, Deutschland und der Schweiz werden zum einen unbewusst anhand lexikalischer Merkmale unterschieden (vgl. Interview B3: Zeile 56–61), zum anderen werden darüber hinaus Differenzen wahrgenommen. Es wird davon gesprochen, dass ÖsterreicherInnen einen anderen „Tonfall“ hätten, wenn sie „Hochdeutsch“ sprechen, oder es sich „besser“ anhöre, wenn Deutsche „Hochdeutsch“ sprechen (vgl. Interview B2: Zeile 230–231, Interview B3: Zeile 138).

Als B3 von seinem Ausflug nach Deutschland erzählt, wird thematisiert, in welchen Situationen er selbst „Hochdeutsch“ verwendet. In diesem Zusammenhang stellt er am Beispiel des dort gebräuchlichen Ausdrucks *Schorle* und des im bairischen Sprachraum gebräuchlichen Pendants *Spritzer* kleinere „Verständigungsschwierigkeiten“ dar, mit denen er in Deutschland (Dresden) konfrontiert wurde. Obwohl die Person dies nicht weiter ausführt, ist wohl davon auszugehen,

dass B3 *Spritzer* eher als „dialektales“ Wort einordnet, *Schorle* als „hochdeutsches“. Somit wird „Hochdeutsch“ mit Deutschland assoziiert, eines österreichischen Standards scheint sich die Person nicht bewusst zu sein.

Er spricht außerdem davon, sich in Deutschland und der Schweiz „zusammenreißen“ zu müssen, solche Wörter wie „Spritzer“ nicht zu verwenden, um sich verständlich zu machen (vgl. Interview B3: Zeile 52–64). Damit ruft B3 einen lexikalischen Unterschied zwischen „Dialekt“ und „Hochdeutsch“ auf.

B1 verbindet „Hochdeutsch“ ebenso mit Deutschland, präzisiert dies aber noch, indem sie es im Norden Deutschlands verortet (vgl. Interview B1: Zeile 379).

Lexikalische Unterschiede werden ein weiteres Mal genannt, als B3 vom heutigen Einfluss des „Hochdeutschen“ auf den „Dialekt“ spricht:

**B3:** Naja, da muss man schon denken, was soll das oft heißen, nicht, auf / (...) Heute gibt es ja so viele so komische Namen<sup>8</sup>, die was wir überhaupt nicht gekannt haben, nicht? (...) (Interview B3: Zeile 84–85)

Einer näheren Betrachtung wert ist das Empfinden des Probanden, diese „hochdeutschen“ Wörter früher überhaupt nicht gekannt zu haben. Möglicherweise bezieht sich die Gewährsperson hier nicht auf standardsprachliche Einflüsse, sondern auf englische, setzt beide aber gleich.

Eine Probandin nimmt an, dass man durch Lesen „Hochdeutsch“ erlerne. Dies tut sie, indem sie erklärt, wie sie selbst durch das Aufwachsen mit dem Lesen von Büchern eine bessere „Hochdeutsch“-Kompetenz entwickelt habe als ihre Schwester, welche nie gerne gelesen habe (vgl. Interview B2: Zeile 254–261). Das entsprechende Konzept von „Hochdeutsch“ ist also stark an die Schriftlichkeit gebunden.

Besonders aufschlussreich hinsichtlich des „Hochdeutsch“-Konzeptes ist die Aussage einer Interviewten, die Sprachformen, die sie mit Wien assoziiert, generell als „Hochdeutsch“ wahrnimmt:

**I:** Ja, und kannst du dich noch erinnern, wie du / Wie sprichst denn du überhaupt im Alltag? Sprichst du da im Dialekt oder/?

**B4:** Ja, nur Dialekt.

---

<sup>8</sup> „Name“ verwenden B3 und B1 des Öfteren synonym zu „Wort“.

I: Ja? Nur Dialekt. Und kannst du /

**B4:** Nicht „eins, zwei“ (monophthongiert, leicht spöttisch) , nix. „Eins, zwei“ (diphthongiert als *oa*) (Interview B4: Zeile: 27–31)

Die diphthongierte Realisierung ordnet sie einer dialektalen Sprechweise zu, die monophthongierte Realisierung wird als Gegensatz dazu empfunden und wohl einer standardsprachlichen bzw. standardnahen Sprechweise zugeordnet.

Im weiteren Gesprächsverlauf stellt sich heraus, dass B4 mit dieser monophthongierten Realisierung die Sprechweise bzw. in Wien assoziiert. Die Sprechweise ihrer in Wien lebenden Schwester nimmt sie als „hochdeutsch“ wahr (vgl. Interview B4: Zeile 111–113). Sie generalisiert diese Annahme sogar und überträgt sie auf „alle“ in Wien. Es kann wohl ausgeschlossen werden, dass die Schwester tatsächlich, in einem linguistischen Sinne, Standarddeutsch in Wien spricht. Interessant ist, dass aber B4 die betreffende, von der Schwester verwendete Variante dennoch als standardsprachlich wahrnimmt.

Ein Proband ist der Meinung, heute würde in der Schule mehr auf den Gebrauch von „Hochdeutsch“ geachtet werden als noch zu seiner Schulzeit. Auf die Frage, ob er in der Schule „Hochdeutsch“ hätte sprechen müssen, antwortet er:

**B3:** Ja, da schon. Ja, aber du musst dir denken, ich habe im 49er-Jahr das Schulegehen angefangen. Das war / da ist es nicht so / da war es ja noch lange nicht so kritisch, nicht? (Interview B3: Zeile 165–166)

Relevant im Zusammenhang mit dem „Standard“-Konzept des Befragten ist, dass dieser den „Hochdeutsch“-Gebrauch zu seiner Schulzeit weitaus geringer wahrnimmt als alle anderen Personen. Er nimmt an, dass Schule heute ein standardsprachlicheres Deutsch fordere als in den späten 1940ern bzw. frühen 1950ern. Der Proband geht also von einem kontinuierlich anwachsenden „Hochdeutsch“-Gebrauch in der Schule aus.

Eine weitere relevante Dimension erhält diese Wahrnehmung durch die Aussagen der anderen drei ProbandInnen. B1, B2 und B4 berichten von „Hochdeutsch“ als Unterrichtssprache.<sup>9</sup> B3 aber gibt an, dies wäre nicht so streng gewesen. Der Interviewte liegt altersmäßig in der Mitte. Zum Vergleich, B1 ist 79 Jahre, B2 83 Jahre, B3 75 Jahre und B4 71 Jahre alt. Drei Interviewte besuchten dieselbe Schule, B3 die Schule eines angrenzenden, ebenfalls im Steyrtal liegenden

---

<sup>9</sup> Näheres dazu im Kapitel 3.2.9.

Ortes. Das Gesamtbild der Aussagen zeigt, dass unterschiedliche Konzepte hinsichtlich der Standardsprache vorliegen.

### **3.2.6.1 Bezeichnungen für „Standarddeutsch“**

Aufschluss über das Standardkonzept der ProbandInnen geben auch die Bezeichnungen für die Standardsprache. Damit wird u. a. sichtbar, woran die Personen Standarddeutsch festmachen. Die Bezeichnungen, welche die Personen nennen, sind „nach der Schrift“, „nach der Schreibe“, „Hochdeutsch“, „Schriftsprache“ und „Schreibsprache“. Wenig überraschend fallen die Bezeichnungen „Hochsprache“, „Standard“, „Standarddeutsch“ oder „Standardsprache“ nicht.

Auffallend ist, dass es den Personen nicht leicht fällt, die Standardsprache zu benennen. Im Zusammenhang mit der Explikation wird oft „oder wie man sagt“ o. Ä. angehängt. Die ProbandInnen sind sich darüber unsicher, wie sie die Standardsprache benennen sollen. Das zeigt sich beispielweise anhand folgender Passage:

Ja, mit den Ur/ mit dem Urenkerl, da muss ich schon ein wenig (...) aufpassen auch beim Reden und mehr (...) (Interview B3: Zeile 246–247)

Längere Pausen und bruchstückhafte Sätze, die im gesamten Interview mit derselben Person kaum bzw. nicht in dieser Intensität zustande kamen, werden hier sehr deutlich. Eine tatsächliche Benennung der Standardvarietät bleibt letztendlich aus.

Ein anderes Beispiel für eine Unsicherheit die Benennung der Standardsprache betreffend gestaltet sich so:

[...] lesen tut man ja auch in der Schrift/ Schreibsprache oder wie man sagt. (Interview B2: Zeile 254–255)

Zuerst wird das Wort „Schriftsprache“ initiiert, aber nicht als Ganzes ausgesprochen, sondern stattdessen „Schreibsprache“ realisiert. Gefolgt wird dies von dem Zusatz „oder wie man sagt“, was darauf hindeutet, dass eine Unsicherheit dahingehend besteht, wie die Standardsprache bezeichnet werden soll.

### **3.2.6.2 Wer spricht „Standarddeutsch“?**

Generell assoziieren die ProbandInnen den „Hochdeutsch“-Gebrauch mit Deutschland. Der Großteil der Personen ist offenbar der Meinung, dass in Deutschland beinahe flächendeckend „Hochdeutsch“ gesprochen wird. Eine Person, die ebenfalls zuerst davon ausgeht, dass in

Deutschland „Hochdeutsch“ gesprochen werde, folgt aber meiner Nachfrage und nimmt vage an, es würden auch in Deutschland dialektale Varietäten existieren:

**I:** Und in Deutschland?

**B4:** Ja, die reden auch Hochdeutsch. Die reden, wenn du sie so hörst, reden sie Hochdeutsch.

**I:** Und gibt es da auch Dialekte in Deutschland oder eher weniger?

**B4:** Naja, wird auch welche geben. Wird auch welche geben. (Interview B4: Zeile 147–150)

Nur B1 hat ein Bewusstsein darüber, dass es auch in Deutschland Dialekte gibt, und assoziiert „Hochdeutsch“ vorrangig mit Norddeutschland (vgl. Interview B1: Zeile 383–384, 537–541).

B4 geht sogar so weit, niederen Sozialschichten bzw. in ihrem Beispiel konkret der bäuerlichen Gesellschaftsschicht in Österreich kaum „Hochdeutsch“-Kompetenz zuzugestehen (Interview B4: Zeile 234–238):

**B4:** Ja wenn du heute zu den Bauern kommst, die reden ja auch nur, nicht, Mundart. Und so wie, hörst es eh oft, wenn ein Bauer im Fernsehen einmal was redet und redet nach der Schrift. Das ist / haut nicht hin.

**I:** Hört sich komisch an?

**B4:** Ja. Kommt alleweil wieder dann in den Dialekt hinein.

Das „Standard“-Konzept der interviewten Personen in Bezug auf Österreich ist eng an den Sprachgebrauch höherer Gesellschaftsschichten gebunden. Gleichzeitig wird der diastratische Faktor aber bezogen auf den eigenen „Dialekt“ bzw. die nähere Umgebung, in der die Personen leben, beinahe gänzlich neutralisiert.

Beispielsweise meint eine Probandin: „So ein wenig Bessere oder was, weißt es eh, dass / Die reden Hochdeutsch.“ (Interview B4: 145–146) Die ProbandIn relativiert diese Aussage später:

**I:** [...] Wer redet in Österreich Hochdeutsch?

**B4:** Naja, die was, wie soll ich sagen, was studiert haben oder was. Weißt du eh, dass sie ein wenig, dass / aber auch nicht alle. Da bei uns eigentlich nicht. Redet ein jeder so wie normal. (Interview B4: 228–231)

Zuerst assoziiert sie also den Gebrauch der Hochsprache wieder mit höheren Bildungsschichten. Gleich darauf relativiert sie diese Aussage, indem sie hinzufügt, dass in ihrer Umgebung

eigentlich niemand „Hochdeutsch“ spreche, nicht einmal die Personengruppe, die sie unmittelbar zuvor noch anspricht. Die anderen ProbandInnen sehen die Zugehörigkeit zu einer bestimmten Gesellschaftsschicht als ebenso relevant in Bezug auf das Sprechen von „Hochdeutsch“ an, innerhalb des eigenen „Dialekts“ aber in einem sehr geringen Maß.

Häufig wird „Hochdeutsch“ mit Bildung assoziiert. Der „hochdeutsche“ Einfluss in der Sprache Jüngerer wird ebenfalls als „gebildeter“ wahrgenommen (vgl. Interview B3: Zeile 92–95).

B1 bezeichnet den Sprachgebrauch der heutigen Jugend, den sie als näher zum „Hochdeutschen“ einschätzt, als gebildeter: „[...] wie jünger dass sie werden, wie geblild/ tun sie sich ausdrücken.“ (Interview B1: Zeile 533–534)

Für B4 scheint Bildung und „Hochdeutsch“-Gebrauch bei direkter Nachfrage keinen Zusammenhang zu haben. Auf die Frage, ob Bildung und Sprachgebrauch eine Verbindung haben, antwortet sie:

**B4:** Naja, das ist, weiß ich nicht. Du, das kann ich nicht sagen. Sind ja auch welche dabei, die was Gangster sind. Und so tun sie recht (unv.), nicht? Nein. (Interview B4: Zeile: 163–164)

Obwohl zuvor noch eine Assoziation mit AkademikerInnen hergestellt und diese sogar kontrastiv zur bäuerlichen Bevölkerung dargestellt wird (Interview B4: Zeile 234–238), wird jetzt ein Zusammenhang zwischen Bildung und Sprache dementiert. Dennoch bleibt die Bildung als Faktor im Bewusstsein erhalten. „Und so tun sie recht [...]“ deutet darauf hin, dass nach Auffassung der Probandin Menschen, deren Sprache sich dem Standard nähert, den Anschein erwecken möchten, als wären sie gebildeter.

Ein ähnliches Argumentationsmuster wie bei B4, die zuerst aussagt, eine bestimmte Personengruppe spreche „Hochdeutsch“, dies aber im selben Zug widerlegt, finden wir bei B2:

**B2:** (...) Ja, so Amtspersonen oder so. Die reden schon mehr / Aber es sind auch / gerade wie es bei uns auf der Gemeinde oder so / da, die reden auch nicht DIREKT nach der Schriftsprache.

Beinahe im selben Moment, in dem ausgesagt wird, Amtspersonen bedienen sich „hochdeutscher“ Register, wird die Aussage relativiert. Auch hier bleibt aber eine Assoziation zur Bildung bestehen.

Des Weiteren ist die Wahrnehmung des Gebrauchs von „Hochdeutsch“ in Österreich an städtische Gebiete geknüpft (vgl. Interview B3: Zeile 108–109, Interview B4: Zeile 107–109). Dazu

nimmt B4 Niederösterreich als Gebiet wahr, das durch „Hochdeutsch“ geprägt ist (vgl. Interview B4: Zeile 107–110). B4 nimmt zudem an, dass Kindererziehung in Niederösterreich ausschließlich auf „hochdeutscher“ Ebene stattfindet (vgl. Interview B4: Zeile 79).

Von einer Person wird Wien mit dem Gebrauch von „Hochdeutsch“ in Verbindung gebracht (vgl. z. B. Interview B4: Zeile 74–75, 110–113). Ein anderer Proband assoziiert vor allem den Sprachgebrauch von Kindern in Wien mit „Hochdeutsch“ (vgl. Interview B3: Zeile 175–176).

B4 antwortet auf die Frage, wer „Hochdeutsch“ spreche: „Naja, die was eh mit dem Fernsehen zu tun haben.“ (Interview B4: Zeile 135). Eine interviewte Person identifiziert „Hochdeutsch“ als die in der Kirche verwendete Sprache (vgl. Interview B2: Zeile 222–225).

### **3.2.6.3 „Standarddeutsch“ in Österreich**

Wie bereits an mehreren Stellen erwähnt wurde, wird von ÖsterreicherInnen gesprochenes „Hochdeutsch“ als eher ungewöhnlich und von der Norm abweichend empfunden. Es wird im Gesamtbild der Interviews deutlich, dass „Hochdeutsch“ in Österreich nie als „vollwertig“ wahrgenommen wird. Zwar bezeichnen die ProbandInnen Sprechweisen immer wieder als „Hochdeutsch“, nennen aber im selben Zug Einschränkungen bzw. Abschwächungen, welche dieses „Hochdeutsch“ häufiger zu einem „nicht so ganzen“ oder „nicht so richtigen“ im Gegensatz zu einem „ganzen Hochdeutsch“ werden lassen.

Nicht nur wird das Standardkonzept im Zusammenhang mit dem eigenen Sprachgebrauch auf diese Weise wahrgenommen, auch das „Hochdeutsche“, das generell in Österreich gesprochen wird, wird als defizitär gegenüber dem in Deutschland gesprochenen wahrgenommen. Nach den Interviewten haben ÖsterreicherInnen einen anderen Tonfall beim „Hochdeutsch“-Sprechen (vgl. Interview B2: Zeile 226–231). Menschen aus Österreich falle es generell schwerer, „Hochdeutsch“ zu sprechen (vgl. Interview B1: Zeile 561). Für eine Probandin hört sich von ÖsterreicherInnen gesprochenes „Hochdeutsch“ sogar „überspannt“ an (vgl. Interview B2: Zeile 168–174). B4 bezeichnet in Österreich gesprochene „hochdeutsche(re)“ Varianten als „gequälter“ (vgl. Interview B4: Zeile 209).

### **3.2.6.4 Zusammenfassung und Interpretation**

Die „Hochdeutsch“-Konzepte der Gewährspersonen überschneiden sich in vielen Punkten, in anderen ergeben sich Unterschiede. Mehrheitlich verbinden die Interviewten mit ihrem Kon-

zept von „Hochdeutsch“ Schriftlichkeit, Bildung, höhere Gesellschaftsschichten, städtische Gebiete, Wien, jüngere Generationen. Diese Assoziationen beziehen sich aber zum Großteil auf „Hochdeutsch“ in Österreich.

Im Wesentlichen gehen die Personen davon aus, dass in Deutschland generell „Hochdeutsch“ gesprochen wird. Ebenso wird Verständlichkeit mit der Standardsprache assoziiert. Nur ein Proband nimmt an einer Stelle gegenteiliges wahr. Darüber hinaus stellen alle Interviewten eine Zunahme des Gebrauchs des „Hochdeutschen“ in Österreich fest.

Besonders interessant ist, dass die interviewten Personen Unterschiede zwischen „Hochdeutsch“ und „Dialekt“ beinahe ausschließlich an lexikalischen Phänomenen festmachen. Dies liegt daran, dass die Lexik an der sprachlichen „Oberfläche“ und damit auch für linguistische Laiinnen und Laien zu salient ist. Grammatische oder semantische Phänomene erfordern dagegen eine tiefergehende Reflexion sowie ein höheres Sprachbewusstsein. Da im Leben der ProbandInnen die Reflexion über Sprache nie eine dominante Rolle spielte, bleiben Merkmale der „Standardsprache“, welche sich nicht auf spezielle „Wörter“ beziehen, unerkannt.

Bei den Interviews fällt außerdem durchgängig auf, dass eine Benennung der Standardsprache den ProbandInnen nicht leicht fällt, was auf den eben beschriebenen Umstand zurückzuführen ist, dass die Beschäftigung mit Sprache für die befragten Personen nie relevant war und sie keine metasprachlichen Beschreibungsinstrumente zur Verfügung haben. Zu erklären ist dies, zumindest bis zu einem gewissen Grad, durch die schulische bzw. berufliche Laufbahn der interviewten Personen.

Deshalb äußern sich die ProbandInnen aber nur über lexikalische Unterschiede zwischen den nationalen Standardvarietäten des Deutschen. Alleine aufgrund von lexikalischen Merkmalen würde aber kein derartiges Defizit, wie oben konstatiert, wahrgenommen werden. Die entsprechende Wahrnehmung liegt womöglich daran, dass die ProbandInnen Unterschiede auf mehreren Ebenen wahrnehmen, diese aber nicht zu artikulieren vermögen. Dazu kommt, dass der Aufwertung des bundesdeutschen Standards eine lange Geschichte vorausgeht, welche offenbar auch die Wahrnehmung der Interviewten prägt.

Eine bezeichnende Annahme finden wir bei einer Probandin, die das „Wienerische“ als „Hochdeutsch“ wahrnimmt. Sie erklärt dies anhand des Sprachgebrauchs ihrer in Wien lebenden Schwester. Es ist davon auszugehen, dass der Sprachgebrauch der Schwester innerhalb des Standard-Dialekt-Kontinuums eine geringere Distanz zur Standardsprache aufweist als der ei-

gene. Diese geringere Distanz, die sich in einer, in Relation zum Sprachgebrauch von B4, häufigeren Verwendung standardsprachlicher Elemente äußert, nimmt B4 zum Anlass, die gesamte „Sprache“ als „Hochdeutsch“ zu klassifizieren.

Zwei ProbandInnen nennen zwar Wien in Zusammenhang mit „Hochdeutsch“, eine davon aber nur in Bezug auf jüngere Personen. Die anderen beiden scheinen das Konzept „Hochdeutsch“ nicht primär mit Wien zu assoziieren.

### **3.2.7 Einstellungen gegenüber der „Standardsprache“**

B4 erwähnt das Öfteren, nie „Hochdeutsch“ zu sprechen (vgl. Interview B4: Zeile 65–67, 97–98). Alle anderen Personen erzählen in den Interviews von verschiedenen Situationen, in denen sie „Hochdeutsch“ verwenden. In diesen Erzählungen werden Einstellungen im Zusammenhang mit diesem Sprachkonzept sichtbar.

Speziell aus zwei Passagen aus dem Interview mit B3 geht eine deutliche positive Bewertung gegenüber „Hochdeutsch“ hervor.

**B3:** [...] So richtig (...) zu dem sind wir nicht geboren. Ja, leider.

**I:** (lacht) Naja, leider?

**B3:** Nein, wegen dem kommen wir auch durch. (Interview B3: Zeile 144–147)

In dieser Passage bezieht der Proband sein Bedauern auf den Umstand (vgl. „leider“), nicht „hochdeutsch“ sozialisiert worden zu sein. Diese Wahrnehmung überträgt er, aller Wahrscheinlichkeit nach, auf Gesamtösterreich. Er sieht es als Defizit an, keine „Hochdeutsch“-Kompetenz zu besitzen. Darüber hinaus ist davon auszugehen, dass er Menschen in seinem Umfeld (womöglich generell ÖsterreicherInnen) ganz allgemein nicht dazu befähigt sieht, „Hochdeutsch“ zu sprechen. Es liege schlichtweg nicht in der Natur derselben (incl. dem Probanden selbst), „Hochdeutsch“ zu sprechen (vgl. „zu dem sind wir nicht geboren“).

Somit bewertet er die „Standardsprache“ positiv. Auf meine gezielte Frage nach dem von ihm geäußerten „leider“ antwortet er mit einer Aussage, die zwar den Anschein einer Neutralisierung gibt, tatsächlich ist die positive Bewertung des „Hochdeutschen“ aber nicht von der Hand zu weisen. Anhand des Verbs „durchkommen“ wird deutlich, dass keine bzw. wenig „Hochdeutsch“-Kompetenz zwar keinen wesentlichen Nachteil darstellt, dennoch aber einen spürbaren.

Ebenso wird es von B3 speziell im Zusammenhang mit schriftlicher Kommunikation als nachteilig empfunden, kaum über „Hochdeutsch“-Kompetenz zu verfügen:

**B3:** [...] darum hat es mich auch immer ein bisschen gehabt beim Schreiben. Weil du zu wenig Hochdeutsch bist, nicht? Da, danach kommt ja wieder so eine Schreiberei heraus, nicht? (Interview B3: Zeile 161–163)

Aus den beiden Ausschnitten geht hervor, dass „Hochdeutsch“-Inkompetenz klar als Defizit gesehen wird.

Alle anderen Probandinnen äußern diese defizitäre Auffassung hinsichtlich einer fehlenden „Hochdeutsch“-Kompetenz nicht. B3 ist der einzige, der diese als nachteilig – auch außerhalb des schulischen Kontextes – sieht. Außerdem empfindet der Großteil der Personen die bundesdeutsche Variante des „Hochdeutschen“ gegenüber der österreichischen als bessere, schönere Form (vgl. Interview B1: Zeile 557–561).

Auch bei B4 wird eine Abwertung des österreichischen Standards an mehreren Stellen spürbar (Interview B4: Zeile 234–236).

Ein Proband sagt im Interview, als er von einem Ausflug nach Deutschland erzählt und das dort verwendete „Hochdeutsch“ als „besser“ bewertet (Interview B3: Zeile 136, er bestätigt bzw. wiederholt dies zwei Zeilen später), Folgendes: „Ja ja, hört sich schon weit besser an. Auch die Stadtführerin, die was wir da gehabt haben, da hast du schon aufpassen müssen, dass du das alles verstanden hast.“ (Interview B3: Zeile 138–139)

Nur B2 nimmt diesbezüglich keine Wertung vor (vgl. Interview B2: Zeile 226–231). Für sie sind beide Standardvarietäten gleichrangig.

Insgesamt verbinden die ProbandInnen mit ihrem Konzept von „Hochdeutsch“ vor allem Bildung. B1 merkt beispielsweise an, sie habe in ihrem Beruf, wenn sie mit KundInnen am Telefon gesprochen habe, „schon ein wenig gebildeter geredet mit ihnen“ (Interview B1: Zeile 553–554). Nach dieser Aussage bringt dieselbe Probandin einen Aspekt der Höflichkeit ins Spiel. Sie erzählt unmittelbar darauffolgend, sie hätte ebenso niemals „du“ zu KundInnen am Telefon gesagt. Die Anrede mit „Sie“ referiert offensichtlich auf eine höfliche, adäquate Umgangsform, die wiederum vom Grad an Öffentlichkeit bzw. Privatheit sowie persönlicher Nähe bzw. Distanz abhängt.

In den Interviews fällt häufiger das Attribut „gebildet“, um Standardsprache zu beschreiben. Ebenso findet man das Öfteren, wie bereits im vorherigen Kapitel dargestellt wurde, die Assoziation mit höheren Gesellschaftsschichten. B4 meint, „Hochdeutsch“ werde von „ein wenig

Besseren“ gesprochen (vgl. Interview B4: Zeile: 145–146). Beide Annahmen, die Herstellung eines Zusammenhangs mit Bildung sowie mit höheren Gesellschaftsschichten, sind aufschlussreich hinsichtlich der Einstellungen zum Standarddeutschen.

Im Zusammenhang mit der Kindererziehung empfinden die Personen „Hochdeutsch“ im schulischen Kontext positiv, ansonsten als tendenziell negativ. In Bezug auf andere Bundesländer, in denen die ProbandInnen „Hochdeutsch“ als vorherrschend in der Kindererziehung vermuten, nämlich in Wien und Niederösterreich, wird überraschenderweise keine negative Bewertung vollzogen (vgl. Interview B3: Zeile 175–182, vgl. Interview B4: Zeile 76–79). Warum Eltern aus Oberösterreich ihre Kinder standardsprachlich erziehen, darauf weiß B4 keine Antwort (vgl. Interview B4: Zeile 89–93).

Es zeigt sich, dass die ProbandInnen den (eigenen) Gebrauch von „Hochdeutsch“ als Anstrengung empfinden. Man müsse sich konzentrieren, sich „ein wenig zusammennehmen“ (Interview B2: Zeile 158), sich „zusammenreißen“ (z. B. Interview B3: Zeile 77), besonders „aufpassen“ (z. B. Interview B2: Zeile 162, Interview B3: Zeile 64), gerade die letzten beiden Verben fallen häufig:

Da hast du dich schon ein wenig zusammenreißen müssen. Weil sonst, sonst haben sie dich nicht verstanden. (Interview B3: Zeile 55–56)

Ja, wenn ich heute in Steyr draußen bin, wenn ich wieder hinaus muss am Montag, da musst du schon ein bisschen, weißt du, ein bisschen zusammenreißen. (Interview B3: Zeile 125–127)

[...]wenn halt der Chef gekommen ist, da hast du dich halt ein bisschen zusammenreißen müssen, nicht? (Interview B3: Zeile 153–154)

**I:** Und fällt Ihnen das schwer, das ein bisschen ins Hochdeutsch?

**B2:** (...) Naja, man muss halt mehr AUFPASSEN, was man sagt. (Interview B2: Zeile 161–162)

Zwei Probandinnen erklären, sie würden es nicht als störend oder unangenehm empfinden, „Hochdeutsch“ zu sprechen (vgl. Interview B1: Zeile 411–413, Interview B2: Zeile 159–160). Dabei gibt eine an, es wäre ihr zudem, aufgrund ihres Freundeskreises aus Deutschland, nie schwergefallen, „Hochdeutsch“ zu sprechen (vgl. Interview B1: Zeile: 421–423).

Für B3 ist der Gebrauch von „Hochdeutsch“ ebenfalls nicht – zumindest nicht in erster Linie – unangenehm, aber mit einer gewissen Anstrengung verbunden:

**I:** Und ist das, also ist das unangenehm für dich, so reden, wenn du zum Beispiel mit wem redest, der // aus Deutschland ist? //

**B3:** // Naja, was heißt / nein // unan/ nicht so, aber ich muss ja denken, wie muss ich das aussprechen schnell. Da heißt es halt, ein bisschen langsam.

Im Gegensatz zu B1, welcher der „Hochdeutsch“-Gebrauch laut eigener Aussagen nicht unangenehm ist und dazu nicht schwerfällt, meint B3, er fühle sich beim Sprechen von „Hochdeutsch“ zwar nicht unwohl, es falle ihm aber schwer (vgl. Interview B3: Zeile 72–74).

Die Person, die angibt, nie „Hochdeutsch“ zu sprechen, in absolut keiner Situation, auch rückblickend auf ihr Leben so gut wie nie, ausgenommen im Unterricht, sagt im Interview Folgendes:

**I:** [...] wenn du jetzt mit wem Hochdeutsch reden MÜSSTEST, wenn dich der gar nicht versteht /

**B4:** Müsste es gehen.

**I:** Und wie fühlst du dich dann dabei? Komisch?

**B4:** Ja, komisch. Wollte ich gerade sagen. Nein komisch, weil / nicht? (Interview B4: Zeile 151–155)

Auch hier wird ein gewisser Zwang und ein Unwohlsein deutlich. Im Gegensatz dazu empfinde sie kein „komisches“ Gefühl, wenn sie mit Menschen im „Dialekt“ spreche, die nicht „dialektal“ sozialisiert wurden.

Auf die Frage, wie sie sich in der Schule gefühlt habe, als sie „Hochdeutsch“ sprechen musste, antwortete die Probandin: „Naja, das ist auch gegangen. [...] Das ist, ja, passt schon.“ (Interview B4: Zeile 60–62). Es scheint, als hätte die Person die Forderung nach einer standardnäheren Sprache ertragen, sich aber unwohl dabei gefühlt.

### **3.2.7.1 Zusammenfassung und Interpretation**

Summa summarum hängt die Einstellung gegenüber der deutschen Standardsprache davon ab, wer sie spricht. Erst der soziale Kontext entscheidet, welche Assoziationen in den ProbandInnen hervorgerufen werden. „Hochdeutsch“ in Deutschland wird neutral bewertet, „Hochdeutsch“ in Österreich dagegen enthält auch negative Bedeutungskomponenten. Im Gegensatz

zum „Standard“ in Deutschland wird der „Standard“ in Österreich sehr ambivalent wahrgenommen.

Die Assoziation des „Hochdeutschen“ mit Bildung wird von den Personen positiv bewertet. Da Bildung an sich etwas Erstrebenswertes darstellt, egal aus welcher Sozialschicht man stammt, wird eine „gebildete“ Sprache positiv bewertet. Allein die ganz allgemein gesehen positive Konnotation des Konzeptes „Bildung“ ist aber keine Garantie dafür, dass sie bezogen auf die Sprache keine Abwertung mit sich bringt. So wird eine Assoziation mit höheren Gesellschaftsschichten (vgl. „Bessere“ in Interview B4: Zeile 145) abwertend gebraucht.

Einstellungen gegenüber „Hochdeutsch“ in Bezug auf die Kindererziehung zeichnen sich ebenfalls durch Ambivalenz aus. Wird eine „hochdeutsche“ Erziehung der eigenen Kinder als negativ angesehen, so erhält sie durch den Bezug auf die heutige Generation an Kindern eine neue, positivere Bewertung. Auch in Bezug auf andere Bundesländer wird eine „hochdeutsche“ Kindererziehung neutral bewertet. Dies lässt erkennen, dass „Dialekt“ im Gegensatz zu „Hochdeutsch“ eine enorme identitätsstiftende Rolle spielt. Außerhalb des Bezugs auf das Individuelle erhält „Hochdeutsch“ aber auch auf Österreich ausgelegt eine wohl weitaus positivere Bewertung als an der Oberfläche sichtbar wird.

An oberster Stelle steht für die Interviewten der „Dialekt“ als Identifikationsmerkmal, er erhält dadurch seine positive Bewertung, weshalb im direkten Vergleich auf das Individuelle bezogen eine negative Bewertung von „Hochdeutsch“ die logische Folge sein muss. Nichtsdestotrotz – und das mag angesichts dessen überraschen – werden innerhalb des eigenen Konzepts von „Hochdeutsch“ sowohl explizit als auch implizit mehrere positive Bedeutungskomponenten ablesbar.

Es zeichnet sich das klare Bild ab, dass der Großteil der ProbandInnen den Gebrauch von „Hochdeutsch“ als Anstrengung empfinden, da sie vom Gewohnten abweichen, quasi ihre Komfortzone verlassen müssen.

### **3.2.8 Einschätzung der eigenen „Standard“-Kompetenz**

Die eigene „Hochdeutsch“-Kompetenz schätzen die ProbandInnen unterschiedlich ein. B2 gibt an, gut „Hochdeutsch“ sprechen zu können (vgl. Interview B2: Zeile 164–166). Auch B1 hat nach eigener Einschätzung keine Probleme damit, „Hochdeutsch“ zu verwenden (Interview B1: Zeile: 413), das belegt sie auch immer wieder durch die Schilderung von Alltagssituationen.

B1 gesteht ihrem Mann aufgrund längerer Aufenthalte in Deutschland und seiner Belesenheit eine bessere „Hochdeutsch“-Kompetenz zu als ihr selbst (vgl. ebd.: Zeile: 399, 403–410). Dagegen meint B4, überhaupt keine „Hochdeutsch“-Kompetenz zu besitzen. „Ich kann es nicht. Ich tue es nicht.“ (Interview B4: Zeile 209–210)

In etwas abgeschwächter Form ist auch B3 davon überzeugt, eher schlecht „Hochdeutsch“ zu sprechen. Er generalisiert diese Annahme sogar, indem er sagt: „Ich meine, GANZ, RICHTIG Hochdeutsch ist es auch nicht. Kommen halt / sind halt wieder andere Wörter auch dabei, nicht? So richtig (...) zu dem sind wir nicht geboren.“ (Interview B3: Zeile 143–144). Sowohl die eigene Sprechkompetenz als auch das eigene Hörverständnis bezüglich „Hochdeutsch“ wird von B3 eingeschränkt dargestellt.

### **3.2.8.1 Zusammenfassung und Interpretation**

Hierbei ist es wesentlich zu berücksichtigen, dass den Aussagen der ProbandInnen unterschiedliche Konzepte von „Standarddeutsch“ zugrunde liegen. Es ist nicht davon auszugehen, dass beispielsweise B1 dieselben Kriterien zur Klassifizierung des Standards wie etwa B4 hat. Eine standardnahe Äußerung könnte B1 als „hochdeutsch“ klassifizieren, während B4 sie als „dialektal“ einstuft. Dazu kommt, dass bei B4 eine deutliche Abwehrhaltung hinsichtlich des „Hochdeutsch“-Gebrauchs, vor allem des eigenen, im Verlauf des gesamten Interviews immer wieder hervortritt.

Des Weiteren ist zu beachten, dass gerade B2 und B3 immer wieder betonen, dass, wenn sie selber „Hochdeutsch“ sprechen, dies nicht frei von dialektalen Einflüssen ist, z. B.: „Ich meine, GANZ, RICHTIG Hochdeutsch ist es auch nicht.“ (Interview B3: Zeile 143). Besonders interessant ist die Aussage von B3, die ich der Anschaulichkeit halber an dieser Stelle noch einmal wiederholen möchte: „Auch die Stadtführerin, die was wir da gehabt haben, da hast du schon aufpassen müssen, dass du das alles verstanden hast.“ (Interview B3: Zeile 138–139). Obwohl B3 zuvor sogar angibt, das in Deutschland gebräuchliche „Hochdeutsch“, das er auch der „Stadtführerin“ zuschreibt, als „besser“ zu empfinden als das österreichische, also davon auszugehen ist, dass wir es tatsächlich mit Standardsprache zu tun haben, nicht etwa mit einem deutschen Dialekt, scheint ihm die Standardsprache per se bis zu einem gewissen Grad so fremd zu sein, dass sich für ihn ab und zu Verständnisschwierigkeiten ergeben.

### **3.2.9 Gebrauch von „Standarddeutsch“**

Wie bereits erwähnt bezeichnen sich alle Interviewten als DialektsprecherInnen. Das bedeutet, nur in speziellen Situationen wird „Hochdeutsch“ verwendet. Genauer gesagt geben drei der ProbandInnen an, in gewissen Situationen „Hochdeutsch“ oder zumindest eine dem „Hochdeutschen“ nahe Sprechweise zu verwenden. Nur B4 sagt aus, sich ausschließlich auf dialektaler Ebene zu äußern (vgl. Interview B4: Zeile 65–67, 97–98, 209–210).

Eine Interviewte sagt im Interview scherzhaft, „Hochdeutsch“ zu sprechen, „wenn es sein muss“ (vgl. Interview B2: Zeile 166–168).

Im Leben der Interviewten ergaben sich wenige Situationen, in denen sie „Hochdeutsch“ sprachen oder welche sie zumindest aus heutiger Sicht mit „Hochdeutsch“ assoziieren. Im Folgenden werden die Ergebnisse zum „Hochdeutsch“-Gebrauch in Schule, Beruf und im privaten Alltag dargestellt.

#### **3.2.9.1 Schule**

Alle befragten Personen mussten laut ihren Erzählungen im Unterricht „Hochdeutsch“ sprechen. Mit der Lehrperson wurde „Hochdeutsch“ gesprochen, in der Pause oder nach der Schule wieder „Dialekt“ (vgl. Interview B1: Zeile 432–442, Interview B2: Zeile 109–110, Interview B4: Zeile 32–39, 60–62). Eine Person, die einzige, die ein Jahr lang den Kindergarten besuchte, gibt an, auch dort „Hochdeutsch“ gesprochen zu haben (vgl. Interview B4: Zeile 42–46).

B1, B2 und B3 fügen jeweils hinzu, dass zwar schon auf eine „hochdeutsche“ Unterrichtssprache geachtet wurde, diese sich aber meist eher als standardnahe Sprechweise, nicht als Extrempol „Hochdeutsch“ äußerte. Dennoch wird diese Sprechweise von den ProbandInnen dem „Dialekt“ gegenübergestellt (vgl. Interview B1: Zeile 439–442, Interview B3: Zeile 157–170).

B2, welche als einzige den Unterricht auch vor dem Zweiten Weltkrieg erlebt hat, meint, es habe bezüglich des Sprachgebrauchs keinen Unterschied zwischen der Zeit vor und nach dem Krieg gegeben. Sowohl davor als auch danach wurde auf eine standardnahe Unterrichtssprache geachtet (vgl. Interview B2: Zeile 130–135).

Nur B4 nimmt die zu ihrer Schulzeit im Unterricht geforderte und verwendete Sprachform als gänzlich „Hochdeutsch“ wahr. Sie nennt diesbezüglich keine Abstufungen wie die anderen Personen, was ihrer Auffassung vom Dialekt-Standard-Kontinuum und damit auch ihrem „Hochdeutsch“-Konzept entspricht. Im Kapitel 3.2.1 wird ausführlicher dargelegt, dass B4 generell keine Stufen zwischen den „Polen“ erkennt.

### 3.2.9.2 Beruf

Nur eine Probandin erlebte im Berufsleben Situationen, in denen sie „Hochdeutsch“ gesprochen hat. Bei ihrer Tätigkeit als Hauswirtschafterin bei einer Unternehmerfamilie war es ihre Aufgabe, Anrufe von KundInnen anzunehmen und diesen kurz Auskunft zu geben. Hierbei habe sie „Hochdeutsch“ gesprochen. Ebenso verwendete sie „Hochdeutsch“ als Reinigungsangestellte in einer Apotheke (vgl. Interview B1: Zeile 545–556).

Im Berufsleben der anderen interviewten Personen spielte die „Hochsprache“ nie eine Rolle (vgl. Interview B4: Zeile 55–57, B2 erwähnt „Hochdeutsch“ nie im Zusammenhang mit ihrem Beruf). Ein Proband erzählt davon, selten mit „Hochdeutsch“ in Berührung gekommen zu sein, allerdings ohne dabei jemals selbst „Hochdeutsch“ gesprochen zu haben:

**I:** [...] in deinem Beruf, bist du da einmal mit Leuten zusammengekommen, die Hochdeutsch reden oder anders reden wie du?

**B3:** Naja so, eigentlich so richtig nie. Obwohl da war da in der <Name der Fabrik>, <Holzverarbeitungsbetrieb> NUR Bauern gewesen, nicht? Und ja, danach sicher / beim <Bekleidungsfabrik> ist es schon ein bisschen anders gewesen, aber richtig Hochdeutsch / höchstens wenn halt der Chef gekommen ist, da hast du dich halt ein bisschen zusammenreißen müssen, nicht? Aber er war ja auch ein so ein Uriger. Da hat es, weißt du eh, nicht recht viel / Ja nein, so / Ja und danach <Stahlverarbeitungsbetrieb im Steyrtal>, ist auch / lauter so ganz normale Kämpfer gewesen, nicht? (Interview B3: Zeile 148–156)

Eine tatsächlich „hochdeutsche“ Kommunikation habe nie stattgefunden. Trotzdem assoziiert er mit „Hochdeutsch“ im ersten Moment Situationen aus dem Kontext seiner beruflichen Laufbahn.

### 3.2.9.3 Privat

Im Kapitel 3.2.3.2 wurde bereits besprochen, welche Spracheinstellungen die ProbandInnen hinsichtlich der Kommunikation mit Kindern haben. Dort wurde ebenfalls ausgeführt, dass eine ProbandIn angibt, im Kontext der Schule mit ihren eigenen Kindern fallweise „Hochdeutsch“ gesprochen zu haben (vgl. Interview B1: Zeile 514–520). Die anderen befragten Personen nennen „Hochdeutsch“ nicht im Zusammenhang mit der Erziehung ihrer eigenen Kinder. Eine dieser Personen erzählt aber, mit ihrem Urenkelkind standardnäher zu kommunizieren.

Sonstige alltägliche Situationen, in denen die ProbandInnen angeblich „Hochdeutsch“ – zumindest teilweise – verwendeten, spielten sich beim Arzt, in der Stadt oder auf Ämtern ab. Die

Personen stufen die dort verwendete Sprechweise als betont standardnäher ein, nicht als (dezierten) Standard (vgl. Interview B3: Zeile 76–77, 123–127). Bei B2 äußert sich dies wie folgt:

**I:** (lacht) Was ich noch fragen wollte, in welchen Situationen reden Sie selber Hochdeutsch? (...) Auf einem Amt, haben Sie gesagt, ja nicht.

**B2:** Nein, bei uns da nicht so, aber wenn man so irgend/ (...) ja, ein bisschen, bisschen Hochdeutsch mitreden können halt, aber nicht alles. (Interview B2: Zeile: 218–221)

Außerdem verwendet B2 „Hochdeutsch“ in der Kirche (Interview B2: Zeile 222–225).

Die Interviewten verwenden „Hochdeutsch“ oder eine Varietät, die im Vergleich zur gewohnten „dialektalen“ mehr „hochdeutsche“ Merkmale aufweist, im Gespräch mit Personen, von denen sie ausgehen, diese würden die eigene Sprechweise nicht verstehen.

Eine Person veranschaulicht das anhand erlebter Gespräche mit Bekannten aus Deutschland, von denen sie ausgeht, diese würden Standarddeutsch sprechen. Diese hätten sie oft nicht verstanden, wenn sie Dialekt gesprochen hätte (vgl. Interview B1: Zeile 394–397). Zudem erzählt sie, mit einer befreundeten Person aus Schwaben aufgrund seines Dialekts auf „hochdeutscher“ Ebene kommuniziert zu haben (Interview B1: Zeile 387–390). Diesen Bereich betreffend ergab sich mit der Interviewten folgender Gesprächsausschnitt:

**I:** Und wie war das mit den Deutschen? Wie hast du da mit ihnen geredet?

**B1:** Da habe ich / Nein, mit denen habe ich nach der Schrift geredet.

**I:** Schon?

**B1:** Ja, 90 Prozent nach der Schrift. (Interview B1: Zeile 374–377)

Hier wird wieder sichtbar, dass ein Verständnis von Abstufungen zwischen „Dialekt“ und „Hochdeutsch“ vorliegt bzw. dass die Bezeichnung „Hochdeutsch“ sowohl für den „Extrem-pol“ des Variationsspektrums als auch zur Beschreibung standardnaher Sprechweisen verwendet werden kann. Auch B3 erzählte im Interview, in Deutschland „hochdeutsch(er)“ zu sprechen. Die Kommunikation mit Menschen aus anderen Bundesländern oder dem Ausland, konkret werden Deutschland und die Schweiz genannt, würde dem „Hochdeutschen“ nähere Sprechweisen fordern (vgl. Interview B3: Zeile 52–67).

Eine andere Befragte sagt diesbezüglich beispielsweise:

**I:** Und was ist jetzt, wenn zum Beispiel, wenn Sie jetzt mit wem in Kontakt kommen, der Hochdeutsch redet, wie reden Sie dann mit dem?

**B2:** Naja, da bemühe ich mich halt schon ein wenig.

**I:** Da bemühen Sie sich schon ein bisschen.

**B2:** Dass ich auch nicht den ärgsten Dialekt sage. (Interview B2: Zeile 138–142)

Sie spricht ebenfalls nicht dezidiert vom „Hochdeutsch“-Sprechen, sondern lediglich von einer dahingehenden Tendenz. Der vorliegende Textausschnitt bezieht sich weniger stark auf die Standardsprache, wir finden nur eine recht indirekte dementsprechende Referenz. Es ist davon auszugehen, dass die Probandin hier davon spricht, die gewöhnlich und beinahe ausschließlich von ihr verwendete Sprechweise durch „hochdeutsche“ Elemente zu erweitern bzw. einige, eventuell stark dialektal gefärbte Elemente durch sie zu unterdrücken, wodurch sich insgesamt eine geringere Distanz zum Standard ergibt. Mit Menschen, deren Erstsprache nicht Deutsch ist, betont eine Probandin, spreche sie „ganz Hochdeutsch“ (vgl. Interview B1: Zeile 565).

#### **3.2.9.4 Zusammenfassung und Interpretation**

Es ist anzunehmen, dass Standardsprache in einem linguistischen Sinn in der Sprachbiografie der ProbandInnen nur äußerst selten zum Einsatz kam bzw. kommt – auch wenn dieses Kapitel aufgrund seiner Länge den Anschein vermitteln mag, der Standardgebrauch habe ein größeres Gewicht. In den meisten Fällen verwenden die ProbandInnen die Bezeichnung „Hochdeutsch“ in abgeschwächter Form, beispielsweise als „mehr Hochdeutsch“, „ein bisschen Hochdeutsch“ etc. Das bedeutet, die Personen assoziieren zwar mit gewissen Sprechweisen die Standardsprache, tatsächlich verwendet wird sie aber nie, sondern es erfolgt lediglich eine Annäherung.

Wie die Interviewten in ihrer eigenen Schulzeit tatsächlich gesprochen haben, kann anhand der Interviews klarerweise nicht festgestellt werden. Jedoch kann festgehalten werden, dass die Personen „Standardsprache“ mit der eigenen Schulzeit assoziieren.

Auch im Zusammenhang mit der Schulzeit ihrer Kinder, beim Helfen bei Hausaufgaben oder der Hilfestellung beim Lernen, verwendete eine Informantin aller Wahrscheinlichkeit nach nicht Standarddeutsch, sondern setzte lediglich vereinzelt standardsprachliche Elemente ein. Man kann annehmen, dass die Schriftlichkeit in diesem Zusammenhang einen großen Teil beiträgt. Die Auseinandersetzung mit (in Standarddeutsch geschriebenen) Texten, in diesem speziellen Fall Schulbücher, setzt den Fokus klarerweise auf die Standardsprache. Allein durch das

Vorlesen wird die Verwendung der Standardsprache evoziert. Die Kommunikation mit den eigenen Kindern, davon kann man ausgehen, fand aber dennoch „dialektal“ statt. Nur wenn direkt auf Geschriebenes referiert wird, kommt die standardsprachliche Kommunikationsform zum Einsatz.

Ebenso kann diskutiert werden, inwiefern jene Person, die als einzige angibt, in ihrem Beruf „Hochdeutsch“ gesprochen zu haben, tatsächlich Standarddeutsch gesprochen hat.

Ein Blick auf die gesamten Interviews, nicht nur auf jene Stellen, in denen über „Hochdeutsch“-Gebrauch gesprochen wird, zeigt, dass die Personen im Privaten „Hochdeutsch“ vorrangig aus Gründen der Verständlichkeit akzeptieren, weniger aus sozialen Gründen.

Zwar assoziieren die Personen „Hochdeutsch“-Gebrauch immer wieder mit sozialen Erfordernissen, etwa im Kontext von Schule oder Beruf, hier wird aber wieder mehrheitlich eine „dialektale“ Varietät angesprochen, die innerhalb des Dialekt-Standard-Kontinuums der Standardsprache näher liegt als die gewöhnlich von den ProbandInnen gesprochene Sprachform.

Sehen sich die Personen in einer Situation, in welcher sie befürchten, aufgrund ihres eigenen „Dialekts“ nicht verstanden zu werden, so versuchen sie wohl am ehesten, tatsächlich „hochdeutsch“ zu sprechen und wechseln damit zu einer Sprachform, die dem „Standarddeutschen“ wahrscheinlich am nächsten kommt.

## 4 Resümee

Abschließend und zusammenfassend werden in diesem Kapitel die wichtigsten Ergebnisse in Bezug auf die Forschungsfragen sowie auf die forschungsanleitenden Annahmen dargestellt, am Ende wird ein Fazit gezogen.

Der Anschaulichkeit halber werden die Forschungsfragen an dieser Stelle noch einmal angeführt.

1. Welches Konzept vom eigenen „Dialekt“ haben die ProbandInnen und welche *soziale Bedeutung* verbinden sie damit?
2. Welche Rolle spielt dieser „Dialekt“ als Komponente der Sprachbiografie der ProbandInnen?
3. Reflektieren die Interviews Korrelationen zwischen attitudinal-perzeptiver „Dialekt“-Dimension und Segmenten der Sprachbiografie?

Die Personen konzipieren „Dialekt“ schichtspezifisch (diastratisch), situationsabhängig (diasituativ) und räumlich (diatopisch). Dabei bleiben die ProbandInnen aber flexibel. Sie erkennen, dass beispielsweise Schichtzugehörigkeit „Dialekt“ bedingen *kann*, aber nicht muss. Dem eigenen „Dialekt“ schreiben die interviewten Personen eine hohe allgemeine gesellschaftliche Akzeptanz und Relevanz zu, indem sie schichtspezifische und situationsabhängige Komponenten auf ein Minimum reduzieren.

Das „Dialekt“-Konzept der Interviewten ist stark an der eigenen Norm ausgerichtet. Der eigene „Dialekt“ wird als „normal“ bezeichnet, alle anderen Ausschnitte gesprochener Sprache werden daran gemessen und demgemäß als Abweichungen vom eigenen „Dialekt“ wahrgenommen und bewertet. Dies äußert sich auch darin, dass „Dialekt“ per se zwar häufiger problematisiert bzw. negativ bewertet wird, der *eigene* „Dialekt“, d. h. das eigene Sprechen, jedoch kaum.

Äußerungen die Veränderung des „Dialekts“ betreffend gestalten sich als ambivalent. Generationsabhängige Differenzen werden zwar genannt, diese werden allerdings nur teilweise als dynamische Strukturen des „Dialekts“ verstanden. Genauer gesagt werden vom Großteil der ProbandInnen punktuelle, rein auf die Lexik bezogene Veränderungen im Vergleich mit der Vergangenheit erkannt, in der Zukunft wird aber keine Veränderung des eigenen „Dialekts“ erwartet.

Auch wenn kein gefestigtes Bewusstsein darüber besteht, nehmen die ProbandInnen alle auf den „Dialekt“ bezogene Veränderungen als leichte Abnahme der Dialektalität der Sprache wahr.

„Dialekt“- und Sprachwandel werden deshalb kaum wahrgenommen bzw. auf marginale lexikalische Merkmale reduziert, da Sprachwandelprozesse keine schlagartigen Veränderungen mit sich bringen, sondern „leise“ vor sich gehen. Jemand, der sich nicht aktiv mit Sprache beschäftigt, wird kaum ein Bewusstsein über diese Veränderungen besitzen. Werden die ProbandInnen mit sprachlichen „Besonderheiten“ konfrontiert, die von ihrer gewohnten Sprechweise abweichen, so werden diese allenfalls erkannt, aber nicht reflektiert. Eine Reflexion über Sprache steht schlicht und einfach außerhalb der Lebensrealität der ProbandInnen. Diese Hypothese kann gestützt werden vom sogenannten niederen Bildungshintergrund der Befragten. Eine tatsächliche Auseinandersetzung mit Sprache auf einer Metaebene war weder im schulischen Kontext noch im beruflichen Kontext gefordert.

„Dialekt“ wird als klarer Gegensatz zu „Hochdeutsch“ empfunden. Sprechweisen / Varietäten dazwischen werden zwar von den ProbandInnen mehrheitlich wahrgenommen, jedoch per se nicht dezidiert benannt, sondern als „ein bisschen Hochdeutsch“, „nicht de[r] ärgsten Dialekt“ o. Ä. beschrieben.

Die Interviews zeigen auch, dass „Dialekt“ im Vergleich zu „Hochdeutsch“ von den ProbandInnen als absoluter Begriff wahrgenommen wird. „Dialekt“ steht durchgängig für sich alleine, dagegen wird die Bezeichnung „Hochdeutsch“ erst durch den Zusatz „ganz“ absolut gesetzt.

„Dialekt“ spielt in der Sprachbiografie der ProbandInnen eine durchaus identitätsstiftende Rolle, die aber kaum reflektiert wird. Die Rolle des „Dialekts“ ist vor allem dahingehend bedeutsam, als dass im Leben der Personen kaum Sprachformen außerhalb dieses „Dialekts“ verwendet wurden. Zwei Personen schreiben sich selbst sogar nur eine mangelnde bzw. überhaupt keine Kompetenz zu, die sie befähigt, eine standardnähere Varietät zu sprechen.

Situationen, in denen die Interviewten im Verlauf ihres Lebens außerhalb ihres „Dialekts“ kommuniziert haben, waren weniger geprägt vom Gefühl einer sozialen Notwendigkeit, sondern vielmehr davon, sich gegenüber Nicht-DialektsprecherInnen verständlich zu machen. Dies zeigt unmissverständlich eine hohe Loyalität zum „Dialekt“ seitens der ProbandInnen.

Nichtsdestotrotz wird der eigene „Dialekt“ aber auch problematisiert und gegenüber dem „Hochdeutschen“ abgewertet. Gerade im Kontext von Bildung und einer „korrekten“ Sprache wird „Dialekt“ negativ beurteilt.

Der einzige Kontext, in dem die ProbandInnen geschlossen angeben, „Hochdeutsch“ bzw. eine „Hochdeutsch“-nahe Sprechweise verwendet zu haben – nicht aus Eigeninitiative, sondern weil dies von ihnen gefordert wurde – ist die eigene Schulzeit. Im Unterricht „Hochdeutsch“ zu sprechen, empfand die Mehrheit der Gewährspersonen zwar kontrastiv zu ihrer „natürlichen“ Sprechweise in gewisser Weise als Anstrengung und Zwang, eine negative Bewertung geht damit aber überraschenderweise nicht einher.

Im Licht der gesamten Sprachbiografie der ProbandInnen wird „Hochdeutsch“ im Bildungskontext positiv, „Dialekt“ dagegen negativ bewertet. Bildung ist damit der einzige Bereich, innerhalb dessen die Personen es durchwegs als eher nachteilig erachten, „Dialekt“ zu sprechen.

„Dialekt“ stellt im Leben der ProbandInnen das Alltägliche dar, „Hochdeutsch“ spielt vergleichsweise kaum eine Rolle. Wie sehr „Hochdeutsch“ vom Alltäglichen abweicht, zeigt sich darin, dass ein Proband meint, ihm falle es im Gespräch mit jemandem, der „Hochdeutsch“ spreche, teilweise schwer, alles zu verstehen. Das ist deshalb bezeichnend, weil die Standardsprache generell mit Verständlichkeit assoziiert wird. Im direkten Gespräch, durch die Konfrontation mit einer ungewohnten, standardsprachlichen Sprachform, ergeben sich für ihn aber Schwierigkeiten. Ohne weiter darauf eingehen zu müssen, unterstreicht das die übergeordnete Rolle des „Dialekts“.

Eine Stigmatisierung des „Dialekts“ wird auch in der tendenziell positiven Bewertung der Abnahme an Dialektalität der Sprache im Allgemeinen deutlich, welche die ProbandInnen anhand des Sprachgebrauchs verschiedener Generationen feststellen.

Die Interviews zeigen insgesamt eine Wechselwirkung zwischen attitudinal-perzeptiver „Dialekt“-Dimension und Segmenten der Sprachbiografie. Durch sprachbiografische Ereignisse wurden/werden die Spracheinstellungen der ProbandInnen geformt. Was sich dahingehend auch zeigt, ist die Revidierbarkeit solcher Einstellungen. Immer wieder neue sprachliche Erfahrungen mit und durch Sprache wirken sich auf Komponenten der Einstellung aus und können diese verändern.

Die drei forschungsanleitenden Annahmen

1. Die ProbandInnen haben ein – aus sprachdynamischer Sicht – statisches Konzept von ihrem „Dialekt“.
2. Diesem „Dialekt“ wird sowohl Prestige als auch Stigma sowie eine restringierte kommunikative Funktionalität zugeschrieben.

3. Sprachbiografische Schlüsselerlebnisse der ProbandInnen spiegeln sich zu einem gewissen Grad in deren Einstellungen zum eigenen „Dialekt“ wider.

konnten zum größten Teil bestätigt werden.

Auf ein überwiegend statisches bzw. hermetisches Verständnis vom eigenen „Dialekt“ weist in erster Linie die starke Orientierung an der eigenen „Dialekt“-Norm hin. Andere dialektale Varietäten werden als von dieser Norm abweichend empfunden. Ebenso reflektiert selbst die Wahrnehmung der „Dialekt“-Veränderung ein statisches Konzept von „Dialekt“. Die Personen erkennen zwar punktuelle generationenabhängige Differenzen, legen diese Erkenntnis jedoch nicht auf die Zukunft um. Das bedeutet, es wird keine Kontinuität der Veränderung, sprich keine Dynamik wahrgenommen.

Ein dynamischer Ansatz tritt lediglich dort ins Bewusstsein, wo der „Dialekt“-Veränderung eine gewisse Natürlichkeit zugewiesen wird. Die damit einhergehende neutrale Bewertung der wahrgenommenen Veränderung des eigenen „Dialekts“ ist ein Indiz dafür, dass dynamische Prozesse bis zu einem gewissen Grad zwar als solche erkannt, nicht aber bewusst wahrgenommen werden. Selbst eine ansatzweise als solche erkannte Dynamik von Sprache wird wieder in ein statisches Raster eingeordnet.

Die Interviews zeigen, dass die ProbandInnen mit dem eigenen „Dialekt“ Stigma und Prestige verknüpfen. Oberflächlich, kontextunspezifisch schreiben die ProbandInnen dem eigenen „Dialekt“ positive Eigenschaften zu. Grund dafür ist, dass „Dialekt“ für die Personen ihre natürliche, gewohnte Sprechweise darstellt. Die „dialektale“ Erziehung der eigenen Kinder sowie allgemein kaum stattfindende *switching*-Vorgänge deuten auf ein hohes Prestige des „Dialekts“ hin. Erst im Kontext der Gegenüberstellung mit „Hochdeutsch“ wird „Dialekt“ überraschend häufig stigmatisiert. Dem „Dialekt“ wird dann eine restringierte kommunikative Funktionalität zugeschrieben. Dies lässt sich daran erkennen, dass die Personen größtenteils angeben, im Gespräch mit Menschen, von denen sie ausgehen, sie würden nicht „Dialekt“ sprechen, eine standardnähere Sprechweise zu verwenden.

Die Dialekt- und Spracheinstellungen im Allgemeinen werden zu einem ganz wesentlichen Teil durch sprachbiografische Erlebnisse geprägt. Situationen, in denen die ProbandInnen eine Erfahrung mit einer bestimmten Varietät gemacht haben, formen die Einstellung, welche die Personen dieser Varietät gegenüber haben.

Die Methode des narrativ-sprachbiografischen Interviews erscheint mir auch nach Fertigstellung dieser Studie als überaus geeignet, um Spracheinstellungen zu analysieren – ganz besonders in Bezug auf die vorliegend untersuchte Personengruppe. Man muss bedenken, dass Personen diesen Alters, deren schulische und berufliche Laufbahn faktisch zu keinem Zeitpunkt sprachliche Reflexion forderte, das Sprechen über Sprache (metasprachliche Kompetenz) völlig fremd ist. Ein Interview, das nach dem Frage-Antwort-Prinzip funktioniert, würde die Personen ein Stück weit erdrücken. Zumindest auf die Interviews dieser Studie ausgelegt schien das der Fall zu sein. Wenn konkrete Fragen zu sprachlichen Phänomenen gestellt wurden, wichen die Personen diesen öfter aus oder sie gaben an, keine Antwort darauf zu haben. Um Ergebnisse zu erhalten, musste individuell auf die Personen eingegangen und der Fokus auf das Erzählen über deren Leben gelegt werden.

Das alles bedeutet aber auch, dass Spracheinstellungen nur sehr indirekt und versteckt geäußert werden. Demzufolge ist ein relativ hoher Grad an Interpretation gefordert, um Aussagen deuten, sprich auswerten zu können. In Verbindung mit der Unstrukturiertheit der Äußerungen macht das die Auswertung verhältnismäßig zeitintensiv.

Vor dem Hintergrund einer kritischen Betrachtung der Erhebungsmethode muss auch abschließend festgehalten werden, dass mitnichten davon ausgegangen werden kann, durch die Interviews ein Spiegelbild der Realität erhalten zu haben. Zu den ProbandInnen besteht ein Verwandtschafts- bzw. Bekanntschaftsverhältnis. Für viele wissenschaftliche Erhebungsmethoden mag das problematisch sein, für das sprachbiografische narrative Interview nicht unbedingt, womöglich ist sogar das Gegenteil der Fall. Natürlich ist dies nicht zu verallgemeinern, da jeder Mensch anders mit Interviewsituationen umgeht und eine Vielzahl an Faktoren die Ergebnisse beeinflusst. Generell kann es der Ungezwungenheit und der Authentizität des Gesprächs, welche den Kern des sprachbiografisch-narrativen Interviews bilden, durchaus zugutekommen, wenn die GesprächspartnerInnen einander nicht fremd sind.

## 5 Literaturverzeichnis

ALLPORT, GORDON (1935): Attitudes. In: MURCHISON, CARL (Hg.): Handbook of Social Psychology. Worcester, MA, US: Clark University Press, 798–844.

ALLPORT, GORDON (1954): The historical background of modern social psychology. In: LINDZEY, GARDNER (Hg.): Handbook of social psychology. Band 1. Cambridge: Addison-Wesley, 3–56.

AMMON, ULRICH (1972): Dialekt, soziale Ungleichheit und Schule. Weinheim: Beltz Verlag.

AMMON, ULRICH (1995): Die deutsche Sprache in Deutschland, Österreich und der Schweiz. Das Problem der nationalen Varietäten. Berlin/New York: de Gruyter.

AMMON, ULRICH (2004): Pluricentric and Divided Languages / Plurizentrische und geteilte Sprachen. In: AMMON, ULRICH / DITTMAR, NORBERT / MATTHEIER, KLAUS J. / TRUDGILL, PETER: Sociolinguistics. Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch. 2. Auflage. 2. Teilband. Berlin, New York: de Gruyter, 1536–1543.

ANDERS, CHRISTINA / HUNDT, MARKUS / LASCH, ALEXANDER (Hg.) (2010): Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie. Berlin / New York: de Gruyter.

BURKART, ROLAND (2002): Kommunikationswissenschaft. Grundlagen und Problemfelder. Umriss einer interdisziplinären Sozialwissenschaft. 4., überarbeitete und aktualisierte Auflage. Wien/Köln/Weimar: Böhlau.

BUSCH, BRIGITTA (2010): Die Macht präbabylonischer Phantasien. Ressourcenorientiertes sprachbiographisches Arbeiten. In: Zeitschrift für Literaturwissenschaft und Linguistik 40, 58–82.

BUBMANN, HADUMOD (2002): Lexikon der Sprachwissenschaft. 3., aktualisierte und erweiterte Auflage. Stuttgart: Kröner.

CASPER, KLAUDIA (2002): Spracheinstellungen. Theorie und Messung. Heidelberg: Books on Demand GmbH.

DAXL, ANNA-KATHARINA / HOLZINGER, CLARA (2016): Positionierungen von NMS-Lehrkräften im Umgang mit sprachlicher Heterogenität. Masterarbeit. Universität Wien.

DE CILLIA, RUDOLF (1997): “I glaub, daß es schon richtig ist, daß der österreichische Dialekt do muaß i sogn, erholt bleibt.“. Einstellungen der ÖsterreicherInnen zu ihrem Deutsch. In:

MUHR, RUDOLF / SCHRODT, RICHARD (Hg.): Österreichisches Deutsch und andere nationale Varietäten plurizentrischer Sprachen in Europa. Wien: 116–126.

DITTMAR, NORBERT (1996): Soziolinguistik. Heidelberg: Gross.

EBNER, JAKOB (1989): Dialekt und Deutschunterricht in Oberösterreich. In: LACHINGER, JOHANN / SCHEURINGER, HERMANN / TATZREITER, HERBERT (Hg.): Sprache und Dialekt in Oberösterreich. Vorträge der 1. Arbeitstagung am 13. und 14. Mai 1988 in Schloss Zell an der Pram. Linz: Landesverlag. 166–179.

ENDER, ANDREA / KAISER, IRMTRAUD (2009): Zum Stellenwert von Dialekt und Standard im österreichischen und Schweizer Alltag – Ergebnisse einer Umfrage. In: Zeitschrift für germanistische Linguistik, Band 37, Heft 2, 266–295.

FERGUSON, CHARLES / GUMPERZ, JOHN J. (Hg.) (1960): Linguistic diversity in South Asia: Studies in regional, social and functional variation. Bloomington: Indiana University.

FRANCESCHINI, RITA (2001): Sprachbiographien randständiger Sprecher. In: FRANCESCHINI, RITA (Hg.). Biographie und Interkulturalität. Diskurs und Lebenspraxis. Tübingen: Stauffenburg, 111–125.

GARRETT, PETER (2010): Attitudes to language. Cambridge [u. a.]: Cambridge Univ. Press. (Key Topics in Sociolinguistics).

GLAUNINGER, MANFRED M. (2015): (Standard-)Deutsch in Österreich im Kontext des gesamtdeutschen Sprachraums. Perspektiven einer funktional dimensionierten Sprachvariationstheorie. In: LENZ, ALEXANDRA / GLAUNINGER, MANFRED M. (Hg.): Standarddeutsch im 21. Jahrhundert. Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Göttingen: V&R unipress (= Wiener Arbeiten zur Linguistik 1), 11–58.

GOLDGRUBER, BARBARA ELISABETH (2011): Einstellungen zu Dialekt und Standardsprache in Österreich. Eine empirische Untersuchung in Graz und Wien. Wien: Diplomarbeit.

GOOSSENS, JAN (1977): Deutsche Dialektologie. Berlin / Boston: de Gruyter.

GUMPERZ, JOHN J. (1982): Discourse Strategies. Cambridge: Cambridge Univ. Press.

HELBIG, GERHARD (1990): Entwicklung der Sprachwissenschaft seit 1970. Lizenzausgabe der 2. unveränderte Auflage. Opladen: Westdeutscher Verlag.

HOCHHOLZER, RUPERT (2004): Konfliktfeld Dialekt. Das Verhältnis von Deutschlehrerinnen und Deutschlehrern zu Sprache und ihren regionalen Varietäten. Regensburg: edition vulpes.

- HUNDT, MARKUS (2010): Bericht über die Pilotstudie „Laienlinguistische Konzeptionen deutscher Dialekte“. In: ANDERS, CHRISTINA / HUNDT, MARKUS / LASCH, ALEXANDER (Hg.): *Perceptual Dialectology. Neue Wege der Dialektologie*. Berlin / New York: de Gruyter, 179–220.
- IGL, PETER (1989): Dialekt im Unterricht – Beispiel Bayern. In: LACHINGER, JOHANN / SCHEURINGER, HERMANN / TATZREITER, HERBERT (Hg.): *Sprache und Dialekt in Oberösterreich. Vorträge der 1. Arbeitstagung am 13. und 14. Mai 1988 in Schloss Zell a. d. Pram. Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich. Folge 1: Linz: Landesverlag (= Schriften zur Literatur und Sprache in Oberösterreich 1) 118–124.*
- JÄGER, SIEGFRIED (1971): Sprachnorm und Schülersprache. Allgemeine und regional bedingte Abweichungen von der kodifizierten hochsprachlichen Norm in der geschriebenen Sprache bei Grund- und Hauptschülern. In: MOSER, HUGO (Hg.): *Sprache und Gesellschaft. Beiträge zur soziolinguistischen Beschreibung der deutschen Gegenwartssprache. Jahrbuch 1970*. Düsseldorf: Schwann, 166–233.
- KLOSS, HEINZ (1952): *Die Entwicklung neuer germanischer Kultursprachen von 1800 bis 1950*. München: Pohl.
- KLOSS, HEINZ (1976): Abstandsprachen und Ausbausprachen. In: GÖSCHEL, JOACHIM / NAIL, NORBERT / VAN DER ELST, GASTON (Hg.): *Theorie des Dialekts*. Wiesbaden: Franz Steiner Verlag (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 16) 301–322.
- KÖNIG, KATHARINA (2014): *Spracheinstellungen und Identitätskonstruktion. Eine gesprächsanalytische Untersuchung sprachbiographischer Interviews mit Deutsch-Vietnamesen*. Berlin: de Gruyter (= Empirische Linguistik / Empirical Linguistics 2).
- KROISENBRUNNER, SABRINA (2014): *Dialekt in Salzburger Kindergärten. Eine Untersuchung zur Einstellung ausgewählter Salzburger KindergartenpädagogInnen*. Wien: Masterarbeit.
- LENZ, ALEXANDRA N. (2003): *Struktur und Dynamik des Substandards. Eine Studie zum Westmitteldeutschen. (Wittlich/Eifel)*. Stuttgart: Franz Steiner Verlag. (= Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik. Beihefte 125).
- LICHTENEGGER, LISA (2015): *Linzer Kinder zwischen „Dialekt“ und „Hochdeutsch“*. Eine Untersuchung der Spracheinstellungen von Müttern. Wien: Diplomarbeit.
- LINKE, ANGELIKA / NUSSBAUMER, MARKUS / PORTMANN, PAUL R. (Hg.) (2004): *Studienbuch Linguistik*. 5., erweiterte Auflage. Tübingen: Max Niemeyer (Reihe Germanistische Linguistik 121).

- LÖFFLER, HEINRICH (2003): Dialektologie. Eine Einführung. Tübingen: Gunter Narr Verlag.
- LÖFFLER, HEINRICH (2016): Germanistische Soziolinguistik. 5., neu bearbeitete Auflage. Berlin: Erich Schmidt Verlag (= Grundlagen der Germanistik 28).
- MATTHEIER, KLAUS J. (1983): Der Dialektsprecher und sein Sprachgebrauch: Auswirkungen und Bedeutung für den Sprachwandel. In: BESCH, WERNER / KNOOP, ULRICH / PUTSCHKE, WOLFGANG / WIEGANG, HERBERT ERNST (Hg.): Dialektologie. Ein Handbuch zur deutschen und allgemeinen Dialektforschung. 2. Halbband. Berlin / New York: de Gruyter (= HSK 2.2) 1454–1468.
- MATTHEIER, KLAUS J. (2004): Dialektsoziologie / Dialect Sociology. In: AMMON, ULRICH / DITTMAR, NORBERT / MATTHEIER, KLAUS J. / TRUDGILL, PETER: Sociolinguistics. Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch. 2. Auflage. 2. Teilband. Berlin / New York: de Gruyter, 1436–1546.
- MAYRING, PHILIPP (2010): Qualitative Inhaltsanalyse: Grundlagen und Techniken. Weinheim: Beltz.
- MOOSMÜLLER, SYLVIA (1988): Dialekt ist nicht gleich Dialekt: Spracheinschätzung in Wien. In: Wiener linguistische Gazette 40–41, 55–88.
- MOOSMÜLLER, SYLVIA (1991): Hochsprache und Dialekt in Österreich. Soziophonologische Untersuchungen zur ihrer Abgrenzung in Wien, Graz, Salzburg und Innsbruck. Wien / Köln / Weimar: Böhlau Verlag.
- NIEBAUM, HERMANN / MACHA, JÜRGEN (2014): Einführung in die Dialektologie des Deutschen. 3., überarbeitete und erweiterte Auflage. Berlin, Boston: de Gruyter (= Germanistische Arbeitshefte 37).
- OPPENHEIM, BRAM (1982): An exercise in attitude measurement. In: BREAKWELL, GLYNIS [u. a.] (Hg.): Social Psychology: A Practical Manual. London: Macmillan Press, 38–56.
- ORTNER, LEONIE SOPHIE (2017): ‚Dialekt‘ als (Komponente der) Lehrerinnensprache. Eine Spracheinstellungs- und Sprachwahrnehmungsstudie unter Pädagoginnen an Linzer und Innviertler Volksschulen. Diplomarbeit. Universität Wien.
- PATOCKA, CHRISTA (1986): Sprachgebrauch und Spracheinschätzung in Österreich. Eine Auswertung von Fragebögen. Wien: Diplomarbeit.

- PAUL, INGWER (2003): Subjektive Sprachtheorien von Lehrenden und Lernenden. In: BREDEL, URSULA [u. a.] (Hg.): Didaktik der deutschen Sprache. Ein Handbuch. 2. Teilband. Paderborn, München, Wien, Zürich: Schöningh, 650–657.
- PAVLENKO, ANETA (2007): Autobiographic Narratives as Data in Applied Linguistics. In: Applied Linguistics 28, 163–188.
- PRESTON, DENNIS R. (1999): Introduction. In: PRESTON, DENNIS R. (Hg.): Handbook of Perceptual Dialectology. Amsterdam [u. a.]: Benjamins, xxiii–xl.
- PRESTON, DENNIS R. (2004): Perceptual Dialectology / Perzeptive Dialektologie. In: AMMON, ULRICH / DITTMAR, NORBERT / MATTHEIER, KLAUS J. / TRUDGILL, PETER: Sociolinguistics. Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch. 2. Auflage. 2. Teilband. Berlin / New York: de Gruyter, 1683–1696.
- RENSINK, W. G. [1955] (1999): Dialectindeling naar opgaven van medewerkers. In: Mededelingen der centrale commissie voor onderzoek van het nederlandse volkseigen 7, 20–3 (übersetzt als: Informant classification of dialects. In: PRESTON (Hg.) 1999, 3–7).
- SCHEURINGER, HERMANN (1991): Der Sprachatlas von Oberösterreich – ein Sprachatlas für Oberösterreich. In: Oberösterreichische Heimatblätter 45, 345–354. URL: <http://old.stifterhaus.at/upload/content/download///ooehbl.pdf> [letzter Zugriff: 21.02.2018]
- SCHEUTZ, HANNES (1995): Ein Handbuch zur Dialektologie. In: Beiträge zur Geschichte der deutschen Sprache und Literatur (PBB), Jahrgang 1995, Heft 117, 18–39.
- SCHEUTZ, HANNES (2005): Dialektologie / Dialectology. In: AMMON, ULRICH / DITTMAR, NORBERT / MATTHEIER, KLAUS J. / TRUDGILL, PETER: Sociolinguistics. Soziolinguistik. Ein internationales Handbuch. 2. Auflage. 2. Teilband. Berlin, New York: de Gruyter, 879–891.
- SCHMIDLIN, REGULA (2011): Die Vielfalt des Deutschen: Standard und Variation. Gebrauch, Einschätzung und Kodifizierung einer plurizentrischen Sprache. Berlin/Boston: de Gruyter (= Studia linguistica Germanica 106).
- SCHMIDT, JÜRGEN ERICH / HERRGEN, JOACHIM (2011): Sprachdynamik. Eine Einführung in die moderne Regionalsprachenforschung. Berlin: Erich Schmidt Verlag (= Grundlagen der Germanistik 49).
- SCHRÖDER, SASKIA (2017): Fazit. In: HUNDT, MARKUS / PALLIWODA, NICOLE / SCHRÖDER, SASKIA (Hg.): Der deutsche Sprachraum aus der Sicht linguistischer Laien. Ergebnisse des Kieler DFG-Projektes. Berlin / Boston: De Gruyter Mouton, 263–267.

SCHULYOK-SCHOPP, MICHAELA (2013): Dialektverwendung in der Schule. Ein Vergleich zwischen Privatschule und öffentlicher Schule. Diplomarbeit. Universität Wien.

SIEBENHAAR, BEAT (2000): Sprachvariation, Sprachwandel und Einstellung. Der Dialekt der Stadt Aarau in der Labilitätszone zwischen Zürcher und Berner Mundartraum. Stuttgart: Franz Steiner Verlag (Zeitschrift für Dialektologie und Linguistik, Beihefte 108).

SOUKUP, BARBARA (2015): Zum Phänomen 'Speaker Design' im österreichischen Deutsch. In: LENZ, ALEXANDRA N. / GLAUNINGER, MANFRED M. (Hg.), Standarddeutsch im 21. Jahrhundert – Theoretische und empirische Ansätze mit einem Fokus auf Österreich. Göttingen: V&R, 59–79.

SOUKUP, BARBARA (2009): Dialect use as interaction strategy. A sociolinguistic study of contextualization, speech perception, and language attitudes in Austria. Dissertation. Georgetown University. Washington D.C.

SPODAREVA, MARTINA (2002): Geschlechtsspezifische Dialektkompetenz, Dialektgebrauch und Dialekteinstellungen von Schülern (anhand von Untersuchungen in Österreich und Norddeutschland). In: LEEUWEN-TURNOVCOVÁ, JIŘINA VAN / WULLENWEBER, KARIN / DOLESCHAL, URSULA / SCHINDLER, FRANZ (Hg.): Gender-Forschung in der Slawistik. Beiträge der Konferenz Gender - Sprache - Kommunikation - Kultur, 28. April bis 1. Mai 2001, Institut für Slawistik, Friedrich Schiller-Universität Jena. Wien: Gesellschaft zur Förderung slawistischer Studien (= Wiener Slawistischer Almanach 55) 107–120.

STABINGER, ANTONIA (2012): Dialekt und Sympathie. Gegenseitige Wahrnehmung und subjektive Einschätzung sprachlicher Varietäten im deutschen Sprachraum. Diplomarbeit. Universität Wien.

STEINEGGER, GUIDO (1998): Sprachgebrauch und Sprachbeurteilung in Österreich und Südtirol. Ergebnisse einer Umfrage. Frankfurt am Main [u. a.]: Lang (= Schriften zur deutschen Sprache in Österreich 26).

STEINKELLNER, SARAH (2016): Spracheinstellungen und Mobilität. Eine empirische Studie am Beispiel des mittleren Burgenlandes. Wien: Diplomarbeit.

TOPHINKE, DORIS (2002): "Lebensgeschichte und Sprache. Zum Konzept der Sprachbiografie aus linguistischer Sicht". In: KIRSTEN ADAMZIK / EVA ROOS (Hg.): Biografie linguistische – Biographies langagières- Biografias linguistica- Sprachbiografien. Bulletin vals-alsa 76, 1–14.

TOPHINKE, DORIS / ZIEGLER, EVELYN (2006): Aber bitte im Kontext: Neue Perspektiven in der dialektologischen Einstellungsforschung. In: VOESTE, ANJA / GESSINGER, JOACHIM (Hg.): Dialekt im Wandel. Perspektiven einer neuen Dialektologie. Duisburg: Universitätsverlag, 203–222. (= Osnabrücker Beiträge zur Sprachtheorie 71).

WEIJNEN, ANTONIUS A. (1946): De grenzen tussen de Oost-Noordbrabantse dialecten onderling. [The borders between the dialects of eastern North Brabant]. In: WEIJNEN, A. A. / RENDERS, J. M. / VAN GINNEKEN, J. (Hg.): Oost-Noordbrabantse dialectproblemen [Eastern North Brabant dialect problems]. Bijdragen en Mededelingen der Dialectencommissie van de Koninklijke Nederlandse Akademie van Wetenschappen te Amsterdam 8, 1–15.

WIESINGER, PETER (1988): Die sprachsoziologischen Verhältnisse in Österreich. Vorläufige Ergebnisse einer Umfrage. In: Jahrbuch für internationale Germanistik 20, 71–81.

WITTIBSCHLAGER, ANJA (2016): Im Dialekt fühlen sich meine Schülerinnen und Schüler zuhause. Eine Untersuchung des Stellenwertes des Dialekts in österreichischen Volksschulen. Diplomarbeit. Universität Wien.

## 5.1 Onlinequellen

Adalbert-Stifter-Institut des Landes Oberösterreich / StifterHaus – Literatur und Sprache in OÖ (2016): Oberösterreich im bairischen Dialektraum.

<http://stifterhaus.at/forschung/sprachforschung/sprachraum/bairisch/>

[letzter Zugriff: 26.03.2018]

BUSCH, BRIGITTA (2011): Biographisches Erzählen und Visualisieren in der sprachwissenschaftlichen Forschung. In: ÖDaF-Mitteilungen 2.

[https://heteroglossia.net/fileadmin/user\\_upload/busch\\_2011\\_ODaF.pdf](https://heteroglossia.net/fileadmin/user_upload/busch_2011_ODaF.pdf)

[letzter Zugriff: 26.03.2018]

DEPPERMAN, ARNULF (2013): Interview als Text vs. Interview als Interaktion. In: Forum: Qualitative Social Research, 01 September 2013, Vol. 14, No. 3.

<http://www.qualitative-research.net/index.php/fqs/article/view/2064/3584>

[letzter Zugriff: 26.03.2018]

ENZENDORFER, ANDREA: Die Pyhrn-Eisenwurzten.

<http://www.kidsnet.at/Sachunterricht/ooe/pyhrn.htm>

[letzter Zugriff: 26.03.2018]

Land Oberösterreich.

<https://www.land-oberoesterreich.gv.at/147155.htm>

[letzter Zugriff: 26.02.2018]

MAXQDA. Software für die Qualitative Datenanalyse.

<https://www.maxqda.de>

[letzter Zugriff: 23.04.2018]

SOUKUP, BARBARA (2008): Zur Wechselbeziehung zwischen Sprachgebrauch und Spracheinstellung in Österreich. 36. Österreichische Linguistiktagung. 5. – 8. Dezember 2008. Wien.

[http://homepage.univie.ac.at/barbara.soukup/%D6LT%20paper%202008\\_post.pdf](http://homepage.univie.ac.at/barbara.soukup/%D6LT%20paper%202008_post.pdf)

[letzter Zugriff: 26.03.2018]

## 6 Abbildungsverzeichnis

|                                                                                                                               |    |
|-------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------------|----|
| Abbildung 1: „Administrative Gliederung“ (Land Oberösterreich [Online])                                                       | 16 |
| Abbildung 2: „Die Pyhrn-Eisenwurzen“ (ENZENDORFER [Online])                                                                   | 16 |
| Abbildung 3: „Gliederung des bairischen Dialektraums“ (Adalbert-Stifter-Institut [Online])                                    | 17 |
| Abbildung 4: „Geografie der Dentalschwächung am Beispiel des Wortes Kette“ (Adalbert-Stifter-Institut [Online])               | 18 |
| Abbildung 5: „Basisdialektale Verteilung von h- und s-Anlaut im Plural des Verbs ‚sein‘“ (Adalbert-Stifter-Institut [Online]) | 18 |
| Abbildung 6: „Sprachwirklichkeitsmodell“ (LÖFFLER 2016: 79)                                                                   | 28 |
| Abbildung 7: „Sprachbiografie“ (TOPHINKE 2002: 2)                                                                             | 49 |

## 7 Anhang

### 7.1 Transkripte der Interviews

#### 1 Interview B1

2 I: Also fangen wir mal so an, wie du / wo du geboren bist und wann du geboren bist.

3 B1: Ich bin in der <Adresse>, <Ort im Steyrtal> / von / ich / elf Kinder waren wir. Meine  
4 Eltern waren Bauern, kleine Bauern zuerst, dann haben sie halt noch mehr dazugekauft. Ich  
5 bin, warte, da muss ich jetzt zählen (...) <Person>, vier sind /. Ich bin das fünfte Kind von  
6 elf Kindern. Die anderen sind noch hinter mir. Und ich habe sieben Jahre die Volksschule  
7 in <Ort im Steyrtal> besucht. Weil ich bin eine Späte, ich bin im September geboren, jetzt  
8 hab ich erst mit sieben Jahren zum Schulegehen angefangen. Jetzt durch das hab ich nur  
9 sieben Jahre. Normal hast du ja acht Jahre. Aber ich habe nur sieben Jahre, die habe ich  
10 vollständig abgeliefert. Und mein Ding in der Schule, mein bestes Ding war Rechnen. Da  
11 war ich immer mit einem Burschen / und ich, wir zwei sind die besten von der, immer von  
12 der Klasse gewesen. Gezeichnet habe ich gut, Deutsch war ich nicht so gut, aber das hat  
13 keine Rolle gespielt.

14 I: Es ist ein jeder anders, alle sind verschieden.

15 B1: Ja ja, ein jeder hat einen guten und einen schlechten / Und wir haben eine Stunde in die  
16 Schule gehabt, weil wir so weit weg waren von / Da hat es kein Ding nicht gegeben, keinen  
17 Bus oder irgendwas noch. Indem meine Eltern so viele Kinder gehabt haben, haben wir  
18 sparen müssen.

19 I: Ja, ist eh klar.

20 B1: Dann bin ich nach der Schule, bin ich zwei Jahre daheim gewesen im Elternhaus, hab  
21 ich mithelfen, bei den Bauern mithelfen müssen. Dann bin ich fünf Jahre wieder bei einem  
22 kleinen Bauern gewesen. Und der hätte mir sogar das Haus geschenkt. Aber weil da hätte  
23 ich einen heiraten müssen (lacht), der was schon drei Kinder gehabt hat. Mit dem war der  
24 Bauer / sie / ich war ja fast als wie ihr Kind, weil sie keine Kinder gehabt haben. Aber mit  
25 dem ist der recht gut gewesen und da hätte ich einen heiraten sollen. Und der hat eh schon  
26 eine Freundin gehabt und schon drei Kinder. Und das hat mich nicht in/, ich meine, ich habe  
27 ihn gern gemocht, weil er sehr viel bei uns war, aber mich hat das nicht interessiert, weil ich  
28 suche mir meinen Partner selber aus.

29 I: Ja sicher. Das wäre ja noch das Beste (lacht).

30 B1: So, dann bin ich weg, dann bin ich drei Jahre in der Fabrik gewesen, da war ich  
31 Schreiberin.

32 I: Welche Fabrik?

33 B1: Ähm <Haushaltsware>, beim <Name>. <Fabrik für Haushaltswaren>, nicht? Eigentlich  
34 <Haushaltsware> haben sie gemacht. Und da war ich Schreiberin, weil ich recht eine schöne  
35 Schrift gehabt habe, das noch dazu.

36 I: Ja, das weiß ich eh. (lacht)

37 B1: (lacht) Und dann, was war dann? So dann, unter der Zeit hab ich geheiratet. Dann ist  
38 der <Person> auf die Welt gekommen. Dann bin ich daheim geblieben. Und mein Mann  
39 wollte UNBEDINGT, dass ich / wie sie danach schon größer waren, weil ja die zwei Söhne  
40 so schnell hintereinander gehabt habe, die waren nur 19 Monate auseinander / Dann wie es  
41 soweit gewesen wäre, dass sie in den Kindergarten hätten gehen können, habe ich schon  
42 einen Posten gehabt in einer Putzerei in <Ort im Steyrtal>, mit der Frau war ich recht gut.  
43 Und da hätt ich die Kinder, die Kinder hätte ich hinbringen können in der Früh. Und die  
44 Putzerei ist da jetzt wo, jetzt das <örtlicher Verein> ist. Da hätte ich, und das wäre so schön  
45 gegangen / Um zwölf hätte ich aufgehört und dann hätte ich die zwei Buben wieder holen  
46 können. Aber leider, mein Mann hat gesagt, du bleibst bei deinen Kindern. Ist auch in  
47 Ordnung gewesen so. Naja, und dann ist der <Person> schon in die zweite Klasse gegangen,  
48 in die erste Klasse gegangen. Dann hab ich es nicht mehr ausgehalten, dass ich immer  
49 daheim bin und ich wollte ja selber ein Geld. Ich meine, ich habe genug bekommen von  
50 meinem Mann, aber ich wollte ja selber / was ich selber verdiene. Dann bin ich bei einem  
51 <Unternehmer> (...) sechs Jahre Mausmädchen, na was Hausmädchen, Wirtschafterin  
52 gewesen. Da habe ich gekocht, habe ich vier Kinder betr/ noch dazu betreut. Und meine  
53 Söhne, der <Person>, den <Person> habe ich mitgenommen / Und den <Person>/, den habe  
54 ich bei der Früh gleich mitgenommen und den <Person>, der hat danach nach der Schule zu  
55 mir kommen können, weil bei dem <Unternehmer>, der Bub, der ist mit dem <Person>  
56 gegangen. Und die waren dann schon immer bei mir, weil die Partnerschaft  
57 auseinandergegangen ist bei dem <Unternehmer>. Jetzt sind die Kinder mehr schon bei mir  
58 gewesen, die vier, eigentlich die dritte, ah die vierte, die ist in einem, schon im Gymnasium  
59 gewesen und ist in einem Hort gewesen. Aber drei waren immer bei mir. Und das kleinere  
60 Dirndl, das ist noch in den Windeln gelegen, wie ich da /

61 I: Ist auch viel Arbeit gewesen sicher.

62 B1: Da habe ich SEHR viel, ich muss ehrlich sagen, wir haben ja daheim Haus gebaut / Jetzt  
63 wenn ich heimgekommen bin, meistens habe ich um vier, fünf aufhören können, dann habe  
64 ich mit dem <Person> Aufgabe gemacht, da habe ich mich dazugesetzt, weil ich mir gedacht  
65 habe, dass ich die Kinder, dass ich sie nicht vernachlässige. Und der <Person> hat ein  
66 bisschen mehr gebraucht. Der <Person> hat ja danach schon mitgelernt schon, der hat ja  
67 schon alles auswendig können dann. Wie er in die erste Klasse gegangen ist, sagt einmal die  
68 Frau Lehrer zu mir „Frau <Nachname>, lernen Sie ihm nicht so viel.“, sag ich „Wieso?“,  
69 sagt sie „Wenn wir lesen, der kann alles, der kann schon alles.“ Ja sag ich „Und warum?“  
70 Weil ich hab mit dem <Person>, sagen wir, oft / ich weiß nicht was da drin gestanden ist in  
71 der ersten Klasse „Ich, du, er, sie, es“ und irgendso halt alles. Der hat alles schon gekonnt.  
72 Der hat den anderen schon alles miterzählt.

73 I: Ja, darum ist er so ein gescheiter Bub geworden (lacht).

74 B1: (lacht) Faul, aber faul. Na, und dann hat die Frau Lehrer gesagt, ich soll ihm nicht so  
75 viel / Sag ich, ich kann nichts dafür, sag ich, ich habe ja / wir tun in der Küche da Aufgabe  
76 machen und da ist der Bub neben meiner.

77 I: Na sicher. Ist ja neugierig auch wahrscheinlich.

78 B1: Ja freilich. Der hat es ja nicht mehr erwarten können, dass er in die Schule gehen kann.  
79 Obwohl es dann eh anders geworden ist. Naja und dann hat der abgehaust, oder wie sagt  
80 man denn, in Konkurs gegangen ist der. Jetzt bin ich ein bisschen daheim gewesen und dann  
81 war ich noch sechs Jahre in der Apotheke.

82 I: Du hast eh viel getan.

83 B1: Ja, aber ich hätte es nicht müssen. Aber weißt du, das habe ich immer so getan /

84 I: // Aber du wolltest wahrscheinlich. //

85 B1: // Derweil mein Mann // in der Arbeit war. Und wir haben uns durch das auch das  
86 Hausbauen / Alle müssen ein Geld aufnehmen. Wir haben nichts aufgenommen. Wir haben  
87 alle Jahre so viel getan, was wir Geld zusammengebracht haben. Und ich habe immer dazu  
88 so viel verdient, dass ich drei, vier Wochen / Das, was wir zum Leben gebraucht haben, habe  
89 ich selber verdient. Und jetzt ist dem Papa sein Geld alles alleweil ins Haus gegangen. Ich  
90 meine, es war ja wirklich schön. Wir haben uns wirklich / Und wir haben uns trotzdem

91 eigentlich / Wir sind viel unterwegs gewesen. Nicht direkt so eine ganze Woche, aber wir  
 92 sind alle Wochenenden fort gewesen.

93 I: Ja, das kostet auch ein Geld.

94 B1: Das hat ein Geld gekostet. Aber ist ja wurst. Aber wir haben sehr viel gesehen, und die  
 95 Buben auch. Und naja, und dann, was war danach? Nach der / dann bin ich / hab ich  
 96 Putzsachen auch noch / Dann habe ich noch gehabt, nach dem / Nein, da war ich noch in der  
 97 Apotheke, da habe ich noch / für eine Versicherung bin ich ein paar Jahre kassieren  
 98 gegangen. (...) Ich bin ja nie daheim gewesen. Ich sage es ehrlich, einer Seite / Dann zum  
 99 Wochenende, wenn eine Hochzeit war beim <Gastwirtschaft>, bin ich von sechs in der Früh  
 100 bis zwei bei der Nacht, bin ich im Gasthaus gewesen. Und der Papa hat um die Buben  
 101 umgeschaut. Aber wir haben immer so viel Geld gehabt, dass wir nie jammern haben  
 102 brauchen.

103 I: Ja, weil ihr viel getan habt.

104 B1: Und gestern hat auch meine Schwägerin gesagt, hat sie / „Ihr seid die ersten, die was  
 105 ein Auto kaufen haben können.“ Obwohl es klein war. Aber wir haben gleich beim  
 106 Hausbauen, auch noch dazu, ein Auto kaufen können, was andere nicht tun haben können.  
 107 Und nach zehn Jahren sind wir fertig gewesen. Haben wir schon wieder den nächsten Grund  
 108 gekauft. Der hat eine Menge Geld gekostet. // Der hat 245.000 //

109 I: // Ja, der da drüben, oder? //

110 B1: Schilling gekostet. Und da waren eben die Buben beide noch nicht großjährig, weißt du,  
 111 noch nicht 18 oder 21, ich weiß nicht, wie das war damals. Naja, jetzt hat er mir gehört.  
 112 Zehn Jahre hat er mir gehört, das Grundstück. Das hat mein Mann so gemacht, weil er ja  
 113 älter war als wie ich. Hat er gesagt, Mutti, du lebst länger (lacht). Mein Mann hat immer so  
 114 eine Anschauung gehabt und er hat IMMER, das muss ich sagen, er hat immer gesagt „Du,  
 115 pass auf dich auf, weil eine Mutter brauchen die Kinder dringender als einen Papa. Und es  
 116 ist auch so gewesen. Und einmal, das weiß ich, da ist er arbeiten gegangen, Bus hinunter.  
 117 Rennt er nochmal zurück, läutet. Sag ich „Was ist denn?“, sag ich, sagt er „Bitte pass auf  
 118 die Buben auf, weil, da sind sie immer baden gegangen / sagt er „Weil mir hat heute Nacht  
 119 geträumt von einem Tod. Dass den Buben nichts passiert, beim Baden oder bei was oder  
 120 wenn sie mit dem Bus fahren. Und wirklich wahr, und in der Früh um sechs / Das war um  
 121 fünf und um sechs in der Früh erfähr ich es, dass mein Bruder mit 39 Jahren gestorben ist.  
 122 (...) Ja, von der <Person>

123 I: Ja ja. Aber das mit dem Traum ist arg.

124 B1: Den hat das geträumt. Mein Mann hat / aber nicht vom <Person>, nicht von ihm, aber  
 125 nur von einem Tod. Und da hat / und da war er / weil seine Buben waren ja für meinen Mann  
 126 alles. Obwohl er ein strenger Vater war, aber das war seine Heiligkeit, die zwei halt. Wie es  
 127 halt oft, öfters / Wie du bei dir, bei deinem Papa ist. Du bist ja auch seine Heiligkeit (lacht).  
 128 Naja, so ist das halt gewesen.

129 I: Ja /

130 B1: Und dann halt, naja, dann hab ich das Pech gehabt, dass ich nicht einmal 49 Jahre noch  
 131 war, da sind beide Buben in den <Fabrik in Steyr> gewesen und dann haben sie Ding  
 132 gemacht, beide miteinander den Werkmeister. Das hat zwei Jahre gedauert, weißt du, in der  
 133 Abendschule. Und die Buben, musst dir vorstellen, die gehen nicht gleich heim nachher oder  
 134 fahren nicht gleich heim und dann erfahren sie es, dass ich im Krankenhaus und dass ich  
 135 gerade um's Hinüberkippen bin. Dann bin ich SIEBZEHN Tage, da lüge ich nicht, im Bett  
 136 gelegen ohne jede Berührung, nur am Rücken so. Und gar nichts / Ich habe ein bisschen ein  
 137 Supperl haben sie mit eingeflößt, ich habe nicht aufstehen dürfen, gar nichts, bin in der  
 138 Intensiv gelegen. Das war ein großer Schock für alle. Weil der <Person> hat da schon  
 139 gebaut. Jetzt habe ich mir eh gedacht, jetzt bräuchte er mich so notwendig zum Kochen, weil  
 140 er hat ja keine Frau noch nicht gehabt.

141 I: Ja, aber ich glaube, das war das wenigste Problem, dass er dich für's Kochen braucht.

142 B1: Mein MANN hat gekocht für sie, 15 / Einmal haben, wie sie das Dach oder was  
 143 bekommen haben, da waren einmal 15 Leute da, da hat er gekocht, mein Mann, hat immer  
 144 für alle gekocht.

145 I: Boa, brav.

146 B1: Dann war ich neun Wochen nicht / da war ich danach neun Wochen nicht daheim. Das  
 147 ist schon eine große / sagen wir, für eine Hausfrau furchtbar. Weil ich habe ja alles getan.  
 148 Ich habe meinem Mann das Brot geschmiert, ich habe dem <Person> das Brot geschmiert  
 149 und das Frühstück hergerichtet und dann ist am Schlag keine Oma, ist keine Mama nicht  
 150 mehr da. Und aber, das ist recht schön gegangen. Mein Mann hat die Böden gemacht, da  
 151 sind wir oben gewesen, hat die Böden gemacht, gesaugt und gewischt und der <Person> hat  
 152 abgestaubt. Weil das hat mein Mann nicht gekonnt, das muss ich sagen (lacht). Das hat der,  
 153 da war der <Person> Und die <Person> ist schon mit, ist / sagen wir, der <Person> und die  
 154 <Person> haben schon da herunter gewohnt, aber nicht gan/ nicht direkt. Da aber, so halt

155 so, wenn man halt einen Partner hat und der was öfter da ist. Und die <Person> hat  
156 gewaschen und gebügelt, das hat sie schon / Und, naja, dann siehst du es eh, die nächste  
157 Generation warst du schon. (...) Und dann bin ich, warte einmal, das ist 88, ich war / 87 ist  
158 das bei mir gewesen und 88 ist dann schon die <Person> auf die Welt gekommen. Jetzt habe  
159 ich mir gedacht, mein Gott, die <Person> will wieder arbeiten gehen. Ich kann das / Ich habe  
160 ja zwei Jahre nichts / maximal drei Kilo heben dürfen, nicht putzen gar / hätte ich nicht  
161 sollen. Aber die Böden hat alles mein Mann gemacht, Staub gesaugt, das hat alles mein  
162 Mann und ich habe nur gekocht. Er hat immer gesagt „Mutti, nur abwaschen, kochen ist mir  
163 auch wurst, nur abwaschen“ (lacht). das hat ihn überhaupt nicht gefreut. Aber ich habe es ja  
164 / er hat es ja müssen, nicht? Und dann hat er gesagt, wie ich, wie ich halt schon daheim war  
165 danach nach den neun Wochen, hat er gesagt „Ich verstehe dich nicht. Ich habe ein Häferl  
166 gehabt, du hast so viele.“ Der hat einen Eintopf gemacht und aus dem hat er heraus gegessen  
167 (lacht).

168 I: Hat er es sich ein bisschen leichter gemacht.

169 B1: Du, der hat sich so / Na, und ab und zu mal, meine Schwestern haben ihm schon ab und  
170 zu mal Knödel gemacht und irgendwas, weißt du, wo er / das muss ich schon sagen.

171 I: Was er, was halt auch ein bisschen schwerer ist. Das muss man halt können, muss man  
172 mal gelernt haben.

173 B1: Ja, aber umgekehrt wieder, kochen hat er eh alles können, das schon, aber umgekehrt  
174 wieder, er wollte ja auch / Du, die sind ja alle arbeiten gegangen, meine Schwestern auch.  
175 Da ist keine daheim gewesen. Die einzige <Person>. Ja aber die hat eh drei kleine / die hat  
176 die Kinder so schnell hintereinander gehabt. Da sind der <Person>, der war, ich glaube zehn  
177 Monate, ist die <Person> schon auf die Welt gekommen. Die ist sofort wieder schwanger  
178 gewesen (lacht). Die <Person> ist danach ein wenig später auf die Welt gekommen. Na und  
179 dann hat sie noch ein Ding gehabt / Dann hat sie ja noch vom <Person> seiner Schwester  
180 ein Dirndl auch gehabt, weil die Schwester war ledig, die hat keinen Mann gehabt und sie  
181 hat arbeiten gehen müssen, jetzt hat sie die <Person> aufgezogen. Die hat selber vier Kinder  
182 gehabt, die hätte man auch nicht haben können, ist ja ein logischer Fall. Du, und einmal sagt  
183 mein Mann „Ich frage die Omi“ meine Mama, sie hat gesagt „Weißt es eh, die Bäuerinnen,  
184 die alten, was glaubst du denn, ich kann ja doch nicht die Wirtschaft hinten lassen. Und die  
185 Kinder, das hätte er nie getan, dass er sie hinauf gegeben hätte, zum <Person>. Nein, sie  
186 waren / und da sind sie ja danach schon größer gewesen / die drei sind danach schön  
187 zusammengekommen.

188 I: Ja, Gott sei Dank.

189 B1: (lacht) Nein, ich meine, ich muss schon sagen, ich habe, einmal habe ich halt zum  
190 Schluss, bevor ich krank geworden bin, wie ich schon von der / habe ich drei, zwei  
191 Putzstellen, bei der <Person> habe ich 30 Jahre gebügelt und geputzt. Und ihre Kinder auch  
192 wieder, sagen wir, wenn sie in den Kindergarten / wie sie im Kindergarten waren, sie war  
193 Lehrerin. Sagt sie „<Ort>, heute ist der <Pers> oder der <Pers>“ irgend/ „krank, du könntest  
194 hinunterkommen.“ Na, die unseren waren eh schon weg, sag/ halt schon in der Sch/ in der  
195 Arbeit. Jetzt bin ich DA wieder den ganzen Tag unten gewesen. Oder ich habe sie mitgen/  
196 und dann waren sie alle Tage heroben, die zwei Buben, wieder zu / weil ja sie in der Arbeit  
197 war. Dann habe ich bei der Frau <Person>, das ist der, dem <Person> seine Oma gewesen  
198 von der Mutterseite. Die hat da drüben das Haus gehabt, eh neben euch. Da habe ich auch  
199 fünf Jahre geputzt. Dann haben / zuerst haben wir alle Tage, ah alle, nur an einem Freitag,  
200 alleweil, wenn ich gekommen bin, hat sie eine Liste gehabt, was sie die ganze Woche  
201 fortgefahren ist. Weil sie sich mit dem Apotheker und mit der Schieger/ ah, mit der Mutter,  
202 ah mit der Tochter / Wenn es irgendeinen Streit gegeben hat oder irgendwas, hat sie mir  
203 alles erzählt, habe ich sie wieder trösten müssen. So Seelsorgerin war / für die war ich  
204 wirklich eine Seelsorgerin. Die hat ihre ganzen, sagen wir, ihr ganzes Leid, immer mir  
205 geklagt. Und ich war halt für s/ da haben wir eine halbe Stunde oder eine Stunde sind wir  
206 zuerst gesessen. Sag ich „Frau, <Person>, ich muss ja, ich soll Ihnen ja das und das machen.“  
207 „Nein“ hat sie gesagt, „das Wichtigere ist, dass ich mich ausreden kann“.

208 I: Ist aber auch lieb irgendwie, oder?

209 B1: Sie war GANZ eine Liebe. Aber sie hat auch ihre / Sie war ein wenig, sie war eine  
210 Gnädige. Wie halt die sind. Ihr erster Mann war <Mediziner>, der ist schnell gestorben und  
211 der zweite war (...) irgendwo in einem <Behörde> angestellt. Und der ist aber auch schon  
212 gestorben, bevor sie hergezogen ist. (...) So, aber ich habe immer, wie ich sage, ich habe  
213 immer so viel Geld gehabt, was ich / Und dann habe ich auch dann so getan, das Geld, was  
214 ich dazuverdient habe, ich habe oft sechs-, siebentausend Schilling gehabt im Monat, wo  
215 ich es gar nicht gebrau/ für mich und für das Essen gar nicht gebraucht habe. Du, einmal  
216 sind wir nach Passau / wir sind im Frühling und im Herbst einmal nach Passau gefahren.  
217 Einmal hab ich dem <Person>, der wird es ja nicht mehr wissen, aber ich darf ihm es ja nicht  
218 sagen, weil dann sagt er, das ist nicht wahr, um siebentausend Schilling eingekauft für  
219 Weihnachten. Und das Geld hab ich schon alles gespart gehabt alleweil für Weihnachten,  
220 dass ich das einem jeden kaufen habe können. Da hab ich ihm Hosen / Einmal hat er sich

221 eingekleidet, Hose, Blouson, einen Schal, einen Pullover. Und beim <Person> habe ich  
 222 auch, aber nicht SO viel dem <Person>, hab ich, weil der hat damals schon gelernt / dem  
 223 <Person> habe ich auch alles gekauft, außer keinen Blouson nicht, das hat er sich dann  
 224 selber gekauft von seinem Geld.

225 I: Da haben sie aber eh schöne Weihnachten gehabt.

226 B1: Naja, du schau, Alexandra, ich tu, sagen wir, auch jetzt zu Weihnachten, ich meine,  
 227 nicht dass ich / aber ich gebe einem jeden einen Hunderter. Ich habe jetzt, jetzt brauche ich  
 228 schon einen Tausender für / (lacht)

229 I: Ja, sieben Tausend Schilling, wie viel sind denn das Euro? (...) Sind eh /

230 B1: Naja, das sind (...) eins (...) warte. Ein Euro sind (...) 14 (...) bin ich schon blöd.

231 I: Ja, wurst, auf jeden Fall viel Geld (lacht).

232 B1: Na, jetzt ist es eh schon ganz wurst. Ich habe es mir früher alleweil genau ausgerechnet,  
 233 aber jetzt ist es mir auch schon / Na, ist ja wurst. Aber schau, jetzt, ich denke mir jetzt, wenn  
 234 ich jetzt denen / weil der <Person> gebe ich auch immer wieder <Betrag>. Das sind fast  
 235 <Betrag> Schilling. (...) Du, jetzt habe ich zuerst euch Dirndln alle / So, die <Person> hat  
 236 zwar nicht das Geld zuerst / aber das <Ge>, das, da hat sie <Betrag> bekommen. Dann habe  
 237 ich ihr eine <Gegenstand> gekauft, da hat sie / <Betrag> habe ich dazu gegeben, Euro. Dann  
 238 habe ich, wie sie eingezo/ drüben eingezogen ist drinnen, einen <Gegenstand> / Ruft sie  
 239 mich an beim <örtlicher >, sagt sie „Oma, da hätten sie aber einen besseren, der kostet  
 240 <Betrag>.“ Zuerst hat sie gesagt, <Betrag>, haben wir ausgemacht. Naja, hat sie mich  
 241 angerufen, sage ich „Kauf es dir“, sag ich „ist ja ganz wurst“ sage ich „du, kauf dir was  
 242 Gescheites“, nicht, ist ja wurst. So und dann <Gegenstand> und dann hab ich ihr gekauft  
 243 (lacht) beim <Gegenstand> zuerst schon, habe ich, da habe ich <Betrag> dazu gegeben.  
 244 Dann habe ich zwei Jahre, habe ich ihr die <Gegenstand> gezahlt, weil sie noch in die Schule  
 245 gegangen ist in <Ort>. Weil der <Person> gesagt hat, ich darf ihr das <Gegenstand> nicht  
 246 schenken. Sagt er „Ich kann es mir nicht leisten“, weil die <Person> gerade da angefangen  
 247 hat mit ihrem / sagt sie „wir haben so viel Geld aufgenommen“, sage ich „<Person>, lass  
 248 das meine Sorge sein, das mache ich.“ Ich meine, ist ja wirklich wahr, ich habe / aber ich,  
 249 was soll denn ich mit dem Geld tun. Ich habe nicht so viel Pension, aber ich bringe nichts  
 250 an jetzt. Na, es ist ja so. Na schau, als wie die <Person>, ah die <Per> voriges Jahr, sagt sie  
 251 „Oma, ich bräuchte eine <Gegenstand>.“ (...) Obwohl die Schon <Betrag> gehabt hat. Sie  
 252 hat sich eh das <Gegenstand> gekauft um das Geld. Ist ja wurst. Weil ich tu mit einem jeden

253 gleich. Dann nicht, hab ich ihr / sag ich „Ja, ich kaufe sie dir“, nein, sag ich „Ich habe keine  
 254 alte“. Weil wenn ich eine alte <Gegenstand> habe, wenn ich eine, die gebe ich zurück. Und  
 255 wenn ich mir eine neue kaufe.

256 I: Ja, kriegst du ja auch wieder ein Geld dafür.

257 B1: Nein, da kriegst du gar nichts dafür.

258 I: Nicht? Ich habe mir gedacht, da kriegst du so eine kleine Dings.

259 B1: Nein, gar nichts. Wenn sie hin ist, dann / wenn sie irgendeinen Defekt hat / ob sie er  
 260 herrichtet oder nicht, das ist mir wurst.

261 I: Ach so, ich habe mir gedacht, das ist wie beim Auto. Dass man da noch noch was kriegt  
 262 (lacht).

263 B1: Nein nein, da kriegst du gar nichts. Du, auch beim Fernseher, du, da kriegst du nichts.  
 264 Du musst ja froh sein, dass du nichts zahlen brauchst, wenn sie /

265 I: Ja stimmt. Kostet ja auch was, das Verschrotten.

266 B1: Ja freilich. Wenn sie sie zurücknehmen. Und auf einmal sagt sie „Oma (säufzt)“, ruft  
 267 sie mich wieder an, sagt sie „ich möchte einen <Gegenstand>“. Sag ich „Okay, <Betrag>“  
 268 Voriges Jahr oder vor zwei Jahren habe ich ihr <Betrag> / So dann, jetzt sagt die <Person>  
 269 dann, die <Person> hat schon wieder <Betrag> gekriegt. (...) Weißt du /

270 I: (lacht) Da geht der Streit los.

271 B1: Nein, aber nicht, sie hat per /

272 I: Nein, ich weiß eh, ich weiß eh.

273 B1: Sie hat es ja per Gaudi gesagt. Nicht, da muss ich schon sagen / Weil ich bin so, und ich  
 274 sage es auch dem <Person>, wenn ich dem <Person> was gebe. Und dem <Person> sage  
 275 ich es, wenn ich dem <Person> was gebe. Weil / und der <Person>/ der <Person> ist auch  
 276 so ehrlich und sagt „Mutti, der <Person> / du wohnst bei ihm, nicht? Er, sagen wir, ihr habt  
 277 ja keine Last nicht, aber der <Person> / wenn sie auch bis jetzt noch nicht viel tun brauchen  
 278 für mich. Aber es ist trotzdem eine Last, wenn du wen im Haus hast.

279 I: Ja, beziehungsweise der Garten gehört euch ja gemeinsam und /

280 B1: Aber 90 Prozent tu ich jetzt nichts mehr jetzt, weil ich ja nicht mehr kann. Aber wer /  
 281 die Straße, die kehre ich alle Tage zusammen, weil das Laub alleweil kommt. Die ganze  
 282 Wiese, es / wenn ich / habe ich alles / das tu ich schon. Weil ich, erstens brauche ich ein

283 wenig was. Du, und das muss ich sagen, und das sagt der <Person> auch, der <Person>  
284 schaut sich um das Holz um, der <Person> trägt es mir herauf in den Heizraum, dass ich  
285 nicht / Oder wenn ich irgendeinen Handgriff nicht tun kann / als wie (lacht) jetzt habe ich  
286 mir, kaufe ich mir alleweil einen Honig. Ich bringe den Honig nicht mehr / die Ding nicht  
287 mehr auf. Stelle ich es auf die Stiege (lacht), schreibe ich / weil, weißt du, wenn ich nicht /  
288 ich höre es oft nicht, wenn er heimkommt. Schreib, picke ich ein Pickerl hinauf „Geh  
289 <Person>, mach mir das auf“. Ja, und so / Wir hängen nicht beieinander, weißt du? Genau  
290 als wie euch / ich möchte da gar nicht / weil ich weiß nicht, deine Oma, die andere Oma sagt  
291 einmal „<Vorname der befragten Person>, das verstehe ich nicht. Ich wäre alle Tage bei der  
292 <Person>.

293 I: Ja, ich glaube, das hört sich dann einmal auf.

294 B1: Nein du, aber das KANN man nicht. Du weil, die Jungen gehören alleine. Genau als  
295 wie oben. Ich wäre, ich bin früher nicht herunter / zuerst halt, derweil, weil sie mich immer  
296 gebaucht haben für die <Person>/ ah für die <Person>. Weil die habe ich viel gehabt, das  
297 ist ja wahr. Aber ich, ich gehe eine ganze Woche nicht hinauf, wenn ich nichts brauche.  
298 Weil du, das wird bei dir auch einmal so sein.

299 I: Na sicher. Wenn man dann eine eigene Familie mal hat.

300 B1: Da will man dann alleine sein. Und das habe ich akzeptiert. Und ich fühle mich gar nicht  
301 alleine. Du, erstens einmal, jetzt hört es sich ein wenig auf, weil ich nicht mehr so kann.  
302 Aber du, ich bin in der Woche ein paar Mal fort gewesen. Oder es kommt wer zu mir. Du,  
303 und ich tu auch mit den Nachbarinnen / Als wie vorige Woche waren die Nachbarinnen da.  
304 Weißt du, da musst du das / das hat der Papa alleweil gesagt, mein Mann „Tu“, wir haben  
305 SEHR viel Bekanntschaften gehabt, sagt er „pfleg sie weiter.“

306 I: Ja, weil sonst kommt man wirklich // alleine an. //

307 B1: // Dass man nicht // alleine ankommt. Weil wenn ich / ich kann ab und / ich sage es  
308 ehrlich, ich bin mit der <Person> alle Tage fortgegangen und das kann ich oft nicht mehr.  
309 Da leg ich mich nieder und dann schlafe ich und dann mag ich nicht mehr aufstehen. Und  
310 zum Glück hat sie jetzt die <Person> (lacht). Das ist jetzt das Glück. Weil ja ihr Mann  
311 gestorben ist, die gehen / Aber sie sagt eh, die <Person> sagt „Aber <Vorname der befragten  
312 Person>“, sagt sie „wir sind ja viel, wir sind halt viel weiter gegangen. „Aber“ sag ich  
313 „<Person>, du bist ja auch nicht mehr die /“ Sie ist ja um ein Jahr älter als wie ich. Ja, so ist  
314 das. Aber wir sind miteinander in die Schule gegangen. Sie, ich weiß nicht mehr, wie das

315 war, sie, ist sie halt einmal hinten geblieben oder was, das weiß ich heute nicht mehr. Na,  
 316 und das ist halt mein Lebensding.

317 I: Ja, also das heißt, du warst eigentlich dein ganzes Leben lang da so in der Umgebung?

318 B1: // Immer //

319 I: // Also du bist // nie weiter weg gekommen in ein // anderes Bundesland, hast woanders  
 320 gewohnt? //

321 B1: // Nein, nie / Sagen wir, // wir waren sehr viel fort, das muss ich sagen. Wir sind ja alle  
 322 Jahre ein paar Mo/ ein paar Wochen in Deutschland gewesen, das immer. Weil und dafür  
 323 sind aber sie / wir haben ja so viele Bekannte in Deutschland gehabt, die was bei uns waren.  
 324 Die Deutschen da, die von <Stadt in Deutschland>, die waren mindestens vier Wochen  
 325 alleweil bei uns, im Frühling und im Herbst. Ich meine, wir waren eh nicht viel alleine. Aber  
 326 die sind gerade wie der, bevor der Papa gestorben ist, sie alle weggestorben. Die haben dem  
 327 Papa sein Ding gehabt, ist ja ein logischer Fall. Und dann ein, sind auch noch ein / dann  
 328 hätten wir in Italien, der ruft mich jetzt auch / das ist recht / ein Jüngerer noch als wie / in  
 329 <Stadt in Italien>. Der sagt immer, er redet recht schlecht deutsch, „<Vorname der befragten  
 330 Person>, kannst ruhig kommen“. Aber das ist ein recht ein Weiberer. Der hat mich alleweil  
 331 gleich / wir haben sogar ein Foto, wo mir, wo er die Hand schon wieder hinter/

332 I: Ja, da musst du aufpassen (lacht).

333 B1: Ja, aber er hat eh noch eine Frau, nicht? Aber die Italiener sind halt ein wenig anders.  
 334 Aber das ist mir wurst gewesen. Aber das muss man akzeptieren. Und da hab / der ruft mich  
 335 alle Jahre zu Weihnachten an oder er besucht mich. Aber ich, dann sage ich jetzt schon „Du,  
 336 ich halte das nicht mehr aus.“ Na, weißt du was, erstens einmal, er redet SO schlecht deutsch.  
 337 Und dann tu ich mich so schwer. Und wenn ich eine Person 14 Tage hab, wo ich mit ihm  
 338 nur reden muss, das halte ich nicht aus, das halte ich nicht aus. Sicher, ich meine, ich hätte  
 339 die Möglichkeit, dass ich ihn da hinein / Ich habe ja sogar da herunteren schon auch von  
 340 Deutschland, der war ja auch alleine, der / seine Frau ist weggestorben, weil / Den habe ich  
 341 schon da herunteren alleweil schon noch gehabt, weißt du? Aber ich kann das nicht mehr. (...)  
 342 Oder wenn einer alleine kommen will zu mir, weißt du, ich habe ja das Glück, dass ich es  
 343 jetzt sehe, wenn wer kommt, die was ich nicht sehen will. Dann sind ein paar, die was mit  
 344 dem Papa, gearbeitet haben, Der <Person> und der <Person> kenn/ haben ihn eh gekannt.  
 345 Der hätte mich alleweil besucht. Ich bin nie daheim gewesen. (...) Da bin ich nicht daheim  
 346 gewesen. (...) Weil nein, ich kann es dir gar nicht sagen / Nein, und erstens einmal weil ich

347 bin nicht mehr der Typ gewesen, der / wie andere Frauen gleich wieder Männer haben, wenn  
 348 ihre Männer sterben, wenn sie auch 80 Jahre sind. Oder wie der Ding, der <Person>, der  
 349 <Person>, der ist 90 Jahre, mit 90 Jahre, der hätte mich unbedingt wollen. (...) Und ich bin  
 350 aber recht raffiniert gewesen. Ich habe immer gesagt, ich habe einen.

351 I: Nein, ich meine, ist eh schön einerseits, wenn sich auch noch ältere Leute finden, aber  
 352 wenn man halt nicht will, dann /

353 B1: Nein du, weißt du, es ist ja so, weil die Männer, die wollen ja danach eine Arbeitskraft,  
 354 nicht? (hustet) Nein, ich habe zum Willi immer gesagt „Du <Person>, ich habe einen.“ Und  
 355 wenn er gesagt hätte, er möchte ihn sehen, da hätte ich mir den <Person> /

356 I: Ah, hättest eh wen gehabt (lacht).

357 B1: Ich hätte ja wen gehabt, aber der hat auch / Du, den kenne ich ja schon, da hat seine  
 358 Frau noch LANGE gelebt. Und das habe ich gewusst, dass der von keine Fr/ , sagen wir,  
 359 sexuell keine Frau nicht will. Das habe ich hundertprozentig gewusst, weil er hat es mir, wir  
 360 haben ja früher über das Thema viel geredet, weil er hat eine Prostataoperation gehabt. Und  
 361 habe ich mir gedacht, den nehme ich mir mit. Und auch beim <Person> und auch bei  
 362 anderen. Wenn die wirklich wollen hätten, dass ich ihn vorführe, dann hätte ich mir den  
 363 <Person>, ah den <Person>/ den <Person> mitgenommen. Aber jetzt, wir sind ja öfter  
 364 miteinander fortgegangen auch noch. Aber jetzt, er kommt auch nicht mehr. Es hilft nicht,  
 365 wenn man krank ist, man wird ja dann schneller schlechter, nicht? Da mag er, da magst du  
 366 nicht mehr fortgehen. Nein, aber ich hab mir sicher abholen können. Und durch das weil  
 367 ich viel / ich bin ja nicht, in den Wirtshäusern auch viel gewesen. Jetzt habe ich den Schnabel  
 368 auch. Ich habe früher nicht so viel geredet. Aber ich habe danach durch das als Kellnerin /  
 369 Ich habe doch 14 Jahre habe ich bei den <örtliche Gastwirtschaft> gekellnert. Dann war ich  
 370 sogar Samstagnacht. Das weißt du eh, was das ist in <Ort im Steyrtal>. War ich sogar in  
 371 <Ort im Steyrtal> beim <Gastwirtschaft>, da habe ich auch ausgeholfen, wenn sie wen / Wo  
 372 sie wen gebraucht haben, war die <Nachname der befragten Person> zur Stelle (lacht).

373 I: Ja, da lernt man dann das Reden, das Vielreden.

374 B1: Und da, und da lernt man das Reden und du, was glaubst du, heute beim <Gaswirtschaft  
 375 im Steyrtal> drin sagen sie alleweil „<Vorname der befragten Person>, du ge/“, am Samstag,  
 376 wenn ich mal nicht drin bin „da hat es gar nichts geheißen“. Weil ich bringe die Männer in  
 377 Wallung (lacht). Naja, so ist das.

378 I: Ja und wir sind ja da in Oberösterreich am Land aufgewachsen. Das heißt, du hast ja  
 379 wahrscheinlich dein ganzes Leben lang Dialekt geredet, oder?

380 B1: NUR Dialekt geredet.

381 I: Und wie war das mit den Deutschen? Wie hast du da mit ihnen geredet?

382 B1: Da habe ich / Nein, mit denen habe ich nach der Schrift geredet.

383 I: Schon?

384 B1: Ja, 90 Prozent nach der Schrift. Das sind ja welche gewesen, die, sagen wir, einer ist  
 385 gewesen, da ist er von Niederösterreich gewesen. Der hat durch den Krieg dann seine Frau  
 386 kennen gelernt. Sie ist eine Hochdeutsche gewesen, ganz an der Nordsee draußen. Und jetzt  
 387 hat aber er auch ein bisschen mit mir einen Dialekt reden können, ja. Nur einen haben wir  
 388 gehabt, einen Schwäberle (...) (seufzt)

389 I: Der hat auch seinen Dialekt geredet?

390 B1: Der hat so ri/ nein nein, der hat nicht Hochdeutsch geredet, der hat schwäberlich(?)  
 391 geredet. Du, da hab ich auch so aufpassen müssen, dass wir zwei / Und die Männer sind ja  
 392 alle so gewesen / Ich war ja ein wenig jünger als wie die anderen Frauen. Die sind alle  
 393 wunderlich gewesen (lacht).

394 I: (lacht) Ja, hat der dann nicht probiert, dass er Hochdeutsch redet, der Schwabe?

395 B1: Nein, der hat nur schwäberlich(?) geredet mit uns.

396 I: Aber du schon, also du hast schon Hochdeutsch geredet?

397 B1: Ich habe mit ihm so gut als es gegangen ist Hochdeutsch geredet. Weil du, da hat sogar  
 398 einer gesagt, weißt du, wir haben ja danach, indem mein Mann bei der / Fallschirmjäger  
 399 war, da haben wir ja alle Jahre so Treffen gehabt. Einmal waren wir in Karlsruhe, einmal  
 400 waren wir in Ulm, dann waren wir bei uns in Linz einmal. Und da sind wir 4000 Leute  
 401 gewesen. Und 80 Prozent waren Deutsche. Und die haben alleweil dann wieder gesagt (...) (spricht Standarddeutsch) „Du <Person>, was hat deine Frau jetzt gesagt?“

402

403 I: Ach so, weil sie dich nicht verstanden haben?

404 B1: Da sind wieder Sachen, die, das was sie nicht verstanden haben.

405 I: Ja, wie hat dann der Opa mit ihnen geredet?

406 B1: Der hat leicht/ der Papa hat sich leichter getan als wie ich.

407 I: Beim Hochdeutsch Reden?

408 B1: Ja, ja.

409 I: Warum?

410 B1: Ja, er war ja sieben Jahre im Krieg. Und da war er ja schon / der war ja so wie so and/  
 411 der hat sich ja überall ausgekannt und wie. Du der Vater (lacht) und der <Person>, die sind  
 412 sich einig gewesen. Du, was die diskutiert haben, die zwei. Weißt du, geschichtlich und  
 413 alles. Auf einmal, derweil er beim <Firma> war, ruft er zu Mittag wieder an „Du Mutti, ist  
 414 der Papa da?“ „Ja“ „Du, ich muss ihn um was fragen.“ Du, weißt du, da hat er einen gehabt,  
 415 ich glaube <Person> glaube ich, hat der geheißten. Weißt du, die miteinander im Büro  
 416 gesessen sind, da haben sie über was geredet und da wollte ein jeder der Gescheitere sein.  
 417 Und mein Mann, der hat ihm alles sagen können. Jetzt ist der <Person> wieder der Bessere  
 418 gewesen (lacht).

419 I: Ja. und wie / Wenn du dich jetzt zurückerinnerst, wie hast du dich da gefühlt, wenn du mit  
 420 den Deutschen redest, also wenn du Hochdeutsch redest? Fühlst du dich da anders oder /

421 B1: Nein, überhaupt nicht, nein ÜBERHAUPT nicht. Weißt du, das ist ja das Schöne  
 422 gewesen, da hat es kein ‚Sie‘ nicht gegeben. Du, und das habe ich erst so richtig gelernt in /  
 423 mit den Deutschen, wenn wir zusammen / ein jeder gibt dir ein Bussl, die nehmen dich in  
 424 den Arm und weißt du, die tun da, die sind da anders umgegangen als wie / Das habe ich  
 425 nicht so gekannt da in Österreich, das muss ich ehrlich sagen.

426 I: Es heißt ja oft, dass sich das Hochdeutsche ein bisschen gebildeter anhört oder so. Findest  
 427 du das auch?

428 B1: JA. Ja, ja das schon, das schon. Auf alle Fälle, ja.

429 I: Aber es ist dir nicht schwergefallen so, Hochdeutsch reden?

430 B1: Nein, überhaupt nicht. Weil 40 Jahre sind Jahre sind wir ja mit denen alleweil  
 431 beieinander gewesen. Das /

432 I: Ja, wie hast du mit deinen Kindern geredet? Schon Dialekt, oder?

433 B1: Mit den, mit ihren Kindern?

434 I: Nein, mit deinen Kindern.

435 B1: Nein, die habe ich nach Dialekt / NUR, nur.

436 I: Und wie war das bei dir in der Schule? Habt ihr da Hochdeutsch reden müssen?

437 B1: In der Schule haben die Kinder schon / Aber ich habe schon mit ihnen, weißt du, so  
 438 auch / Die Buben haben ja auch mit den Deutschen schon, weißt du, alleweil ein wenig nach  
 439 der Schrift geredet, das schon.

440 I: Und bei dir in der Schule?

441 B1: Na, da hat es Ding gegeben / Derweil ich in die Schule gegangen bin, da haben wir, wir  
 442 haben schon in der Schule / aber Kinder durcheinander schon in der Klasse oder der Lehrer  
 443 sogar in der, nicht, wenn Ding war, wenn Pause war, haben wir auch nach dem Dialekt reden  
 444 dürfen.

445 I: Ja, im Unterricht /

446 B1: Nicht, nein.

447 I: Da habt ihr nach der Schrift /

448 B1: Da haben wir nach der Schrift geredet. Aber nicht so GANZ genau als wie /

449 B1: Aber ein bisschen anders halt?

450 I: Ein bisschen. Weißt du, ein wenig, ein bisschen gebildeter schon.

451 B1: Das heißt, es gibt auch für dich zwischen Hochdeutsch und Dialekt noch Abstufungen.

452 I: Ein bisschen, ein bisschen eine Abstufung gibt es, hundertprozentig. Hat es gegeben.

453 B1: Und was ist dann für zum Beispiel Mundart?

454 I: Kein Problem.

455 I: Ja, ist das für dich dasselbe wie Dialekt oder ist das zwischen Hochdeutsch und Dialekt.

456 B1: Nein, das is / von einem normal/ genau wie ich einmal gesagt habe, ich weiß nicht, du  
 457 hast es eh gehört „in arschling fahren“. Das ist das / da haben wir uns gar nichts gedacht.

458 I: Aber das heißt auch, dass sich der Dialekt verändert hat, oder?

459 B1: Das schon. Und es ist ein wenig, es ist ein wenig feiner geworden. Weißt du, nicht mehr  
 460 so grob wie sie es früher / wie man es / vielleicht / auf das kann ich mich nicht mehr ganz  
 461 gut erinnern, wie unsere Oma, ich bin ja noch recht jung gewesen, wie die gestorben ist,  
 462 meine einzige / eine ist ja schon gestorben, eine Oma, da war der Opa erst, mein Vater, erst  
 463 drei / fünf Jahre. Den hab ich, nicht ist eh klar, den hab ich nicht kennen können. Und die  
 464 nächste, die hat bei uns / meine Eltern haben das Haus ja gekauft, das Bauernhaus. Und da,  
 465 und die, die war auch / Meine Mama war ein lediges Kind, wie man gesagt hat, nicht,

466 unehelich auf die Welt gekommen. Und aber wie die geredet hat, da war ich danach, warte  
 467 einmal, drei oder vier Jahre, kann ich mich ni/ Ich kann mich auf sie ganz gut erinnern und  
 468 auf ihr Zimmer, was sie gehabt hat. Und ich, das ärgert mich heute noch, die hat so schöne  
 469 Sachen gehabt, weißt du so Geschirr, wo, weißt du, so richtig alte, wo die Rosen so direkt  
 470 heraus so / weißt du, wenn du ein Häferl gehabt hast, das was so / dass die Rosen so weit  
 471 heraus /  
 472 I: Ja, so plastisch.  
 473 B1: Ja. Aber wunderschön. Die hat so schöne Sachen gehabt. Was wir Kinder mit dem  
 474 Geschirr getan haben, weiß ich nicht. Ich meine, wir haben und gespielt und  
 475 zusammengehaut. Naja, wenn so viele Kinder sind.  
 476 I: Oje, schade drum.  
 477 B1: Ich sage es dir, ich ärgere mich darüber heute noch.  
 478 I: Ja, aber ein Kind weiß das ja noch nicht.  
 479 B1: Und dann bist du / und dann, wie wir dann ein wenig modern/ meine Eltern doch schon  
 480 ein bisschen was anderes gehabt haben / Ich meine, die / wir haben schon noch Sachen in  
 481 meinem Elternhaus. Wer sie bekommen hat, weiß ich nicht. Dann die Teegläser, die  
 482 schönen, verzierten / Die hat meine Mama alles gehabt. Sie ist bei den, praktisch bei den  
 483 Großeltern und Onkel aufgewachsen, meine Mama. Und die habe sie alle vergöttert. Ist ein  
 484 logischer Fall. Ich denke mir heute oft, obwohl sie, die Bauern, ja k/ eigentlich arm waren /  
 485 aber die hat alles gehabt. Du, die hat damals schon (lacht), meine Mama, so, da hat sie so,  
 486 Samt, so Sakkos gegeben. Und die waren so gewirkt sogar, das ist schon moderner gewesen.  
 487 Und das hat meine Mama schon gehabt. Weil ich einmal gesagt habe „Ihr habt immer so  
 488 arm getan.“ Ja, und da hat mir eben der Papa gesagt „Ja“, hat er gesagt, „weil sie, eure  
 489 Mama, ist recht verwöhnt worden von den Großeltern und von der Tante und Onkel halt.  
 490 I: Ja, und deine Mama hat auch noch anders geredet wie du?  
 491 B1: Nein, wir haben hübsch gleich geredet.  
 492 I: Aber heute, glaubst du, also / heute findest du, reden die Kinder oder Jugendlichen schon  
 493 anders?  
 494 B1: Ein bisschen anders. Weißt du, gebildeter, ein bisschen bi/ und früher haben sie so  
 495 komische Namen gehabt für, sagen wir „Montag“ „Montag“ (dialektal), „Irtag“, kennst  
 496 „Irtag“, Dienstag?

497 I: Ja ja. Das gibt es heute nicht mehr?

498 B1: Das gibt es h/ aber DAMALS hat es das / aber das weiß ich als Kind noch, dass es das  
 499 noch gegeben hat. Das habe ich auch von meinen Eltern noch gehört.

500 I: Und an was glaubst du liegt das, dass das weg/ dass das verschwindet?

501 B1: (...) Zeitung. Die Medien, die Medien glaube ich.

502 I: Und glaubst du, hat da Deutschland auch einen Einfluss oder Wien oder so? Weil in Wien  
 503 ist das auch immer mehr, dass man /

504 B1: Das, die Wienerischen, die haben ja auch, du „Weißt es nicht?“ (zieht das  
 505 monophthongierte *a* in die Länge) Da haben wir einen Wiener dabei gehabt bei den < ... >.  
 506 „Was soll denn das? Das ist ja gar kein Schweinsschnitzel“ (spöttisch, dialektal)

507 I: Glaubst du, beeinflusst das uns auch da in Oberösterreich, unsere Sprache?

508 B1: (leise) Hm nein. Nein, ich glaube nicht.

509 I: Nicht? Aber halt die Medien?

510 B1: Ja. (...) Nein, ich glaube sonst weiß ich / meinen Lebenslauf, den /

511 I: Ja, aber du, wie findest du das, dass sich das so verändert, der Dialekt? Glaubst du / wie  
 512 glaubst du, geht es weiter mit dem Dialekt? Gibt es den überhaupt irgendwann einmal nicht  
 513 mehr?

514 B1: Das wird schon immer besser werden, weil es ja / es wird ja / wie ich sage die Medien.  
 515 Du hörst es ja nicht mehr anders. Du hörst ja die Namen schon / Du, wir reden sogar öfter  
 516 beim <Gastwirtschaft im Steyrtal> drinnen über / weißt du, wer kennt das und das. Wie ich  
 517 gesagt habe das „in arschling“ und so. Du, und die wissen dann / aber die was vielleicht um  
 518 zehn oder zwanzig Jahre jünger sind als wie ich, die was das gar nicht mehr kennen.

519 I: Das heißt / wie glaubst du, schaut es dann zum Beispiel in fünfzig oder hundert Jahren  
 520 aus? Gibt es dann gar keinen Dialekt mehr? Oder weniger?

521 B1: Du, je nachdem wie sich die, wie sich die Zivilisation entw/ weißt du, ob da nicht ein  
 522 Rücklauf wieder passiert. Das weiß man eben nicht genau, nicht?

523 I: So, jetzt muss ich noch schauen. Ah ja, aber mit deinen Kindern hast du selber nie  
 524 Hochdeutsch geredet?

525 B1: Nein, nur es zum, sagen wir, wenn wir heute Aufgabe gemacht haben. Das hab ich ihnen  
 526 gleich / weil ich habe es einmal gesehen beim, ich glaube nicht einmal beim <Person>,

527 sondern, weißt du, bei Kindern, die was von den Bauern hergekommen sind / Du, die haben  
528 da bei Aufsätzen / sagt der Lehrer „Was soll denn das heißen?“ Weißt du, der hat das so  
529 nach Mundart so / und das hast du danach ja nicht gewusst, was das wirklich bedeuten soll.

530 I: Es gibt ja auch heute bei uns in der Umgebung noch Leute, die ihre Kinder halt  
531 Hochdeutsch erziehen, weil sie glauben, dann passiert so was halt nicht.

532 B1: Ja ja, heute wird / heute ist ja das schon GANZ anders.

533 I: Ja, aber glaubst du das auch, dass das dann besser wird? Also dass man dann in der Schule  
534 besser ist?

535 B1: Ich glaube, in Deutsch glaube ich schon. Ich glaube, in Deutsch schon. Du, ich habe es  
536 nämlich beim <Person> gesehen. Die Kinder, die haben sehr schlecht geredet. Und die sind  
537 danach, wie sagt man denn, Logopäden, oder wie nennt man denn die?

538 I: Ja, Logopäden.

539 B1: Die ist sogar nach <Ort im Kremstal> gefahren. Du, und jetzt können die Kinder ganz  
540 anders reden. Weißt du, sie werden dann gebildeter, das was sie zuerst nicht gehabt haben.  
541 Und da waren, zuerst waren meine Eltern noch ein wenig da, weißt du. Und dann, das  
542 überträgt sich dann doch. Und jetzt, wenn danach / wie jünger dass sie werden, wie geblid/  
543 tun sie sich ausdrücken.

544 I: Also ist das schon eher was so von den höheren / also eher so von den höheren / die Lehrer  
545 oder so, die ihre Kinder?

546 B1: Ja, auf ALLE Fälle. Auf alle Fälle. Oder die was, wie ich sage, in / da in Deutschland,  
547 da sind welche / weil ja wir da an der Nordsee draußen waren, Hamburg, Nordsee, nicht?  
548 Und da, da ist / da wird NUR Hochdeutsch gesprochen. Da gibt es kein, kein / als wie in  
549 Bayern oder in Schweden, ah die Schäberle da. Die reden ja ganz anders, nicht? Und das  
550 gibt es da draußen nicht.

551 I: (...) Ah ja, und so in deinem Leben, außer mit den Deutschen bist du mit keinen Leuten  
552 zusammengekommen, die Hochdeutsch reden? Im Beruf oder so oder, weiß ich nicht, wenn  
553 du jetzt auf ein Postamt gehst?

554 B1: Ja, in der Apotheke haben wir schon /

555 I: In der Apotheke.

556 B1: Und unten, beim <Unternehmer>, da war es ja auch so. Sagen wir, wenn sie nicht da  
557 waren, und ich bin da viel alleine gewesen, da haben ja die (lacht) die Kundschaften, nicht,

558 haben danach angerufen und hab ich abheben müssen. Und da habe ich sagen müssen, was  
 559 / ob sie da sind oder wie und was. Oder die haben mir was aufgeschrieben, was ich ihnen  
 560 sagen muss, wenn der an/ da hab ich mit denen habe ich Deutsch, ah Hochdeutsch geredet.  
 561 Weil ich ja nicht ich habe ja die Leute nicht persönlich gekannt. Ob ich da jetzt Mund nach  
 562 / außer sie haben gleich mit mir so Mundart geredet, dann habe ich auch. Aber sonst habe  
 563 ich schon ein wenig gebildeter geredet mit ihnen. Und immer, sagen wir, ich hätte nie zu  
 564 einer Kundschaft gesagt „du“. Nein, das hätte ich auch nicht getan. Das können die, die  
 565 wirklich immer mit ihnen zu tun gehabt haben, aber das hätte ich nicht getan.

566 I: Aber ist für dich noch ein Unterschied, wenn jetzt ein Österreicher Hochdeutsch redet und  
 567 ein Deutscher Hochdeutsch redet?

568 B1: Schon ein bisschen. Du hörst es auch.

569 I: Und wie hört man das? Was fällt dir da auf?

570 B1: Die können das lockeriger als wir.

571 I: Hört sich vielleicht ein bisschen gestellt an ab und zu ein Österreicher?

572 B1: Ja, da muss du, da muss du dir, sagen wir / vielleicht kommt nächstes Jahr eh wieder  
 573 die, weißt du, die nächste Generation von Deutschland. Und die hat einen Tunesier  
 574 geheiratet. Da muss ich, mit dem muss ich ja GANZ Hochdeutsch reden, dass er, obwohl er  
 575 schon 30 Jahre sind sie eh schon verheiratet, die zwei. Aber er tut sich halt doch noch  
 576 schwer. Das ist das, du merkst es halt, dass er ein anderer Landsmann ist, nicht? Und sie /  
 577 aber die kann schon, indem sie SEHR viel in Österreich war, weil ihre Oma eine / ihre Oma,  
 578 die ist ja in <Ort> unten in Niederösterreich. Da waren sie auch, weißt du, mit den Eltern.  
 579 Weil er stammt von dort ab, der / Und da redet sie schon / sie kann schon ein wenig, weißt  
 580 du, nach unserem Dialekt. Dann sagt sie schon, wenn sie anruft „Na endlich, sag, Tante  
 581 <Person>, dass ich dich wieder mal erwische.“ (langsam, überschwänglich dialektal) Weißt  
 582 du, da redet sie schon so. Da bemüht sie sich sehr, nach meinem, nach meiner Ding /

583 I: Ja so geht es umgekehrt auch. Kann man sich auch umgekehrt /

584 B1: Ganz richtig. Wenn sie sagt „Warum kennst du mich?“, sag ich „<Person>, so redet ja  
 585 nur“ sage ich, „ein <Person>“ (lacht).

586 I: So, ich glaube, das war es eigentlich. Ah ja, noch, in welchem Jahr bist du geboren?

587 B1: 38, September

## 1 Interview B2

2 I: Dann fangen wir mal vielleicht so an, dass Sie mir erzählen, wo Sie geboren sind und  
3 wann Sie geboren sind.

4 B2: Ich bin eigentlich in <Ort im Kremstal > geboren. In neun / (leise) ich bin auch blöd.  
5 Am <Geburtsdatum>1935.

6 I: Das heißt, Sie sind jetzt wie alt? Muss ich rechnen (lacht)

7 B2: In dreiundachtzigsten.

8 I: Okay okay, und ja / Da sind Sie geboren /

9 B2: Und ich kann mich aber auf das gar nicht mehr erinnern, weil ich war erst vier Monate  
10 alt, sind meine Eltern schon da nach / in <Ort im Steyrtal>, in der <Wohnadresse> haben  
11 wir gewohnt. Weil das war so, der Vat/ die Mutter war eine Bauerndirn', (leise) kann man  
12 sagen, eine Landarbeiterin halt. Und der Vater war dort eine Zeit Knecht. Und da haben sie  
13 sich kennengelernt. Und da hat / als Bauernknecht hast du ja noch viel Lohn gehabt. Da hat  
14 er dann in der <Fabrik im Steyrtal> herüber eine Arbeit gekriegt. Und da ist er eh eine Zeit  
15 (...) alleweil von <Ort im Kremstal> in die <Fabrik im Steyrtal> gegangen. Das sind gut  
16 drei Stunden. Und wieder zurück. Aber da ist er nicht alle Tage, im Winter ist er nicht alle  
17 Tage gegangen, wenn es Schnee gehabt hat. Da hat er eben in der <Wohnadresse>, hat er,  
18 war er so Schlafgeher oder wie man früher sagt, gesagt hat. Da hat er dann, dass er nicht alle  
19 Tage / Meistens ist er einmal in der Woche heim hinüber gegangen wieder nach <Ort im  
20 Steyrtal>. Und dann hat er wirklich in der <Fabrik im Steyrtal> / da war es aber auch recht  
21 schlecht. Da hat er nur, wenn viel Wasser war, dann haben sie Holz herausgeschwemmt.  
22 Und wenn er wieder arbeitslos war / dass da wieder keine Arbeit war, hat er, da ist er dann  
23 zu Fuß nach Steyr aufs Arbeitsamt / haben sie sich melden gehen müssen.

24 I: Kann man sich heute gar nicht mehr vorstellen.

25 B2: Da ist er fünf Stunden gegangen. Aber schon von herüber. Von <Ort im Kremstal>  
26 wäre er wahrscheinlich noch weiter gegangen.

27 I: Ja (seufzt), Wahnsinn.

28 B2: Ja, ich war erst vier Monate, wie wir schon da hinüber gekommen sind. Und darum ist  
29 alleweil <Ort im Steyrtal> mein /

30 I: Ja, ist eh klar.

31 B2: Mein Heimatort gewesen.

32 I: Ja. Da sind Sie dann auch wahrscheinlich in die Schule gegangen, oder?

33 B2: Ja, <Ort im Steyrtal>. Acht Jahre Volksschule. Ja, inzwischen war Kriegszeit. Da haben  
34 wir dann im 45-Jahr von Weihnachten an schon keine Schule mehr gehabt. Weil da sind so  
35 viele Flüchtlinge einquartiert gewesen in der Volksschule. Und dann haben wir wieder in  
36 der vierten Klasse wieder frisch anfangen müssen. Und noch im, nach dem siebten Schuljahr  
37 bin ich dann schon aus der Schule gekommen. Und dann bin ich in den Haushalt eh zum  
38 Schul/ zum Oberlehrer war er damals, der <Person>. Da war ich drei Jahre im Haushalt. Da  
39 hab ich aber kochen und ein, das ältere Dirndl war schon ein halbes Jahr alt, wie ich  
40 überhaupt hingekommen bin. Da habe ich aber nach der Schule schon zwei Tage, wenn wir  
41 um zwei ausgehabt haben, Dienstag und Donnerstag, habe ich dann schon ein paar Stunden  
42 gearbeitet, weil da war auch noch alles / Die Windeln noch im, am Küchenherd auskochen  
43 und alles. Ja und da hat er mir halt schon allerhand ein wenig zum Kochen gesagt. Weil wie  
44 ich dann wirklich hingekommen bin, habe ich gleich kochen müssen. Und schon, sie hat er  
45 mir gesagt, was. Und wenn was längeres war, dann haben wir am Vortag schon ein wenig  
46 was vorgemacht. Und ja, Kinder / Danach habe ich, bevor ich / drei Jahre war ich dort. Und  
47 im dritten Jahr, da war schon die zweite, die <Person>, auf der Welt.

48 I: Ach so, aha.

49 B2: Ja, habe ich schon zwei Kinder zum Umschauen gehabt. Und kochen und was halt so  
50 im Haushalt / putzen. Das habe ich alles /

51 I: Wie alt waren Sie da?

52 B2: Da war ich, wie ich hingekommen bin, war ich noch nicht einmal 14 Jahre. Weil da sind  
53 wir, damals sind wir den Tag, wo wir geboren, also wo wir 14 Jahre alt geworden sind, sind  
54 wir entlassen worden. Jetzt den Tag / Na, und ich wäre aber erst am <Geburtsdatum>, da  
55 hat die Schule schon angefangen gehabt, da hab ich das / derweil, weil ja er eh der Oberlehrer  
56 war, der hat das tun können, dass ich die Tage nicht mehr gehen gebraucht habe. Ja so war  
57 das. Naja, und dann bin ich auch groß geworden. Das ist / gewohnt haben wir dort auf dem  
58 Bauernhof, bei dem / Familie <Name>. Im <Ort>/ also <Ort im Steyrtal>, aber in den <Ort  
59 im Steyrtal> hinein. Da haben wir unseren Schulweg gehabt. Und da war ich halt /

60 I: Also waren Sie Ihr ganzes Leben lang, kann man sagen, da im Umkreis, also sind nie  
61 irgendwo woanders gewesen?

62 B2: Alleweil. Nein. Einmal 19/ ah in 1957 habe ich dann geheiratet. Und (...) 19/ da haben  
63 wir dann alle vier Kinder in / da haben wir im <Siedlung im Steyrtal> gewohnt, in einer  
64 <Fabrik im Steyrtal> Fabrikswohnung. (...) Und der <Siedlung im Steyrtal>, wissen Sie  
65 das? Wo sie jetzt gerade vorher die neue Brücke fertig gestellt, fertig gemacht haben. Unten  
66 da, bei der Steyr. Der Zug ist auch früher da durch gefahren. Das war immer meine größte  
67 Sorge. Und hab ich den Kindern alleweil / Ja weil /

68 I: Ja, ist eh klar.

69 B2: Wenn da eines der Bahn unten gewesen wäre / Derweil ich den Zug pfeifen gehört habe,  
70 da wäre ich schon LÄNGST zu spät hinunter gekommen.

71 I: Ja, das kann ich mir vorstellen.

72 B2: Weil im ersten Stock, da kann ja alleweil / aber es ist nie eines hinunter gegangen,  
73 derweil sie so klein waren.

74 I: Ja, na Gott sei Dank.

75 B2: Naja, so war das halt. Und 1972, da / weil wir doch auch eine kleine Wohnung gehabt  
76 haben, sind wir dann zum <industrieller Kleinbetrieb im Steyrtal>. Das ist drüber der Steyr.  
77 Auch, das hat auch der <Fabrik im Steyrtal> gehört. Kennen Sie das, <industrieller  
78 Kleinbetrieb im Steyrtal>?

79 I: Hm, nein. Kenne ich nicht mehr.

80 B2: Wo man ins <Ort im Steyrtal> hinein fährt.

81 I: Ja, das sagt mir schon was.

82 B2: Das grüne, grün mit weiß, das Haus.

83 I: Ach so, ja. Ja, ich glaube, das kenne schon.

84 B2: Ist ein großes Haus. Da haben auch die Direktorleute von der <Fabrik im > gewohnt. Ja  
85 und dann hat einmal die, wie der <Person>, der junge Chef von der <Fabrik im Steyrtal>,  
86 hat eine kennengelernt, (...) und die hat er geheiratet und die hat sich eingebildet, sie richten  
87 das <industrieller Kleinbetreib im Steyrtal> GANZ schön her. Weil es war ja ein altes Haus.  
88 War ja schon über 200 Jahre alt. Und feucht halt überall. Und was aber dann eh nichts  
89 geworden ist, weil die war nur ein Zeiterl seine Frau. Und mit, wie sie 50 Jahre war, ist er /  
90 ist sie gestorben. Und seither ist er eh alleweil alleine. Ja, da habe ich dann da zu der Schule,  
91 zu der Volksschule, hinüber müssen, oben. Das war auch ein <Fabrik im Steyrtal> Haus.  
92 Und dann ist es mit der <Fabrik im Steyrtal> eh gar geworden. Dann haben sie alleweil

93 schon geredet, das Haus, das wird sowieso verkauft, Dann habe ich einmal den  
94 Bürgermeister / war dort damals der <Person> (...) der alte <Beruf im  
95 Dienstleistungssektor>, was jetzt / lebt eh noch. Und der hat mir dann um eine  
96 Gemeindewohnung umgeschaut. Und seither, da war ich dann 27 Jahre, neben der <Person>  
97 (...) gewohnt. Und dann habe ich einen <Erkrankung> gehabt. Und habe mich  
98 ÜBERHAUPT nicht ausgekannt. Bin recht böse gewesen, zu meinen Kindern sogar, zu  
99 allen. Aber von dem weiß ich eigentlich nur, wie sie es mir dann erzählt haben. Da habe ich  
100 mich überhaupt nicht ausgekannt. Und dann habe ich Gott sei Dank im Heim gleich eine  
101 Wohnung gekriegt, ein Zimmer halt. Ja, es ist so. Der Vater war eingerückt fünf Jahre  
102 eigentlich von 41 bis in den Herbst, Spätherbst 45. (...) Das 41er-Jahr war er auch schon  
103 das ganze Jahr, ja.

104 I: Ja und wenn Sie /

105 B2: Können Sie da was draus machen?

106 I: Ja, es geht jetzt darum / Wenn Sie sich so an Ihr ganzes Leben lang erinnern, wann / Sie  
107 haben ja wahrscheinlich ihr ganzes Leben lang Dialekt geredet, oder?

108 B2: Ja, alleweil.

109 I: Und wie war das in der Schule?

110 B2: Ja, da haben wir schon in der Schriftsprache reden müssen.

111 I: Und war das vor dem Krieg anders wie nach wie nach dem Krieg?

112 B2: (...) Ja, eigentlich schon. (...) Vor dem / ich glaube in den / ich bin ja eh nur vor dem  
113 Krieg in die erste Klasse gegangen. Wie ich die zwei/ da haben wir / in der ersten Klasse  
114 lernt man ja erst einmal das Schreiben, gelt? Da haben wir noch die Kurrent/

115 I: Ach so, ja.

116 B2: -schrift gehabt. Und im zweiten Jahr haben wir dann gleich mit der Latein angefangen.

117 I: Ach so, aber /

118 B2: Zwei Jahre ein Schrift gelernt (lacht) haben wir eigentlich.

119 I: Aber reden war, habt ihr nur im Dialekt oder schon nach der Schrift?

120 B2: Ja, schon.

121 I: Vor dem und nach dem Krieg?

122 B2: Ja, eigentlich schon.

123 I: War das da recht streng, wissen Sie das noch?

124 B2: Naja, unter dem / nach, also unter dem Krieg da haben wir halt unseren Gruß, was wir  
 125 alleweil / haben wir „Heil Hitler“ schreien müssen. Alleweil gerade, wenn die Lehrkräfte /  
 126 sonst, der Herr Pfarrer hat einmal gesagt „Wenn uns niemand hört und niemand sieht, könnt  
 127 ihr ja eh Grüß Gott sagen“ (lacht) Weil sonst haben wir, gerade hauptsächlich zu den  
 128 Lehrkräften sowieso auch / Und vor dem Krieg haben wir halt ein Gebet, wenn wir, wenn  
 129 die Stunde angefangen hat in der Früh / und nachher haben wir einen Spruch sagen müssen.

130 I: Aber alles in der Schriftsprache natürlich?

131 B2: Ja. Ja.

132 I: Also da ist schon darauf geachtet worden?

133 B2: Ja, da schon. Vorher und /

134 I: Und nachher auch?

135 B2: Nachher auch, ja.

136 I: Und so privat mit ihren Kindern und Ihrem Partner haben Sie immer im Dialekt geredet?

137 B2: Nur. Immer im Dialekt.

138 I: Und was ist jetzt, wenn zum Beispiel, wenn Sie jetzt mit wem in Kontakt kommen, der  
 139 Hochdeutsch redet, wie reden Sie dann mit dem?

140 B2: Naja, da bemühe ich mich halt schon ein wenig.

141 I: Da bemühen Sie sich schon ein bisschen.

142 B2: Dass ich auch nicht den ärgsten Dialekt sage.

143 I: Also da gibt es für Sie noch Abstufungen zwischen Hochdeutsch und Dialekt?

144 B2: Ja. Ja. Das gibt es auf jeden Fall.

145 I: Und was ist dann zum Beispiel Mundart für Sie? Dasselbe wie Dialekt?

146 B2: Ja, das ist die Muttersprache.

147 I: Die Muttersprache?

148 B2: Ja. Weil da haben wir nicht anders geredet miteinander daheim.

149 I: Und wenn Sie zum Beispiel mit wem reden, der in Wien wohnt oder so / die reden ja auch  
 150 wieder einen anderen Dialekt wie wir?

151 B2: Ja ja. Ja, meine Schwiegertochter ist eh eine Wienerin. Aber bei der kennt man gar nicht  
 152 mehr viel, dass sie einmal / Die ist früher mit ihrer Oma im Sommer alleweil zwei Wochen  
 153 nach <Ort im Kremstal> hinein in den Urlaub gefahren, mit ihrer Oma. Und da haben sie  
 154 natürlich auch oberösterreichischen Dialekt. Darum ist es ihr gar nicht schwergefallen, die /  
 155 da kennt man wirklich nichts.

156 I: Und wenn Sie jetzt wirklich mit wem reden müssen, der Hochdeutsch redet, fühlen Sie  
 157 sich da irgendwie komisch oder anders wie wenn sie mit einem Dialektsprecher /

158 B2: Naja, da muss ich mich ein wenig zusammennehmen, mehr halt. Und ja ich kann schon/

159 I: Aber es ist nicht unangenehm oder so für Sie?

160 B2: Nein.

161 I: Und fällt Ihnen das schwer, das ein bisschen ins Hochdeutsch?

162 B2: (...) Naja, man muss halt mehr AUFPASSEN, was man sagt.

163 I: Und vom /

164 B2: Aber können tue ich es schon, nach der /

165 I: Ja, Sie haben es ja auch in der Schule auch geredet.

166 B2: Ja. (standardsprachlich) Ich kann auch in der Schriftsprache reden. (wieder dialektal)  
 167 Wenn es sein muss. (lacht)

168 I: (lacht) Ja, wenn es sein muss. Und wie finden Sie es, hört es sich an, wenn man im Dialekt  
 169 redet im Gegensatz zu Hochdeutsch? Ist da ein Unterschied für Sie im Hören?

170 B2: Ja, da kommt mir irgendwie vor. Na, die sind aber auch ganz schön überspannt. (lacht)

171 I: Ja, vor allem wenn Österreicher reden wahrscheinlich?

172 B2: Wenn / JA. Ja. (lacht)

173 I: Ja, wie finden Sie das, wenn Österreicher Hochdeutsch reden?

174 B2: (...) Ja, irgendwie ungewohnt.

175 I: Ungewohnt? (...) Und was sind das meistens für Leute, die halt Hochdeutsch reden in  
 176 Österreich?

177 B2: (...) Ja, so Amtspersonen oder so. Die reden schon mehr / Aber es sind auch / gerade  
 178 wie es bei uns auf der Gemeinde oder so / da, die reden auch nicht DIREKT nach der  
 179 Schriftsprache.

180 I: Also gibt es eigentlich in Österreich wenig Situationen, wo man mit Hochdeutsch in Ver/  
 181 in Kontakt kommt, oder?

182 B2: Ja. Und so auch die verschiedenen Bundesländer, die was man gar nicht oft versteht.  
 183 Das ist im Fernsehen auch oft, wenn sie was von Vorarlberg haben. Oder wenn die singen  
 184 oder was, da verstehe ich nichts. Aber tirolerisch, ja. Ich bin dann wie ich schon (...) über  
 185 50 Jahre, da mit 3 oder 54 Jahre bin ich das erste Mal mit meiner Tochter und dem  
 186 Schwiegersohn mit den Kindern nach Osttirol in den Urlaub gefahren. Und da sind wir aber  
 187 dann, derweil die Kinder so her gewachsen sind, alle Jahre. Und ja, das Tirolerisch, muss  
 188 man auch ein wenig aufpassen.

189 I: Ja, sicher.

190 B2: Aber das versteht man eher. Und Niederösterreich und Wienerisch versteht man auch.

191 I: Und wie glauben Sie, dass Jugendliche oder Kinder anders reden wie Sie früher? Jetzt  
 192 auch in <Ort im Steyrtal>. Verändert sich der Dialekt ein bisschen?

193 B2: Ich glaube nicht.

194 I: Nicht?

195 B2: Naja, ich weiß nicht. (...) Ja, so komische Wörter, was man früher gesagt hat, die gibt  
 196 es jetzt nicht mehr. Die verstehen auch die Jungen nicht mehr.

197 I: Und die haben jetzt wahrscheinlich auch neue Wörter?

198 B2: Ja ja, und die neuen Wörter alles in Englisch. Verstehe ich auch nicht recht viel, weil  
 199 Englisch haben wir in der Volksschule nie gehabt.

200 I: Ja, und woran glauben Sie, liegt das, dass sich das verändert?

201 B2: Ja, das bringt die Zeit mit sich, meine ich.

202 I: Also natürlich /

203 B2: Ja.

204 I: Und dass vielleicht da Deutschland einen hat oder Wien oder vielleicht das Fernsehen?  
 205 Was glauben Sie?

206 B2: Ja, im Fernsehen hört man viel englische Wörter. Auch welche, die ich gar nicht  
 207 verstehe. Gelt <Person>, alles verstehen wir nicht? (lacht)

208 I: Aber das sehen Sie nicht negativ, dass sich das verändert?

209 B2: NEIN, man muss halt mit der Zeit ein wenig mitgehen.

210 I: SMS schreiben tun Sie ja nicht, oder?

211 B2: Nein, ich habe gar kein Handy, überhaupt nicht. Ich habe gesagt zu den Meinen, kauft  
 212 mir ja kein so ein / weil ich habe ein Telefon am Zimmer. Und wer mich erreichen will, der  
 213 / wenn es was Wichtiges ist, rufen sie eh später wieder an.

214 I: Ja sicher. Ja und ein // letztes noch //

215 B2: // dann //

216 I: Jetzt habe ich Sie unterbrochen, Sie wollten noch was sagen.

217 B2: Nein, weiß eh nichts. (grinst, zwinkert)

218 I: (lacht) Was ich noch fragen wollte, in welchen Situationen reden Sie selber Hochdeutsch?  
 219 (...) Auf einem Amt, haben Sie gesagt, ja nicht.

220 B2: Nein, bei uns da nicht so, aber wenn man so irgend/ (...) ja, ein bisschen, bisschen  
 221 Hochdeutsch mitreden können halt, aber nicht alles.

222 I: Und in der Kirche vielleicht?

223 B2: Ja.

224 I: Da ist auch eher Hochdeutsch, oder?

225 B2: Ja, da ist schon / versteht man schon alles gut, verstehe ich alles gut.

226 I: Und hören Sie auch einen Unterschied, wenn ein Österreicher Hochdeutsch redet oder  
 227 wenn ein Deutscher Hochdeutsch redet? Hört man das?

228 B2: Ja, das kennt man schon. Die Deutschen kennt man schon heraus.

229 I: Und an was kennt man das so? Also was fällt Ihnen auf?

230 B2: Naja, die haben schon irgendeinen anderen Tonfall oder was. Kommt mir vor  
 231 (standardsprachlich) kommt mir vor. (lacht)

232 I: (lacht)

233 B2: Gut, dass Sie auch einen Dialekt verstehen. (lacht) Aber so Wörter, wie früher meine  
 234 Eltern noch / die haben ja da noch gesagt ‚Montag, Irtag, Pfinztag‘

235 I: Ja, das kenne ich gar nicht mehr.

236 B2: Midi/, ah Montag, Irtag, Mitticher, Pfinztag, Freitag, Samstag, Sonntag.

237 I: Also das kennt man heute gar nicht mehr.

238 B2: NEIN. DAS kennt heute niemand mehr. Aber die Mutter hat das da von <Ort im  
 239 Kremstal> noch auch, meine ich, mitgenommen. Aber auch nicht lange. Sie hat dann auch.  
 240 Sie hat unten dann auch schon alleweil Dienstag und Donnerstag /

241 I: Gehört habe ich das schon mal, aber nur halt, dass es das früher mal gegeben hat, aber so  
 242 WIRKLICH hab ich es noch nie gehört.

243 B2: Ja ja, an das kann ich mich schon noch erinnern.

244 I: Ja, ich glaube / eines vielleicht noch. Wenn Sie mit Kindern reden, reden Sie dann auch  
 245 im Dialekt oder tun Sie das dann ein bisschen vielleicht mit Hochdeutsch mischen.

246 B2: Ja, mit den Ur/ mit dem Urenkerl, da muss ich schon ein wenig (...) aufpassen auch  
 247 beim Reden und mehr (...) der <Name>. Aber er fängt jetzt auch schon an, dass er ein wenig  
 248 (lacht) ein wenig nach der Mundart.

249 I: Ja, glauben Sie, wäre das gut, wenn man / es gibt ja viele Leute, die erziehen Kinder  
 250 Hochdeutsch, weil sie sagen, dass dann, dass man sich dann in der Schule leichter tut oder  
 251 so. Glauben Sie das auch oder eher nicht?

252 B2: Glaube ich eher nicht.

253 I: Aber ein bisschen, dass man halt aufpasst?

254 B2: Ja. Weil ich habe viel gelesen und lesen tut man ja auch in der Schrift/ Schreibsprache  
 255 oder wie man sagt. Und da habe ich schon das gelernt. Ich habe wirklich als Kind schon viel  
 256 gelesen. Da haben wir in der Schule Bücher, also Märchenbücher oder so was halt, was halt  
 257 dem Alter entsprechend war, habe ich mir schon immer ausgeborgt, ausgeliehen, sagen wir  
 258 (lacht) Ja, da ist meine Schwester wieder / die hat als Kind schon nicht gar so gerne gelesen.  
 259 Ich meine, sie kann auch das Lesen. Und auswendig gelernt hat sie vielleicht leichter wie  
 260 ich. Die hat was einmal gelesen und dann hat sie es können. Genau wie Gedichte, wenn wir  
 261 oft auswendig lernen müssen haben. (...) Ja, ein jeder seine Eigenheiten.

262 I: Ja, genau. Jeder ist anders und das ist auch gut so.

263 B2: Ein jeder Mensch ist anders und das ist recht so.

264 I: Genau. So, ich glaube /

265 B2: Wären wir eh schon fertig

# 1 **Interview B3**

2 I: Fangen wir am besten so an, dass du mir mal erzählst, wo du geboren bist und wann.

3 B3: Geboren bin ich <Geburtsdatum> 43, <Ort im Steyrtal> <Adresse>

4 I: Und da bist du dann auch in die Schule gegangen, oder?

5 B3: Bin auch in <Ort im Steyrtal> in die Schule gegangen, nur Volksschule. Schlechter  
6 Volksschüler war ich.

7 I: Ageh (lacht)

8 B3: Ja, das macht nichts.

9 I: Und // Kin//

10 B3: // Dann // hinaus gekommen von der Schule. Arbeiten war ich zw/ zwei Jahre in der  
11 Landwirtschaft. Dann war ich in der <Holzverarbeitungsbetrieb im Steyrtal> vier Jahre.

12 I: Vier Jahre.

13 B3: Und nachher bin ich hineingekommen zum <Name der Fabrik>, <Bekleidung>, <Ort  
14 im Steyrtal>. (...) 17 Jahre. (...) Nachher ist zugesperrt worden. War ich in der <Fabrik im  
15 Steyrtal>. Und zwischendurch nochmal kurz in einer Schuhfabrik, <Name der Fabrik>, <Ort  
16 im Steyrtal>. Und nachher <Stahlverarbeitungsbetrieb im Steyrtal>, war ich auch 14 Jahre.  
17 Und ja, zwischendurch einmal geheiratet. Und ja und 70er-Jahre. Mit 70 Jahren habe ich  
18 Ding gehabt, einen <Erkrankung des Herzens>. Aber es / mir ist alles komplett gut. Und  
19 jetzt halt in der Pension, ja mei / Mein Hobby ist halt ein bisschen Wald, Holzarbeiten und  
20 ja, und Garten.

21 I: Und deine Frau, ist die auch von da von der Umgebung oder // ist die? //

22 B3: // Meine Frau // uh. Abstammt sie von <Ort im Bezirk Gmunden>. Aufgewachsen ist  
23 sie bis sechs Jahre in <Ort im Bezirk Gmunden>. Und dann ist sie <Ort im Kremstal>  
24 hergekommen. Und dann haben wir geheiratet. Da war sie 20/ 21 Jahre. Und jetzt sind wir  
25 halt in <Ort im Steyrtal>, haben wir ein kleines Haus gebaut.

26 I: Und Kinder?

27 B3: Kinder, ja haben wir nur einen, den <Person>. Der ist (...) <Geburtsdatum> geboren.  
 28 Ist aber auch nicht ganz gesund, mit dem Herz Probleme. Nur ein Kind, nicht? (leise)  
 29 I: Ja und du hast ja wahrscheinlich dein ganzes Leben so geredet wie du jetzt redest also //  
 30 im Dialekt? //  
 31 B3: // Ja. Nein, Es hat // nichts anderes gegeben, nicht? Da /  
 32 I: Und deine Frau ist ja von <Ort im Bezirk Gmunden>, hast du gesagt?  
 33 B3: <Ort im Bezirk Gmunden>, ja.  
 34 I: Merkst du da, dass die ein bisschen anders redet?  
 35 B3: Naja. Es sind ab und zu so ein paar Wörter dabei, ja. <Ort im Bezirk Gmunden> ist sie  
 36 geboren und dann ist sie hinauf gekommen, <Ort im Kremstal>, die haben auch so komische  
 37 Wörter dabei. So leichte, LEICHTE Dinger.  
 38 I: Und glaubst du, dass du da mal was angenommen hast von den Wörtern oder das // sie  
 39 vielleicht //  
 40 B3: // Nein //  
 41 I: von dir was angenommen // hat, das wahrscheinlich eher? //  
 42 B3: // Ja nein, ich habe // weniger, weniger was / Sie haben schon ein paar so komische  
 43 Namen gehabt, dass du dir gedacht hast / wie ‚husi‘  
 44 I: Was heißt das?  
 45 B3: ‚husit‘ schnell musst du sein.  
 46 I: Wirklich? Das kenne ich gar nicht.  
 47 B3: Ja, du musst schnell / Ja ja. Oder ja, es ist / sind schon so einige. Fällt mir wieder nicht  
 48 viel ein. (...)  
 49 I: Nein, ist eh wurst. Aber du merkst es, dass sie // bisschen, ein paar Wörter bisschen anders  
 50 redet? //  
 51 B3: // Ja ja. Bisschen anders, bisschen anders. // Ja. Ja, ja.  
 52 I: Und gibt es auch Situationen, in denen du Hochdeutsch redest?  
 53 B3: (...) Na, das war ganz wenig. Nur heuer, ah voriges Jahr schon, waren wir in  
 54 Deutschland, in Dresden auf / fünf Tage so einen kleinen Ausflug oder Urlaub, wie man  
 55 sagt, von den Pensionisten, ja. Da hast du dich schon ein wenig zusammenreißen müssen.

56 Weil sonst, sonst haben sie dich nicht verstanden. Wie ‚Spritzer‘, das habe sie ja GAR nicht  
 57 gekannt. (lacht) Scho/ nein auch nicht, ich weiß nicht, wie sie gesagt haben.

58 I: // Eine Schorle //

59 B3: // Auf alle Fälle // Schorle, Schorle glaube ich, ja. Ja das war für uns / da hast du schon  
 60 aufpassen müssen. Nein, so im Ausland / Ja mei, waren wir mal in der Schweiz ein bisschen,  
 61 wie wir da draußen gewesen sind. Weißt du eh, wo es die Blumen so viele gibt. Wie heißt  
 62 das schnell? (...) Vorarlberg, Li/ nein. Ist eh /

63 I: Weiß ich jetzt auch nicht.

64 B3: Fällt mir gerade nicht ein. Ja da musst du halt auch mit dem Reden VOLL aufpassen.  
 65 Ja, und in Kärnten war ich beim Bundesheer, da sind schon Brocken dabei. Da / ja mei. Oder  
 66 Untersteiermark, sind auch so Namen, was hart ist zum Verstehen, nicht? Die kelzen ja  
 67 schon so halb.

68 I: (lacht) Und dann probieren wahrscheinlich beide, dass sie irgendwie so ein bisschen eine  
 69 Umgangssprache finden, oder?

70 B3: Ja. Wir waren da in Kärnten zweimal oder dreimal waren wir so Urlaub so eine Woche.  
 71 Ja, da musst du schon auch aufpassen, wenn sie untereinander reden.

72 I: Und wenn du so ein bisschen ins Hochdeutsche gehen musst, fällt dir das eher schwer  
 73 oder ist das/?

74 B3: Ja ja, das schon.

75 I: Schon.

76 B3: Das schon, nicht? Dreht sich, wo man ist. Ist man heute bei einem Doktor, musst du  
 77 dich schon ein wenig zusammenreißen, (lacht) sonst versteht er sich eh nicht, nicht? (...)

78 I: Und ist das, also ist das unangenehm für dich, so reden, wenn du zum Beispiel mit wem  
 79 redest, der // aus Deutschland ist? //

80 B3: // Naja, was heißt / nein // unan/ nicht so, aber ich muss ja denken, wie muss ich das  
 81 aussprechen schnell. Da heißt es halt, ein bisschen langsam.

82 I: Und ganz generell, wie findest du hört sich ein Hochdeutsch an im Gegensatz zu Dialekt?  
 83 (...) Gibt ja Leute, die sagen, das hört sich gebildeter an, wenn man Hochdeutsch redet.

84 B3: Naja, da muss man schon denken, was soll das oft heißen, nicht, auf / (...) Heute gibt es  
 85 ja so viele so komische Namen, die was wir überhaupt nicht gekannt haben, nicht? (...)

86 I: Aber mit deinen Kindern hast du nie, habt ihr nie // Hochdeutsch geredet? //

87 B3: NEIN. Nein nein, fast nichts. Ja, dann mit dem Enkerl. Jetzt wenn sie kommt, naja  
88 kommt eh nicht viel, aber die ist eh nur von Steyr, aber da in der Schule, gelt, da reden sie  
89 halt doch mehr /

90 I: Reden sie da ein bisschen // mehr schon Hochdeutsch? //

91 B3: Mehr Hochdeutsch, nicht, wie man sagt, nicht?

92 I: Also merkst du auch schon bei jüngeren Leuten, also bei jetzigen / bei Kindern jetzt einen  
93 Unterschied zu dem, wie vielleicht du früher geredet hast als Kind oder als Jugendlicher?

94 B3: Ja (...) schon auch, aber es es sind halt, wie man so sagt, ein bisschen mehr gebildet  
95 oder wie man das nennt, nicht, mit dem Reden.

96 I: Und woher glaubst du, kommt das, dass so, dass sich der Dialekt so ein bisschen verändert,  
97 dass er früher anders war wie er jetzt ist?

98 B3: Naja, wie es da bei uns gewesen ist, da das / so <Ort im Steyrtal>, <Ort im Steyrtal>,  
99 das ist halt ein so Bauerndörfchen gewesen. Da hat es, da hat es NUR so geredet, nicht?

100 I: Weil man halt nicht hinaus gekommen ist?

101 B3: Weil man ÜBERHAUPT, wir sind ja doch überhaupt nicht hinaus gekommen. Das eine  
102 war das Bundesheer. Ja, das erste Mal, dass ich so richtig da achteinhalb Woch/ Monate in  
103 Kärnten gewesen bin.

104 I: Ja und wenn du so überlegst, wenn du jetzt eine Prognose machen müsstest, wie glaubst  
105 du, geht es weiter mit dem Dialekt? Also wird das weniger, oder / ?

106 B3: Ja, ich glaube, bei uns da schon.

107 I: Dass es weniger wird?

108 B3: Nein, der Dialekt / naja, ein bisschen weniger, aber aufhört er sicher nicht. In der  
109 Großstadt ist es sicher anders. Meine ich. Meine ich.

110 I: Wie, und wie siehst du das zum Beispiel in Wien? Weil in Wien gibt es ja viele Leute, die  
111 bewusst // weggehen vom Dialekt //

112 B3: // „Viele verschiedene. Ja //

113 I: Ist das eher was, was du komisch findest oder ist das was Normales oder?

114 B3: Ja, sicher. Wir haben da einen, der was hinauf gekommen ist von Wien. Der hat da  
 115 gebaut in <Ort im Steyrtal>. Aber nein, er hat halt auch ab und zu hat er halt wieder ein paar  
 116 so Fresser drinnen, nicht, beim Reden. Ja /

117 I: Und glaubst du, beeinflusst auch der Wiener Dialekt das in Oberösterreich?

118 B3: (...) Ich glaube nicht.

119 I: Nicht?

120 B3: Glaube ich nicht, nein. Schau, es ist eh alles anders. Ist auch im Mühlviertel oben. Die  
 121 haben auch wieder so, so Fresser dabei, nicht. Freilich, die was halt auch hübsch von der  
 122 Grenze runter kommen. Da / die klauben schon von da drüben ein wenig was zusammen.

123 I: Ja, ist eh klar. Aber so richtig / ich meine, du hast vorher schon gesagt, beim Doktor oder  
 124 so kommt man mit Hochdeutsch in Berührung // bei uns da? //

125 B3: // Ja, musst du, musst du ein // Ja, wenn ich heute in Steyr draußen bin, wenn ich wieder  
 126 hinaus muss am Montag, da musst du schon ein bisschen, weißt du, ein bisschen  
 127 zusammenreißen.

128 I: Ja und jetzt generell, was ist für dich überhaupt Dialekt und was ist Hochdeutsch?

129 B3: Naja, Dialekt, Dialekt so halt wie wir halt so reden da, nicht? Hochdeutsch ist halt  
 130 erstens einmal beim Schreiben schon. Du musst ja / weil sonst hast du (lacht) sonst hast du  
 131 nur einen Krampf drin.

132 I: Sonst kann es keiner lesen.

133 B3: Ja, das kann keiner lesen, ja. Nicht? Zumindest ein Junger gar nicht.

134 I: Und in Deutschland. Unterscheidet sich da das Hochdeutsch wie wenn jetzt ein  
 135 Österreicher Hochdeutsch redet?

136 B3: Ja, in Deutschland ist es schon ein bisschen besser. Ist ja klar, nicht?

137 I: Hört es sich besser an?

138 B3: Ja ja, hört sich schon weit besser an. Auch die Stadtführerin, die was wir da gehabt  
 139 haben, da hast du schon aufpassen müssen, dass du das alles verstanden hast.

140 I: Aber ich hab jetzt auch herausgehört, dass es für dich was dazwischen gibt. Also zwischen  
 141 Dialekt und Hochdeutsch gibt es auch zum Beispiel, wie du beim Doktor redest, so ein  
 142 bisschen ein Mischmasch?

143 B3: Ja. Ich meine, GANZ, RICHTIG Hochdeutsch ist es auch nicht. Kommen halt / sind  
144 halt wieder andere Wörter auch dabei, nicht? So richtig (...) zu dem sind wir nicht geboren.  
145 Ja, leider.

146 I: (lacht) Naja, leider?

147 B3: Nein, wegen dem kommen wir auch durch.

148 I: Ja sicher. (...) Und / was wollte ich jetzt fragen? Ah ja, in deinem Beruf, bist du da einmal  
149 mit Leuten zusammengekommen, die Hochdeutsch reden oder anders reden wie du?

150 B3: Naja so, eigentlich so richtig nie. Obwohl da war da in der <Name der Fabrik>,  
151 <Holzverarbeitungsbetrieb> NUR Bauern gewesen, nicht? Und ja, danach sicher / beim  
152 <Bekleidungsfabrik> ist es schon ein bisschen anders gewesen, aber richtig Hochdeutsch /  
153 höchstens wenn halt der Chef gekommen ist, da hast du dich halt ein bisschen  
154 zusammenreißen müssen, nicht? Aber er war ja auch ein so ein Uriger. Da hat es, weißt du  
155 eh, nicht recht viel / Ja nein, so / Ja und danach <Stahlverarbeitungsbetrieb im Steyrtal>, ist  
156 auch / lauter so ganz normale Kämpfer gewesen, nicht?

157 I: Und in der Schule? Kannst du dich da noch erinnern, ist da drauf geachtet worden, // dass  
158 ihr Hochdeutsch redet? //

159 B3: // Ja, schon //

160 I: Schon?

161 B3: Schon ein bisschen. Aber darum hat es mich auch immer ein bisschen gehabt beim  
162 Schreiben. Weil du zu wenig Hochdeutsch bist, nicht? Da, danach kommt ja wieder so eine  
163 Schreiberei heraus, nicht?

164 I: Also da haben sie schon drauf geachtet?

165 B3: Ja, da schon. Ja, aber du musst dir denken, ich habe im 49er-Jahr das Schulegehen  
166 angefangen. Das war / da ist es nicht so / da war es ja noch lange nicht so kritisch, nicht?

167 I: Und war das streng, weißt du das noch?

168 B3: Nein.

169 I: Also hat man da wirklich NUR Hochdeutsch reden dürfen oder?

170 B3: Nein nein, schon. Nein, direkt komplett nicht, nicht?

171 I: Okay, aha.

172 B3: Ja, das / die Schreiberei ist halt das. Da kommt es heraus.

173 I: Ja glaubst du, dass es besser ist, also für den Schulerfolg besser ist, wenn man sein Kind  
174 jetzt zum Beispiel Hochdeutsch erzieht?

175 B3: Heute schon. Heute wäre es sicher besser. Da gibt es sicher nichts. Es gibt ja, ich weiß  
176 es von meinem Spezi das Enkerl, das ist in Wien unten. Ja du, das Kind, NUR Hochdeutsch.

177 I: Nur Hochdeutsch?

178 B3: Die ist aber in der ersten Klasse erst, nicht? NUR.

179 I: Also glaubst du, ist das schon gut?

180 B3: Gelt, also KOMPLETT unten aufgewachsen. Ja und sie reden schon für ihn / mit ihm  
181 so. Und so auch so halbwegs, wenn wir so reden, nicht? Naja, aber das Kind hört ja das  
182 wieder alles, was wir / Des sagt alleweil „Was, was ist das?“ „Was heißt das?“

183 I: Ja, das gehen die Meinungen ja auseinander. Da gibt es ja ein paar, die sagen, nein das ist  
184 gar nichts, wenn man mit dem Kind EXTRA Hochdeutsch redet. Und ein paar sagen, nein,  
185 dann // ist es besser in der Schule und solche Sachen. //

186 B3: // Naja, weil sie in der Schule // rennt es ja doch wie es in Wien ist, SICHER

187 I: Und glaubst du, ist es bei uns da auch besser? Oder wirklich nur in Wien?

188 B3: Naja, es wäre bei uns auch nicht schlecht, nicht? (...)

189 I: Ja, ich glaube / (leise)

190 B3: Wir haben es. Nein.

191 I: Wir haben es. (leise)

192 B3: (schaut auf Stichwortzettel der Interviewerin) Ich sehe ja so auch das nicht.

193 I: (lacht) Ah ja, vielleicht noch, wo wird denn in Österreich oder in Oberösterreich da bei  
194 uns noch Hochdeutsch geredet? Wir haben ja schon gehabt beim Arzt ein BISSCHEN.

195 B3: Ja (...) aber in den Ämtern überhaupt nicht.

196 I: Nicht, gelt?

197 B3: Sch/ naja, so zum Teil.

198 I: Aber auch nicht so richtig, oder?

199 B3: Ganz SO, so wichtig nicht, nein. Ja, es dreht sich halt auch wieder, wer halt dort sitzt,  
 200 gelt? (lacht)

201 I: Ja, sicher.

202 B3: Ein Alter oder ein Junger oder eine Junge.

203 I: Und aus welchem Bundesland wahrscheinlich auch.

204 B3: Ja, von wo die auch herkommt. Die muss nicht sein von Oberösterreich, nicht?

205 I: Ja, genau. (...) Und wenn du jetzt bewerten müsstest, wie du das siehst, dass sich der  
 206 Dialekt verändert da bei uns? Weil du hast ja gesagt, du hast früher anders geredet wie die  
 207 Jugendlichen heute reden.

208 B3: Ja.

209 I: Findest du das negativ, positiv?

210 B3: Naja, wenn sich das verändern täte, recht gut fände ICH es nicht. Nicht?

211 I: Ja, aber es ist wahrscheinlich was Normales? Oder wodurch verändert sich das so arg  
 212 glaubst du? (...) Einfach natürliche Entwicklung oder?

213 B3: Naja, freilich. Es, es wird alles ein bisschen anders alleweil, nicht? Ich meine / (...)

214 I: Ja, ich glaube /

# 1 Interview B4

2 I: Ja, kannst du mir mal erzählen, wo du geboren und wo du in die Schule gegangen bist?

3 B4: Ja, <Wohnadresse>/ in <Ort im Steyrtal> bin ich geboren. Nimmst du es schon auf? Ich  
 4 bin in <Ort im Steyrtal> geboren, <Wohnadresse>. Also früher hat es eine andere  
 5 Hausnummer gehabt. <Adresse> und jetzt ist es <Adresse>. Da bin ich geboren. Und in  
 6 neunt/ in 26. Jänner 1947. Und wohne seitdem immer noch in demselben Wohnung.

7 I: Okay, und du bist nie / du hast nie irgendwo anders gewohnt? Auch in keiner anderen  
 8 Stadt? Hast kein /

9 B4: Nein, nein. Bin immer noch da.

10 I: Und du bist auch da in die Schule gegangen, in dem Ort?

11 B4: Ich bin in <Ort im Steyrtal>, bin ich in die Schule gegangen. (...) Und, eine Volksschule.  
 12 Weil dort hat es (...) also Hauptschule hätten wir in <Ort im Steyrtal> gehabt, aber die Mami

13 hat sich das nicht leisten können. War eh nicht so (unv.). Und die acht Klassen Volksschule  
14 gemacht und dann bin ich aus der Schule gekommen. Und dann bin ich zwei Jahre in einem  
15 Wirtshaus arbeiten. Nach zwei Jahren bin ich dann (...) in eine <Sportartikelfabrik>  
16 gegangen in <Ort im Steyrtal>. Da war ich 28 Jahre. Da habe ich dann, dazwischen war ich  
17 einmal schwanger, habe ich eine Tochter geboren. (...) Und die Schul/ die hat dann Schluss  
18 gemacht. (...) Und dann bin ich ins <Wohnheim im Pflegebereich> arbeiten gegangen. Und  
19 so ist eigentlich (...) mein Leben verlaufen. Und dann bin ich in Pension. Jetzt bin ich schon  
20 16 Jahre in Pension.

21 I: Aha, ja und im Kindergarten warst du nicht, oder?

22 B4: Ja freilich. Ja ja. so die / wir sind unsere acht Kinder. Und die jüngsten drei sind in den  
23 Kindergarten gegangen. Und meine Schwester und ich, <Person> und ich, sind miteinander  
24 in den Kindergarten, weil wir nur anderthalb Jahre auseinander waren. Sind wir miteinander  
25 in den Kindergarten gegangen. (...) Und dann ist die Schule gekommen, nicht? Und dann /  
26 müsstest mich alleweil fragen um was (leise).

27 I: Ja, und kannst du dich noch erinnern, wie du / Wie sprichst denn du überhaupt im Alltag?  
28 Sprichst du da im Dialekt oder/?

29 B4: Ja, nur Dialekt.

30 I: Ja? Nur Dialekt. Und kannst du /

31 B4: Nicht „eins, zwei“ (monophthongiert, leicht spöttisch), nix. „Eins, zwei“ (diphthongiert)

32 I: Mhm. Und kannst du dich noch erinnern, wie bei dir in der Schule geredet worden ist?

33 B4: Nach der Schrift.

34 I: Nach der Schrift.

35 B4: Nach der Schreibe. In der Schule haben wir nach der Schreibe geredet.

36 I: War das / habt ihr da wirklich durchgängig so reden müssen oder nur ab und zu in  
37 gewissen Situationen?

38 B4: Nein. Im / mit der Lehrkraft, da haben wir immer nach der Schreibe. Aber wenn wir  
39 wieder ausgeht haben, wir Kinder untereinander haben wir /

40 I: Aha, okay.

41 B4: Haben wir so wie uns der Schnabel gewachsen ist.

42 I: Und weißt du auch noch, wie das im Kindergarten war?

43 B4: Ja, das war gleich über die Straße hinüber von uns, wo jetzt das Altenheim ist, war der  
 44 Kindergarten. Und das war recht schön und /

45 I: Und da habt ihr auch nach der Schrift geredet, im Kindergarten?

46 B4: Ja ja, da auch, ja ja.

47 I: Das ist aber interessant. Hätte ich mir nicht gedacht.

48 B4: Ja, da haben wir auch / Ja freilich. Und die Mami ist ja arbeiten gegangen, weil der  
 49 Vater schon so bald gestorben ist im 50er-Jahr. Und hat sich ab und zu auf uns, wenn wir  
 50 vom Altenheim, da hat sie eine Frau gekannt, und die hat alleweil ein wenig aufgepasst auf  
 51 uns. Die hat (...) wie hat die geheißen, die <Person>. Ist sogar zu der <Person> verwandt,  
 52 das ist die Tante gewesen von ihr.

53 I: Aber daheim habt ihr dann schon wieder Mundart oder Dialekt geredet?

54 B4: Nur, NUR, nur. Nur in der Schule und im Kindergarten.

55 I: Und in der / du warst ja dann in der <Sportartikelfabrik>. Da ist dann auch nur im Dialekt  
 56 geredet worden?

57 B4: Nur im Dialekt, nur.

58 I: Und wie war das für dich? Kannst du dich da noch erinnern, wie ihr halt Hochdeutsch  
 59 reden habt müssen?

60 B4: Naja, das ist auch gegangen. Wir haben es ja nur in der Schule, wenn dich die Lehrerin  
 61 um was gefragt hat oder was, nicht. In der Pause haben wir auch wieder normal / Das ist, ja,  
 62 passt schon.

63 I: Und gibt es heute noch, wenn du überlegst einmal, gibt es heute noch Situationen, wo du  
 64 Hochdeutsch redest? Oder wo /

65 B4: Bei MIR nicht.

66 I: Bei dir nicht?

67 B4: Nein. Nein, nein.

68 I: Und was ist, wenn du zum Beispiel/

69 B4: Nicht einmal beim <Person> seinem Dirndl, weil die spricht Hochdeutsch. Ich rede so  
 70 wie ich rede. Nein, und sie versteht mich auch.

71 I: Ach so, und die sprechen Hochdeutsch mit ihr?

72 B4: Ja freilich. Da / musst du ja doch. Bei den / die <Person> auch. Reden alle Hochdeutsch  
73 mit ihren Kindern, nicht?

74 I: Die Ursula, die ist ja aus Wien oder?

75 B4: Ja. Naja, und sie ist / alles Hochdeutsch.

76 I: Ja, wie findest du das, wenn die mit ihnen Hochdeutsch reden?

77 B4: Wie ich das finde?

78 I: Ja. // Findest du das gut oder? //

79 B4: // Naja, das ist aber dort // unten so in <Ort>/ Niederösterreich.

80 I: Aber sie versteht dich, wenn du mit ihr redest?

81 B4: Ja JA, freilich. Nein das (unv.)

82 I: Also sagt der <Person> jetzt zum Beispiel nicht, dass du auch mit ihr Hochdeutsch reden  
83 sollst?

84 B4: Der <Person> redet mit ihr nicht Hochdeutsch. SIE redet Hochdeutsch. Der Papa redet  
85 nicht mit ihr Hochdeutsch. Das Dirndl redet / durch die Mutter.

86 I: Ach so. Weil die Mama mit ihr Hochdeutsch redet. Und ist die Mama, ist die aus  
87 Österreich oder?

88 B4: Ja, von <Ort im Bezirk Gmunden>.

89 I: Von <Ort im Bezirk Gmunden>? Ja aber wie kommt sie dann auf das, dass sie mit ihr  
90 Hochdeutsch redet?

91 B4: (...) Das weiß ich nicht.

92 I: Hat sie da nie irgendwas gesagt?

93 B4: Nein.

94 I: Ja, also / aber es gibt nichts, wo du / Wenn du jetzt zum Beispiel mit einem Deutschen  
95 redest /?

96 B4: Ich rede NORMAL, so wie ich rede.

97 I: Tust du dich da nicht irgendwie anpassen?

98 B4: Nein. Nein, könnte ich gar nicht. Nein, das könnte ich gar nicht, dass ich da so rede.  
 99 „Was machst du denn leicht heute?“ (standardsprachlich, spöttisch) Nein. „Was machst  
 100 denn heute? Was tun wir denn?“ (dialektal)

101 I: Also glaubst du, dass dich die eh sowieso verstehen?

102 B4: Freilich verstehen sie mich.

103 I: Und was ist für dich überhaupt ein Dialekt? Wer redet Dialekt? In Österreich oder?

104 B4: Naja, mehr am Land.

105 I: Am Land.

106 B4: Ja, am Land reden sie /

107 I: Und in der Stadt?

108 B4: Sind schon viele, was (...) nach der Schreibe reden. Weil die ist ja auch in <Ort> unten,  
 109 ist ja auch Niederösterreich und redet / Mehr am Land tun sie (...) Dialekt reden.

110 I: Und in Wien zum Beispiel?

111 B4: Die tun alle / Hat die <Person> viel sogar. Wenn die <Person> mit mir geredet hat, hat  
 112 sie normal geredet. Und wenn sie unten mit welchen geredet hat, hat sie alles Hochdeutsch  
 113 geredet. Hab ich sie ja gehört.

114 I: Und glaubst du auch, dass der, dass das, wie man in Wien redet, dass das den Rest von  
 115 Österreich beeinflusst? Dass das ein bisschen / dass der Dialekt vielleicht weniger wird?

116 B4: Freilich, freilich. Glaube ich schon.

117 I: Also merkt man das auch jetzt schon?

118 B4: Ja.

119 I: Bei den Jungen oder?

120 B4: Mhm.

121 I: Und was ist da genau anders? Was sind da für Unterschiede? Wie habt ihr früher geredet  
 122 und wie reden die Jungen heute?

123 B4: Naja, heute tun sie mehr nach der Schreibe, wenn sie / (...) Weiß auch nicht, wie ich  
 124 sagen soll. Die tun mehr /

125 I: Mehr Hochdeutsch reden?

126 B4: Ja.

127 I: Was glaubst du, hat das für einen Grund?

128 B4: Naja, du tust dich dann 1 beim Schreiben und das, sagen sie.

129 I: Also glaubst du, dass die das so anerzogen kriegen?

130 B4: Ja. Ja ja, die tun das dann da leichter.

131 I: Und vielleicht / Glaubst du, kommt das auch von Deutschland? Dass da ein Einfluss von  
132 Deutschland kommt?

133 B4: Weiß ich nicht. Das kann ich nicht sagen.

134 I: Vom Fernsehen vielleicht?

135 B4: Ja. Ja, das kann sein. In der Stadt reden sie ja mehr /, nicht? Es ist eh da bei uns am Land  
136 auch schon, ‚eins, zwei‘ (monophthongiert, spöttisch). Wenn es auch nicht nach der Schrift,  
137 aber ‚eins, zwei‘ (monophthongiert, spöttisch). Ich sage ‚eins‘, ‚zwei‘ (diphthongiert).

138 I: Das kommt ja von Wien, das ‚eins, zwei‘ (monophthongiert). Also beeinflusst Wien doch?

139 B4: Ja ja.

140 I: Ja und glaubst du, dass, haben wir eh schon gesagt, dass durch das Fernsehen auch das  
141 Ganze ein bisschen verstärkt wird /

142 B4: Freilich macht das was aus.

143 I: Jetzt haben wir ja geredet, wer alles Dialekt redet. Und wer, glaubst du, redet alles  
144 Hochdeutsch? Also f/

145 B4: Naja, die was eh mit dem Fernsehen zu tun haben. So ein wenig Bessere oder was, weißt  
146 es eh, dass / Die reden Hochdeutsch.

147 I: Und in Deutschland?

148 B4: Ja, die reden auch Hochdeutsch. Die reden, wenn du sie so hörst, reden sie Hochdeutsch.

149 I: Und gibt es da auch Dialekte in Deutschland oder eher weniger?

150 B4: Naja, wird auch welche geben. Wird auch welche geben.

151 I: Und, jetzt muss ich mal schauen. Ja, wenn du jetzt mit wem Hochdeutsch reden  
152 MÜSSTEST, wenn dich der gar nicht versteht /

153 B4: Müsste es gehen.

154 I: Und wie fühlst du dich dann dabei? Komisch?

155 B4: Ja, komisch. Wollte ich gerade sagen. Nein komisch, weil / nicht?

156 I: Und wenn du jetzt mit einem, der nur Hochdeutsch redet, wenn du mit dem Dialekt redest,  
157 wie fühlst du dich dann?

158 B4: Naja, so wie ich rede, ich fühle mich da gut. Weil das ist mein, mein Ding, mein Reden.

159 I: Weil es gibt ja auch Leute, die sagen, man kommt sich dann irgendwie ein bisschen / dass  
160 sich der, einer der Hochdeutsch redet, kommt ein bisschen gebildeter rüber oder so?

161 B4: Ja, sicher.

162 I: Findest du das auch?

163 B4: Naja, das ist, weiß ich nicht. Du, das kann ich nicht sagen. Sind ja auch welche dabei,  
164 die was Gangster sind. Und so tun sie recht (unv.), nicht? Nein.

165 I: Ja und nochmal zu deinem Elternhaus. Also deine Eltern haben auch mit dir immer Dialekt  
166 geredet?

167 B4: Ja.

168 I: Und dein Partner. Ist der von woanders gewesen?

169 B4: Nein. eh auch von Österreich.

170 I: Das heißt, der hat auch so geredet wie du?

171 B4: Ja, freilich.

172 I: Und wenn du zum Beispiel jetzt mit kleinen Kindern redest? Redest du dann ein bisschen  
173 anders?

174 B4: Nein, ganz normal. So wie ich rede.

175 I: Also sagst du da noch zum Beispiel statt „Gib mir jetzt einmal/“

176 B4: die Hand (standardsprachlich) oder was /

177 I: die Gabel (dialektal) /

178 B4: Nein, Gabel (dialektal). „Du, schau, nimm, gib die Gabel (dialektal) her“ Freilich.

179 I: Sagst du da nicht ‚Gabel‘ (standardsprachlich)?

180 B4: Ich sage / Nein. Ich sage höchstens einmal „Gibst mir du die Hand  
181 (standardsprachlich)?“ Aber sonst /

182 I: Aber das ist ja auch schon wieder ein bisschen Hochdeutsch.

183 B4: Naja nur ‚die Hand‘, (standardsprachlich), aber sonst „Gibst mir die Hand (dialektal)?“

184 I: Weil normal sagst du ja ‚die Hand‘ (dialektal).

185 B4: ‚die Hand‘ (dialektal), ja. Da sage ich ‚die Hand‘ (standardsprachlich), aber sonst / oder

186 ‚Handi‘, wenn sie noch ganz klein sind, aber sonst, nein.

187 I: Ja (...) Dann ja, und wie siehst du das mit dem Dialekt, dass sich der jetzt verändert? Weil

188 du hast ja gesagt, die Jugendlichen reden heute anders.

189 B4: Ja, die reden schon mehr nach der Schrift.

190 I: Und wie siehst du das? Findest du das schade oder findest du das ganz nochmal, dass sich

191 das verändert?

192 B4: Na sie sollen so reden wie ihnen der Schnabel gewachsen ist.

193 I: Das heißt, du siehst das als normal an, dass sich das verändert.

194 B4: Ja, ja.

195 I: Und wie glaubst du, geht es weiter mit dem Dialekt? Wie verändert sich der weiter?

196 B4: Naja, ich meine, es bleibt so. Ich meine, dass die, die was Hochdeutsch reden, die

197 bleiben und die was so, die bleiben anders. Glaube ICH.

198 I: Ja und wir haben ja über den Dialekt geredet und über Hochdeutsch. Gibt es da was

199 dazwischen für dich?

200 B4: Nein, nein. Was soll es geben?

201 I: Was ist zum Beispiel eine Mundart?

202 B4: Nein (...) nein.

203 I: Ist das dasselbe wie Dialekt?

204 B4: Hm?

205 I: Ob / ist eine Mundart dasselbe wie Dialekt?

206 B4: Dialekt. Mundart ist Dialekt, freilich.

207 I: Und da gibt es nichts dazwischen? Also wenn man zum Beispiel probiert, dass man ein

208 bisschen schöner redet, so ein Mischmasch oder so?

209 B4: Ein wenig gequälter oder wie, ein wenig aus/ Ich kann es nicht. Ich tue es nicht. Ich  
 210 kann es nicht, ich tue es nicht. Ich rede so wie normal.

211 I: Also entweder so oder so?

212 B4: Nein. Ja, nein, weil da haut es mir höchstens den Vogel heraus, wenn ich sage /

213 I: (lacht) Und du schreibst ja auch ab und zu SMS, oder?

214 B4: Nein, kann ich nicht.

215 I: Nicht?

216 B4: Schreiben kann ich nicht. Ich kann es lesen, aber nicht schreiben.

217 I: Aber wie tätest du das dann schreiben? Oder wie empfängst du SMS? Sind die dann ich  
 218 Hochdeutsch geschrieben oder in Dialekt geschrieben?

219 B4: Im Dialekt geschrieben.

220 I: Im Dialekt?

221 B4: Wenn man jetzt / Ich kriege ja nicht viel, höchstens einmal die <Person>. Aber sonst /  
 222 ich kriege nicht recht viel. Oder die <Person> einmal. Das kann ich lesen.

223 I: Und bist du in deinem Beruf einmal mit Leuten zusammengekommen, die Hochdeutsch  
 224 geredet haben.

225 B4: Nein, nein.

226 I: Gar nicht?

227 B4: Nein.

228 I: (...) Ja, ich glaube, das war es eigentlich. Naja, vielleicht noch / Wer redet in Österreich  
 229 Hochdeutsch?

230 B4: Naja, die was, wie soll ich sagen, was studiert haben oder was. Weißt du eh, dass sie ein  
 231 wenig, dass / aber auch nicht alle. Da bei uns eigentlich nicht. Redet ein jeder so wie normal.

232 I: Und wo kommt man noch mit hochdeutschen Sachen in Österreich in Berührung? Ich  
 233 meine, zum Beispiel beim Lesen oder so. Das ist ja alles auf Hochdeutsch geschrieben.

234 B4: Ja wenn du heute zu den Bauern kommst, die reden ja auch nur, nicht, Mundart. Und so  
 235 wie, hörst es eh oft, wenn ein Bauer im Fernsehen einmal was redet und redet nach der  
 236 Schrift. Das ist / haut nicht hin.

237 I: Hört sich komisch an?

238 B4: Ja. Kommt alleweil wieder dann in den Dialekt hinein.

239 I: (...) Wie glaubst du, soll mit keinen Kindern geredet werden?

240 B4: Normal. Normal, ja nicht „tu essi“ oder / weißt eh, so komisch oder „gib mir Handi“.

241 „Gib mir die Hand (standardsprachlich)!“ Aber „Gib mir das Handi“ das nicht. Normal.

242 I: Aber auch nicht, dass man die Kinder jetzt Hochdeutsch erziehen soll, weil /

243 B4: Nein, eigentlich nicht. Da bei uns am Land nicht.

244 I: Weil es gibt ja viele Leute, die sagen, dann tun sie sich später leichter in der Schule.

245 B4: In der Schule, ja. Das sagen sie schon. Aber nein da bei uns sollen sie es nicht tun.

246 I: Aber das glaubst du nicht, dass man sich da leichter tut?

247 B4: Nein, nein. Und tun ja alle so bei uns. Ist ja niemand, was Hochdeutsch / Du, schau der

248 <Person> ihre Kinder. Sie ist eine Lehrerin. Die reden alle so / normal. Nichts Hochdeutsch

## 7.2 Abstract

Gegenstand dieser Arbeit sind ausgewählte Aspekte der Wahrnehmungen und Einstellungen hinsichtlich des eigenen „Dialekts“ vonseiten älterer (Generation „70 +“), im Steyrtal (Oberösterreich) lebender und sozialisierter Personen vor dem Hintergrund ihrer Sprachbiografie. Ermittelt wurden die „Dialekt“-Einstellungen sowie die „Dialekt“-Konzepte der ProbandInnen mittels narrativer sprachbiografischer Interviews. Die Personengruppe ist bezüglich ihres Alters (Generation „70+“), Wohnsitzes (Steyrtal in Oberösterreich) sowie ihres Bildungshintergrundes (sogenannter „niederer“ Bildungshintergrund) homogen.

Den theoretischen Hintergrund der Arbeit bilden die soziolinguistische Sprachwahrnehmungs- und Spracheinstellungsforschung, die Sprachbiografieforschung sowie die „Sprachdynamik“-Theorie.

Es zeigt sich, dass die ProbandInnen sowohl Prestige als auch Stigma, etwa eine restringierte kommunikative Funktionalität, mit dem „Dialekt“ verbinden. Oberflächlich bewerten die Interviewten „Dialekt“ durchwegs positiv, erst im direkten Vergleich mit dem „Hochdeutsch“ (als Konzept für die Standardsprache) werden negative Bewertungen des „Dialekts“ sichtbar. Außerdem lässt sich eine Konzipierung des „Dialekts“ durch diatopische, diastratische sowie diastituative Faktoren erkennen. Die ProbandInnen haben darüber hinaus ein – aus sprachdynamischer Sicht – überwiegend statisches Konzept von ihrem „Dialekt“. Dynamische Prozesse werden zwar ansatzweise wahrgenommen, aber immer wieder in ein statisches Raster eingeordnet.

Die Interviews zeigen außerdem Korrelationen zwischen der attitudinal-perzeptiven Dimension des „Dialekts“ und Ausschnitten der Sprachbiografie. Relevante Ereignisse im Leben der ProbandInnen prägten deren Einstellung gegenüber der Sprache und insbesondere dem eigenen „Dialekt“. Der eigene „Dialekt“ spielt in der Sprachbiografie der ProbandInnen eine übergeordnete Rolle, da Sprechweisen außerhalb dieses „Dialekts“ kaum zum Einsatz kamen. Diese Rolle des „Dialekts“ bleibt aber weitgehend unreflektiert und wird demnach per se nicht bewertet.

Teilweise äußerten die interviewten Personen widersprüchliche Aussagen, welche einerseits auf eine ambivalente Wahrnehmung, andererseits auf das Fehlen einer Reflexion von Sprache zurückzuführen sind. Letzteres hängt bis zu einem gewissen Grad mit der Sprachbiografie der ProbandInnen zusammen, die faktisch nie eine Auseinandersetzung mit Sprache auf einer Metaebene gefordert hat.